

2023 / 02



LITERARISCHES ÖSTERREICH

ZEITSCHRIFT
DES ÖSTERREICHISCHEN
SCHRIFTSTELLER/INNENVERBANDES

	EDITORIAL	8–9
ZWISCHEN TÜR UND ENGEL		11–83
Sidonia Gall	Tausche	11
Christl Greller	Vivisektion Seitenwechsel	12 13
Bruno Pisek	Bis ich angekommen sein werde	14
Barbara Deißberger	Zwischen Tier und Engel, zwischen Tür und Angel	17
Renate Katzer	Februarbaum	20
Mechthild Podzeit-Lütjen	Kadenz	22
Claudia Taller	Si tacuisses	30
Angelika Stallhofer	Haus	32
Rudolf Kraus	durch die hintertür	32
Petra Sela	Haiku	33
C. H. Huber	Rosa Kuh vorne rechts	34
Sascha Wittmann	Das Versprechen	37
Etela Farkašová	Priestory (Räume)	41
Elisabeth Schawerda	Prüfungsangst	48
Walther Menhardt	Zwischen Tür und Angel	50
Ilse Pauls	Wege Der heutige Mensch Vorsatz für heute	54 54 55

Werner Stangl	Morden zwischen Tür und Angel	56
Maria Lehner	Femtosekunde.	59
Helmuth A. Niederle	Die zufällige Begegnung eines Birgstutzes und eines Menschen	65
Kurt F. Svatek	Anexo II	68
Peter Paul Wiplinger	Befindlichkeiten	76
Johannes Diethart	Zwischen Tür und Angel	80
Norbert Leitgeb	KI-Dichter	82

NEUE MITGLIEDER 84–131

Renata Buczolic	Zahl-Tag	84
	Alles Theater	84
	Hoffnung	85
	Party	85
	Am Vorabend	85
	Verjahrte Liebe	85
Peter Campa	Das ockerfarbene Strickkleid	86
Brigitta Huemer	Dieser Duft	88
	Niemandsland	88
	Zu Ende geliebt	88
Reinhard Kleindl	Zwischen uns	89
Astrid Kohlmeier	Erbühen	97
	Du – ein Gedicht	97
	Ach könnte ich nur	98
	Einmal noch	99

Reinhard Lechner	Die Hand	100
Anton Mantler	Geänderte Umstände Die Schönheit einer Rose betrachtend Späte Liebe Sightseeing Dance to the end of love	110
Martina Onyegbula	Derwischpoesie Punktgenau	112 112
Bettina Planyavsky	Waldgeflüster	113
Franziska Raimund	Gärten Ich steh' hinter Zäunen. Erik Satie, Gymnopédies	115 115 115
Meinhard Rauchensteiner	Der Sandmann	116
Alois Schörghuber	Platzmangel oder das Platzen des Mangels	120
Johannes Wais	smart casual smombies bruch mit der zeit schreibblockade	123 123 124 124
Christina Walker	Schwimmen	125

WERKSTATT 132–185

Denial Bahtijaragic	Samoa	132
Gerhard Blaboll	Wenn sich zwei streiten, freuen sich viele Dritte	135
Martin Dragosits	Beobachtung Corpus Delicti Zeugnis	144

Franz Forster	Lebensverläufe	146
Markus Grundtner	Fantasie und Formalitäten	148
Ida Leibetseder	Die Menschin	153
Wolfgang Mayer König	Ein Lyrisches Triptychon	159
Brigitte Pixner	Blaue Dame Zukunft	162
Karl Plepelits	Die Italienerin in Melk	163
Heidelore Raab	Still ist's geworden	172
Gerald Szyszkowitz	Ein Autor tritt vor den Vorhang	174
Peter Veran	János und Hans	176

FEUILLETON UND ESSAY 186–223

Klaus Ebner	Der letzte Intellektuelle	186
Matthias Mander	„Hauptaufgabe des Menschen ist es, Mensch zu sein“	192
Maria Dippelreiter	Monster under (de)construction	200
Martin Stankowski	Aller Anfang ist schwer	208
Gregor Auenhammer	O Tempora, o Zores!	215

REZENSIONEN 224–284

Dietmar Grieser	Es muss was Wunderbares sein ...	224
Gregor Auenhammer und Gerhard Trumler	Die Brunnen Wiens	227
Etela Farkasová	Beflügelt	229
Helga Schicktzanz	per Bus und Bahn mit Buch ...	231
Irene Diwiak	Sag Alex, er soll nicht auf mich warten	235
Peter Paul Wiplinger	Lyrik	238
Hilde und Richard Langthaler	Brutpflege	246
Peter Paul Wiplinger	Wörterwelten	249
Dario Calimani	Der Jude auf der Kippe	254
Gerhard Blaboll	69 Stunden ins Paradies	256
Johanna Dürnecker	Feuerfalter	258
Elisabeth Escher	Der letzte Akt vom Puppenspiel	261
Mechthild Podzeit-Lütjen	darhöhung. elmsfeuer	263
Walther Menhardt	Am ersten Tag des Endes	264
Franz Forster	Saga der Unbekannten	265
Klaus Ebner	Podium Porträt 127	267
Axel Karner	Popanz	269
Theodor Kramer	Wir lagen in Wolhynien im Morast ...	271
Ingrid Maria Lang	German Fräulein	274

Enrico Morovich	Alltägliche Wunder	277
Angelika Stallhofer	Stille Kometen	279
Maria Lehner	Krumme Eiche bis Unteres Feld	282
Biografische Notizen		286

EDITORIAL

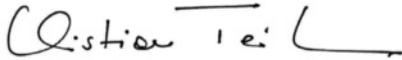
Eine Literaturzeitschrift, eine Zeitschrift für und über die Literatur, ist sie nicht bereits zum Anachronismus geworden in einer Welt, in der Autorinnen und Autoren längst nicht mehr darauf angewiesen sind, ihre jeweils jüngsten Arbeiten vor dem eingeschworenen Publikum einer Zeitschrift zu erproben, sondern hundert andere Wege beschreiten können, sich öffentlich oder halböffentlich zu präsentieren und mit anderen in Kontakt zu kommen?

Und doch: Zeitschriften erscheinen nach wie vor, landauf und landab, werden gefördert, gedruckt und gelesen, sind nicht umzubringen, allen Unkenrufen zum Trotz, haben ein langes, zähes Leben, erreichen oft ein hohes Alter und erneuern sich dabei mit jedem neuen Text, der in ihnen veröffentlicht wird. Allerdings: Die Zeiten, da eine Literaturzeitschrift, eine junge zumal, noch Anstoß erregte, heftige Debatten entfachte und zum öffentlichen Ärgernis wurde, sind ebenso unwiederbringlich vorbei wie jene Zeiten, da man noch, um einer tonangebenden Literaturzeitschrift den Kampf anzusagen, eine eigene Zeitschrift ins Leben rief. Heute werden im literarischen Betrieb kaum noch Grundsatzzdebatten geführt – zumindest nicht an seiner Oberfläche –, herrscht friedliches Nebeneinander der Stile und Generationen, der Schreibweisen und Lektüren, ein Nebeneinander, das mitunter in bedenkliche Nähe zur völligen Beliebigkeit gerät.

Dieser Beliebigkeit zu trotzen und aus dem Nebeneinander immer wieder aufs Neue ein Miteinander zu formen ist die Aufgabe einer Zeitschrift wie dem „Literarischen Österreich“. Mit seiner vorliegenden neuen Ausgabe treibt es den Anachronismus, der sein Dasein und seinen Charakter vom ersten Tag an bestimmt hat, konsequent auf die Spitze,

indem es nicht termingerecht erscheint, indem es sich nicht der Diktatur der Kalender beugt, sondern mitten im Jahr 2024 seelenruhig den Jahrgang 2023 beendet. Mögen andere einander in Aktualität überbieten und mit immer kürzerem Atem immer schneller auf das Neue, das Neueste, das Allerneueste reagieren, das „Literarische Österreich“ hat derlei nicht nötig. Österreich wurde bekanntlich nicht an einem Tag errichtet und die Poesie schon vor vielen Tausenden Jahren erfunden – was ist dagegen schon ein Jahr? Was sind selbst zwanzig oder fünfzig Jahre im Wellengang der Literatur? Ein kurzes Innehalten auf der Schwelle, zwischen drinnen und draußen, zwischen hier und dort, zwischen hüben und drüben, eine Geste, nur halb ausgeführt, ein Satz, begonnen, aber nicht beendet, ein Gedanke, mehr geahnt als gedacht.

Und doch: Gerade in dieser Flüchtigkeit und Vorläufigkeit kann sich ein Abgrund auftun, ein ungeahnter Ausblick eröffnen, eine bisher nicht gekannte Wahrheit einen Lidschlag lang offenbaren. „Zwischen Tür und Angel“ – dieses Wort-Bild bezeichnet eine Grenze und einen Übergang zugleich, und es ist eine glückliche Fügung, dass gerade dieses verspätete Heft, dieses Heft zwischen den Jahren, das einen Übergang markiert von der Halbjahresschrift, die das „Literarische Österreich“ bisher war, zum Jahrbuch, das es fortan sein wird, das Motto „Zwischen Tür und Angel“ trägt. Es will, in aller Vorläufigkeit und notwendigen Unvollständigkeit, eine Einladung sein, mitten im Übergang zu verweilen und dem Vorübergehenden Dauer zu geben.


Christian Teissl



ZWISCHEN TÜR UND ANGEL

Sidonia Gall

Tausche
äußeren Einsatz
gegen inneres Lot,
die Bühne der anderen
gegen Stille,
das engagierte Spiel
gegen die gelassene Distanz,
die Akklamation
gegen Verstummen,
den Idealismus
gegen das, was bleibt.

Christl Greller

VIVISEKTION

vor dem abflug nur noch
ein paar kleinigkeiten, nichts
von bedeutung ...:
geboren wann und wo.
dein religiöses bekenntnis, die
berufe deiner eltern.
die abstammung bis ins dritte glied.
dein derzeitiger aufenthalt.

deine iris. deine fingerabdrücke.
schuhgröße. der
farbton deiner haut, augenabstand, schulterbreite.
deine haarfarbe. die
schwingungen deiner stimme.
größe, gewicht.
gebissabdruck,
skelettschädel – rund oder lang.
foto – profil und en face.

deine ausbildung. derzeitiges dienstverhältnis.
handynummer. kontonummer. kreditkartennummer.
die finanzielle verlässlichkeit.
der polizeiliche leumund.
deine vorlieben, deine abneigungen.
alkohol? zigaretten? drogen?

festgestellte erbkrankheiten,
typische muttermale, deine
sexuellen praktiken –

– alles datengeschützt,
selbstverständlich. und dort drüben,
bitte, geht's zum ganzkörperscan.

SEITENWECHSEL

schleicht schon lang ums haus:
landstreicher tod. die nacht
ist voll wolken, blickdicht. ein
augenblick der unachtsamkeit – –
schon
drückt er sich durch den türspalt,
geht nicht mehr hinaus.
näher streicht er, harmlos.
zwängt sich bald zu dir
auf die bank, sitzt
schon mit am tisch, gibt nun
den ton an, lautlos prahlend.
der raum
verweigert dir das sein, die türen
drehen dich hinaus. nackt
schleichst du davon.
landstreicher,
tot

Bruno Pisek

BIS ICH ANGEKOMMEN SEIN WERDE

1

Eben noch in der Schleuse,
jetzt im labilen Verharren.
Angesichts der vielen Gesichter,
die diesen Zwischenort formen,
die Irritation einer ungewohnten Ungeübtheit an Flughafenübergängen.

Schub. Dem Beben in den Ohren erscheint
der Rüttelflug des Bussards als Wunschort der Ruhe.
Höher, im widerwillig geleisteten Beitrag
zu den in greifbare Nähe gerückten Brüchen in den Lebenskreisläufen, zähle ich:
Wie vielen Ohren niste ich mich als Störung ein,
als Lärmspur, über Wolken gelegt?

Ruppig rumpeln achtunddreißig Reihen
aus sieben Sitzen durch Tropfennetze abwärts.
Bis der Schleier alles verschluckt,
bis mir schlingernder Gummiabrieb den nächsten Übergang bereitet.

Die Wiedererkennbarkeit meiner Iris, meiner Fingerkuppenmuster,
ist meinem Gegenüber weit wichtiger als mir –
bevor noch ungewohntere Gesichter
für die Dauer eines zweiten Kondensstreifens mein Schauen herausfordern.

2

Dieses Fliegen klingt befremdend,
klingt nach rostigem Quietschen
eines aus der Zeit gefallenen Haustores –
in zu langsam abgespielter Tonaufnahme.

Auf dem Bildschirm die Flugroute, eingefügt
in eine kartographische Vorstellung vom Weltsein,
in der der Tageslichtkegel, den die Erde durchkreist,
die Form eines Glockenquerschnitts angenommen hat, in hellem Blaugrau,
mit Uhrzeiten, verstreut. Zerdehnte Zeit.

Unschlüssig, für welche Zeitzone
ich jetzt müde sein soll.
Und die Kartographie der Nacht:
ein mitternachtsblau gesetzter Tulpenkelch,
der Glockenrippe gegengleich.

Zeitverloren in entfremdendem Klang eingehüllt,
reißen Sprechfetzen vereinzelt Löcher in vorgeträumte Regenwälder,
den Fluchträumen in Geräuschnebelwirbeln.
Die Rauschklänge der Regen haben andere Vokabularien,
Intonationen.

3

Obwohl wieder auf den Boden gekommen
bleiben die sonst greifbaren Wirklichkeitsfolien
in der Luft hängen.

Dazwischen,
kein Türgriff, kein Zugang,
nur die mitgebrachten Pfade.
Der weite Blick aus dem Fenster:
eine weitere Weltenge urbaner Zonen.
Kein Anker, keine Ankunft.

Weitersuchen.
Nach einem Reststückchen Wildnis.
Bis ich angekommen sein werde,
denke ich in Glockenkurven,
Tulpenkelchen, ans Verloren-Sein und an Blätterdächer von Regenwaldbäumen.

Was weiterhin bleibt: ausharren.
Verbunden mit erstem Regen, halbnah:
Perlmutterchnüre außen, Tröpfchenfelder innen,
am Panoramafenster,
das mir den Nordostmonsun zeichnet –
und ihn mir vorenthält – leise.

Dahinter, über Baukränen in Hanglage, anhaltend Landeanflüge.

Barbara Deißberger

ZWISCHEN TIER UND ENGEL, ZWISCHEN TÜR UND ANGEL

„Wenn ich sowas lese ...“, meinte Fina und schüttelte den Kopf. „Wo ich ja triglott bin. Was glaubst, was da draus wird?“ Ich zuckte mit den Schultern. „Wenn ich meine Mundkunst, die Mundart, fürs erste Wort hernehme, krieg’ ich ‚Tia‘ wie ‚Tier‘. Geb’ ich beim zweiten Wort meine Drittsprache dazu, land’ ich beim Engel. *Angel*, was ohnehin mit ‚Engel-Land‘ zusammenhängt und schon bei ‚Angelsachsen‘ anklingt. Das Engel-ische schleicht bei mir ja ständig durch Gedankengänge und steigt Gehirnwindungen rauf und runter wie Wendeltreppen. Auch die Mund-Art liest sich im Spiegel dieser Sprache als Kunst. Was nicht heißen will, dass Un-Art keine Kunst ist. Man muss bei Spiegelungen und Triglossie aufpassen, dass man nicht ausrutscht. *Freudian Slip, you know?*“ Wir lachten. Fina ist fünfzig, rennt in Pippi-Langstrumpf-Couture herum und redet alle nieder. „Zwischen Tier und Engel, verstehst du? Dreimal kannst raten, wer das ist.“ Ihre Augen blitzten. Es folgte eine Kunstpause. Ich mochte Fina, die sich gerade als triglotte Sphinx präsentierte, schon immer. Sie ist imstande, dich in der ersten Hörminute mit ein, zwei Kindheitstraumata mundtot zu machen. Peng!, hallt der Schuss ihres Jägervaters in deinem Kopf nach, sobald du erfährst, wie er ihren Lieblingshund erschossen hat. Und der Atem seines Lachens weht dich faulig an, wenn du mitfühlst, wie die Mausefalle im Nikolosack um ihre Finger zugeschnappt hat. Nur zum Gaudium hat der Vater Schmerz zugefügt! Es geschah nicht einmal im Zorn. Solch einleitenden Bekenntnissen begegnet man, wie von Fina vorgesehen, mit Betroffenheit und anschließender Offenheit der Ohren. Den Mund hingegen schließt man für längere Zeit. Denn dann geht’s erst richtig los. Fortan erzählt Fina über furchtbare Vorkommnisse aus

ihrem Leben in vor Witzen sprühenden Anekdoten. – „Der Mensch!“, rief sie jetzt aus. „Zwischen Tier und Engel liegt der Mensch, so wie zwischen Tür und Angel der Moment. Dass der Mensch erst durch sein Fortschreiten vom Tier zum *human being* wurde, prägt ihn. Seitdem glaubt er in einem fort, fortschreiten zu müssen. Er ist dem Irrtum verfallen, die Wegbewegung allein würde ihn schon weiterbringen. *Never ever* wird er so zum Engel. Der Moment zwischen Tür und Angel wiederum – hast du nicht gesehen – verflüchtigt sich schon wieder. *Not in the past, not in the future*, kriegst ihn kaum in der Gegenwart zu fassen. Der Moment ist auf der Flucht, der Mensch in Bewegung. Freilich sind in ihrer *multitude* auch Menschen in Bewegung oft auf der Flucht.“ Fina holte tief Luft, sodass man's für ein Seufzen nehmen konnte. Ich nutzte meine Chance. In Jahrzehnten Fina-Zuhörerschaft ist es mir gelungen, ein Wurmloch zum Abschweifen zu kreieren. Ich kann mit Bestimmtheit sagen, dass ich dabei nichts von Finas Redestrom verpasse. Auch ihre Anekdoten kommen unbeschadet *charming* bei mir an. „Fliehen hätten wir in der Burn-out-Reha auch alle sollen“. drangen Finas Worte wieder in den Vordergrund. „Es begann schon damit, dass man im gesamten Gebäudekomplex die Fenster nicht öffnen durfte. Das bringt die Klimaanlage durcheinander, hieß es. *Obviously* habe ich denen erklärt: Frische Luft ist ein Menschenrecht, das man allenfalls durch einen Klimawandel, nicht aber durch eine Klimaanlage verlieren kann. Sie waren *not amused*. Und dann die Gruppenzuteilungen ...! Ein volles Tagesprogramm, *that your head spins*. Für Burn-out-Patienten ...! Die spinnen. In der Stressmanagementgruppe musste ich schließlich für eine als Alkoholikerin Abgestempelte kämpfen. ‚Was sind S‘ auch so ehrlich?‘ meinte ein Zwei-Meter-Mensch mit grauen Schläfen zu ihr. ‚Nie zugeben, dass Sie ab und zu a Glaserl Wein zum Essen trinken. Nie!‘ Die arme Frau war ganz gestaucht, weil das Reha-Institut sie aufgrund ihrer Angabe zu Alkoholkonsum fast nach Hause geschickt hätte. Begründung: Für Alkoholikerinnen seien sie nicht zuständig. ‚Aber ich bin doch keine‘, beteuerte sie. Ich gab ihr Rückendeckung: Es könne ja wohl nicht sein, dass man aufgrund einer solchen Angabe

solche pauschalen Schlüsse ziehe. Und überhaupt. *Well*, sie durfte dann bleiben. In der Folge spaltete sich unsere Stressmanagementgruppe in zwei Teile. Zur einen gehörten ich, die Nichtalkoholikerin und der große Silberschläfenmann, zur anderen der Rest der Gruppe. Egal, welches Thema behandelt wurde, immer waren wir *on opposite sides*. Der Silberschläfer ging außerdem in denselben Kreativkurs wie ich: Singen. Während er eine beachtliche Tenorstimme vorweisen konnte, wurde ich als Alt-Stimmfrage von Sopranistinnen und Mezzosopranistinnen ausgestochen. Quasi mit spitzen Cs aus Spitzmündchen.“ Wir lachten wieder. In Gedanken äugte ich nach meinem Wurmloch, aber zu spät. „Auch die Reha weiß den Weg zum Engel nicht“, setzte Fina fort. „Schlafhygiene, gesunde Ernährung, ausreichend Bewegung – all das betrifft in vorderster Linie unser tierisches Wohl, den Körper. Dass man, was das Seelische angeht, von ‚Psychohygiene‘ spricht, sagt eh schon alles. Als könne man das so angehen wie *physical pain!* Neuronen hin, Gehirnareale her, verstehst du?“ Ich nickte und verschwand kurz in meinem Wurmloch. Es war ein Moment zwischen Tür und Angel. Ich stand im Bann von Finas Erzählung und sah trotzdem, wie sich hinter ihren Worten die Welt weiterdrehte. Während sie ein Schwarzes Loch nach dem andern in meine Vorstellung malte, sah ich an jedem Ende meines Wurmlochs Licht im Tunnel. Dafür hatten ihre Löcher ein buntes Halo, eine Regenbogenaurea aus Wortwitz und Zynismus. „Jedenfalls, um auf meine drei Sprachen zurückzukommen“, kam Fina gerade am Ende eines Regenbogens an, „ich bin ja nicht multilingual mit meiner Triglossie. Muttersprache, Mundart und *foreign tongue* sind keine polyglotte Dreieinigkei.“ Als hätte Fina das Ende des Regenbogens aus meinem vorigen Gedankengang übernommen, sagte sie nun: „Weißt du: Reden ist, was dich am Ende des Schweigens erwartet. Nicht Silber, sondern Gold.“ – „*A pot of gold*“, ergänzte ich. Meine ersten Worte in unserem Gespräch. Finas Augen leuchteten.

Renate Katzer

FEBRUARBAUM

Sie saß mir am Frühstückstisch gegenüber. Mama. Sie war mir fremd. So weit weg, im altrosa Morgenmantel, dem flauschigen, wie man ihn nicht mehr trägt. (Ich sollte ihr einen kaufen, Altertümliches liegt mir nicht.) Sie fror, trotzdem. Vor dem Fenster die Wintervögel im kahlen Februarbaum. Mama mag Vögel nicht – *Rehe? Ja, aber.*

Im blühenden Baum werde ich sie nicht mehr erleben, sagte sie, ungerührt. Mich fror. *Glaubst du?*, nichts weiter sagte ich.

Niemand hat uns gehört, wir waren allein. Die Bedrohung nahm zu. Jetzt war ich an der Reihe. Die Stille wuchs schmerzlich – ihre Augen blickten glanzlos.

Ich weiß, sagte ich, *du bist müde – sterbensmüde,* stellte ich todesmutig fest.

Ein Aufflackern in ihren dunklen Augen! Plötzlich – in ihren seelenvollen Augen Feuer. Ein kleines Lächeln verfiel sich in den Mundwinkeln. blieb stehen, erlosch.

Du verstehst mich, sagte sie überzeugt, *sterbensmüde, zu müde,* um zu leben, um zu sterben.

Wir waren bei dem Thema angelangt, das uns beide, uns alle anging: *Die andern begreifen das nicht, sie reden vom Leben, ich will vom Sterben reden.*

Es gab für mich kein Ausweichen mehr. Mama hatte recht, kein Leugnen und Beschönigen half mehr.

Susanne will immer, dass ich positiv denke. Ist das nicht positiv, wenn ich sage, ich bin neugierig auf das Sterben, freue mich darauf?

Susanne, meine Schwester meint es gut. Mama stellte die Teller auf einen Stoß, stapelte sie. (Schließlich ist es ihr Sterben, mit dem sie sich auseinandersetzt, ein Leben lang schon.)

Das ist doch positiv!

Ja, das ist es, musste ich zugeben.

Mit dir kann ich darüber reden, räumte sie ein und legte das Besteck in die Lade.

Was soll ich anziehen? Wenn es so weit ist, fragte sie jetzt gerade heraus.

Alle Widrigkeiten eines jahrzehntelangen Lebens fielen in sich zusammen, allein mit der Frage: Was ziehe ich an im Sarg? Ich tat so, als ob das die alltäglichste Frage wäre, wie die Frage nach dem Wetter für morgen.

Ein Kostüm mit Strümpfen? Nein! So will ich nicht ausschauen, nicht im Sarg!

Wir beide mussten einfach lachen, es war zu komisch. *Ich,* sagte ich in bemüht normalem Tonfall, *ich würde mich in ein Tuch wickeln lassen, ein seidenes.*

Lazarus!, sagte sie aufatmend.

Das Gespräch wurde immer lebendiger, ohne Scheu und Furcht wir beide, bei der natürlichsten Frage: Was ziehe ich an?

Mit dir kann ich darüber reden, wirkte Mama erleichtert, *Susanne winkt immer ab.*

Ich fühlte mich stark und gewappnet. Sie hatte mir das Leben gegeben und lehrte mich jetzt das Sterben. Was kann mir da noch zustoßen?

Wir schauten aus dem Fenster. Die Vögel im Winterbaum umflatterten das Futterhäuschen.

Ich mag Vögel nicht, sie sind mir zu aufgeregt. Sie erhob sich, um sich wieder zurückzuziehen, sich niederzulegen. *Ich sollte jetzt sterben können, jetzt, wo du da bist und Ferien hast.* Praktisch war sie immer schon, kreativ auch.

Sie sei neugierig auf das Leben nach dem Tod. *Das Sterben bringt Abwechslung in mein Leben,* findet sie noch im Hinausgehen.

Mama hatte den Fuß in der Tür in eine Anderswelt, ihren Rücken mir zugewandt. So nah waren wir uns und gleichzeitig einander so fremd.

Mechthild Podzeit-Lütjen

KADENZ

... meine lippen waren ganz aufgerissen

(... diese Geschichte erzählte mir Daphne, auf einem Fest, sitzend auf einem Teppich, safrangelb, als ihr Sohn Tim 50 Jahre alt wurde; „Tempus fugit – amor manet – es vergeht die Zeit – die Liebe bleibt“, sagt sie lächelnd. Sie erklärt das uralte Teppichmuster, inmitten einer Margerite, umrankt von Akanthusblättern, die Blüte Symbol für das Zentrum des Seins; an den Spitzen stilisierte Lotusblüten, seitlich Päonien, als Königinnen der Blumen. Flankiert von halbmondförmigen lanzettförmigen Blättern, die als Lapis-Fische im Teich gedeutet werden).

Ich denke oft an die Geburt meines kleinen Löwen – insgesamt ein schönes Trauma. Nur weil ich jung und unverbraucht war und so voller Enthusiasmus, konnte ich diese Geburt verkraften. Irgendwie war ich selbst noch ein Kind, gerade mal 20. Und er, der Vater, 35.

Der Abend begann damit, dass ich hochschwanger U. von der Straßenbahn abholte. Ich wusste immer, mit welcher Straßenbahn er kam, wenn er um 17 Uhr Dienstschluss hatte. Dann nahm er die, die vom NIG wegfuhr. Es regnete – entweder hatte es unterwegs angefangen, oder ich hatte keinen Schirm mitgenommen, jedenfalls bin ich ziemlich nass geworden. Zu Hause angekommen, nahm ich ein Bad. An Essen erinnere ich mich nicht. Oder vage. Aber an „Mastermind“, das U. und ich spielten. Wir saßen uns gegenüber an dem großen Tisch, der Tischteppich und dann das Spiel „Mastermind“ mit den verdeckten Farben und Tee, ja, wir tranken Tee, vielleicht Kräutertee, der in einer Kanne auf dem schmiedeeisernen Stövchen über dem Teelicht blubberte. Jetzt sind wir noch allein, sagten wir, und unser Kind bewegte sich in mir. Und alles auf einem Tischteppich mit Herati-Muster, nach der Stadt Herat im Nordwesten Afghanistans benannt. Es besteht aus einer Blume inmitten einer Raute, die von vier Akanthusblättern

umgeben ist. Die Blätter werden wegen ihrer Form manchmal auch Fische genannt.

Einmal gewann U., einmal gewann ich.

Bald darauf legten wir uns schlafen. Ich hatte mich so an den dicken Bauch gewöhnt, ich trug das Kind behände. Obschon durch den Hohlrücken es nach einer Zwillingsgeburt aussah. Das Schlafzimmer war gleich im Nebenraum, dahinter das Bad. Wir löschten das Licht. Kaum entspannte ich mich, ergoss sich plötzlich zwischen meinen Beinen ein Schwall und nahm Druck aus dem Bauch: Ich lag ich einer Lache von Fruchtwasser. „Uh ...“, rief ich, „alles nass ... uh“, stand auf. Er nahm den kleinen beige Koffer, und ich sagte ihm, was er alles hineintun sollte. Er sollte mir später von Palmers noch einen blauen Morgenmantel bringen. Ich wusste, dass ich nicht mehr aufstehen durfte: Die Fruchtblase war geplatzt. Der Bauch hatte sich nach unten gesenkt, und das Baby hatte sich in Geburtsstellung gebracht. Ohne dass man ihm das gesagt hätte. Sicher war es jetzt eng da drinnen und nicht nur kuschelig in dem nassen Fruchtwasser. Jetzt aber raus, war die Devise – das Kind war ausgereift, der Embryo ausgewachsen; alles war dran, klein und niedlich. Und ganz leichte Wehen machten sich bemerkbar, so ein Ziehen, eher Krämpfe. „Jetzt geht es los“, dachte ich. Und war ganz aufgeregt. Aber auch wieder nicht, denn ich wusste ja, was mich erwartete – hatte bei Geburten zugeschaut und selbst Vorbereitung gemacht. Glaube ich, was ich hoffe? Aber was hoffe ich? 1977 waren Väter bei der Geburt noch nicht zugelassen.

Er holte dann das Auto, einen Austin Allegro, und ich ging von der Wohnung zu Fuß dorthin; wir fuhren über den Berg zur Semmelweis-Klinik, nämlich zum Haupttor. Aber dort war kein Hineinkommen. Ob es eine Gegensprechanlage gab? Das ist möglich. Wir stiegen wieder ein und suchten am Gitter des Areals entlangfahrend nach einem anderen Eingang. Mir war mulmig zumute, jederzeit konnte sich das Geburtsgeschehen intensivieren. Polizisten in einem Streifenwagen wurden auf uns aufmerksam, die uns dann wohl lotsten – ich bin später immer durch den Haupteingang und kann mich nicht an das andere Tor

erinnern – jedenfalls wurden die Wehen stärker. In der Klinik angekommen, musste U. mich nur dort lassen. Er fuhr wieder nach Hause. Sie bugsierten mich auf eine Bahre und dann in ein Bett, wo ich gleich einen Wehentropf, sprich eine Infusion mit Oxytocin, bekam, weil die Wehen zurückgingen. Ein netter Arzt hatte mich untersucht, es war der 11. August 1977, und es war nach Mitternacht, der Muttermund sei nur fünf Schilling weit geöffnet – kleine Wehen bis zum Morgenrauen, als mich eine Ärztin, die Ablöse, untersuchte und mir ihre Faust durch die Vagina in den Muttermund stemmte, um diesen zu weiten. Ich schrie auf von dieser Folter – es war kaum zu ertragen.

Ich war fremd in diesem Land. Manche Frauen nahmen ihre Gynäkologen mit. Aber ich war guter Dinge und vertraute auf das Klinikpersonal.

Ich wusste nicht, welches Geschlecht mein Kind haben würde. Im Ultraschall war es nicht erkennbar gewesen.

Wie bei einer Erstpara normal und wie auf der Gynäkologiestation gelernt, ist Warten angesagt. Ich erinnere mich nicht, dass die Herztöne des Kindes permanent überprüft wurden. Dann und wann. Also ein CTG, sprich Wehenschreiber, war nicht angeschlossen. Rechts und links neben mir hörte ich Stöhnen und Geschrei der Mütter bei der Geburt in allen Sprachen, und dann des Neugeborenen, nur durch Paravents mit Stoffvorhang abgetrennt. Ein paar Mal kam eine Schwester und benetzte meine Lippen, die total aufgesprungen waren. Trinken und essen durfte ich nicht. 16 Stunden lang. Wie lange die Infusion lief, erinnere ich mich nicht. Ich war gleichzeitig hellwach und in einem Dämmer Schlaf, nahm alles wahr um mich, an mir und in mir; das Kind war still, es wartete, was passierte, so wie ich. Ich vermisste den Vater meines Kindes nicht, denn er hätte nicht helfen können und seine Anwesenheit hätte den Geburtsvorgang eher nicht beschleunigt, denn Fürsorge war in der Form nicht seines. Vielleicht hätte er gelesen, das hätte mich beruhigt, vielleicht hätten wir über den Sinn des Lebens geredet – wohl eher nicht, für Sokrates und Augustinus war ich zu jung, ich war ein Kind. So sehr ich mir vorstellte, nein, ich wollte es

mir nicht vorstellen, das Kind im Arm zu halten, ich hatte neben der Vorfreude Furcht. Lieber sollte es im Bauch bleiben – lieber alles so, wie bisher. Ich fühlte mich diesem riesigen Schritt kaum gewachsen, aber es gab kein Umhin – vor mir hatten es Millionen geschafft, und auch ich würde es schaffen, hatte ich immer gesagt, immer gedacht. Den Sommer über waren wir im Kongressbad gewesen, vorbei an der Meinel-Fabrik mit ihrem Schokoladenduft. Pfirsiche und Melonen hatte ich gegessen. Als die Wehen heftiger wurden und stärker, stöhnte ich, und als sie so stark wurden, der Muttermund aber nur wenig aufging, wurde mir Lachgas über eine Maske verabreicht, das ich bei den höllischen Schmerzen bis zum Anschlag einsog. Das ging so über eine geraume Zeit. Plötzlich wurde ich durch Schläge in mein Gesicht wach, ich hatte das Bewusstsein verloren – wie lange, konnte ich nicht sagen, alles war irgendwie sowieso zeitlos fokussiert nur darauf, dass dieses Wesen da in meinem Bauch es sich bequem gemacht hatte oder ich es in mir festhielt, hinsichtlich etwaiger Veränderungen, denen ich mich nicht hingeben wollte. Es hieß, eine Saugglockengeburt sei geplant, alles wurde vorbereitet; ich verspürte große Angst in mir; ich wusste, was es für das Kind heißen würde, denn das Kind hatte ja Schädellage; der Oberarzt kam, dann kam eine Hebammenschülerinnenklasse, um sich diese Art von Geburt anzusehen. Eine Wehe, noch eine: hecheln, nicht pressen, hecheln, hecheln, die Wehe abatmen, so wie in der Geburtsvorbereitung gelernt und damit der Damm nicht reißt, und dann: pressen! Ich presste mit aller Kraft des Universums, als gäbe es kein Morgen mehr, eine Hebamme legte sich auf das Kind in meinem Bauch, und das Köpfchen schaute heraus aus meiner Scheide, der Damm war gerissen, es schien alles gleichzeitig zu geschehen, ich schrie vor Schmerzen, noch eine Presswehe – und mein Sohn war geboren. Man sagte: ein Bub. Ich schaute, gekrümmt wie eine Wiege, durch meine Beine hindurch und sah ein Bündel von einem kleinen Menschen – der Moment, auf den ich so gewartet, den ich 1000-mal durchgespielt und vor dem ich mich auch gefürchtet hatte – denn ab da wurde es ernst mit der Verantwortung. Ja, nun wusste ich es, mein Sohn – Schmerzen,

Glück, Blut und die Hebammenschülerinnen und das blaue Baby, das meine Bewusstlosigkeit überlebt hatte – ob blutig, mit Käseschmiere oder schon gewickelt, nach erfolgter APGAR-Prüfung (10 Punkte, erstaunlich), so eingepackt, in ein warmes Tuch, zu meinen Kopf gelegt, mein kleines Wunder, das in meinem Bauch wuchs, dessen Bewegungen und Strampeln ich spürte, so schaute er also aus, neugierig mit allen meinen Poren nahm ich ihn wahr und sah ihn an, sagte: „Ich habe dich erwartet, jetzt bist du da, ganz da, angekommen“, auf meinen linken angewinkelten Arm gelegt, und mein Söhnchen wimmerte leise, probierte gleich seine Stimme aus, aber kaum hörbar, ich beruhigte ihn, meine Haarsträhnen auf seiner Haut, er hatte nicht geschrien, gar nicht verknauscht, Gesichtchen, die Augen geöffnet, sah mich an, die Konturen, roch mich, das Blut, den Schweiß, die Käseschmiere vom Uterus, die Nabelschnur bereits durchtrennt, atmend, blau, und ich sagte immerzu: „Ist ja gut, alles ist überstanden, ist gut, hallo, mein Lieber, willkommen, jetzt bist du da“, und ich weinte und wir beide wimmerten und ich flüsterte unter Tränen: „Jetzt ist es geschafft.“ Ich streichelte seine Haut vorsichtig, küsste ihn immer wieder ganz sanft mit meinen rissigen Lippen, durch mich ging ein unbeschreibliches Glücksgefühl, das Wachsende in mir vollkommen, alles angelegt, im Sanskrit sagt man, ganzes Sein, Bewusstsein und Glückseligkeit, von Frieden erfüllt (beides Glückseligkeit und Frieden nie abwesend, auch in Krisenzeiten); alles dran, würde meine Mutter sagen, alles berühren zu dürfen, seine Haut im Gesicht, heller Flaum, kaum Haare, die kleinen Händchen, so winzig, noch winziger die Fingerchen, als man sie sich denken kann, glatt, nicht runzelig, sein schmales Köpfchen, ich legte meine Hand um sein Köpfchen, meinte, er sehe mir ähnlich, wie sich das Leben anfühlte, so unwahrscheinlich nah und doch bekannt-unbekannt; er hörte meine Stimme, die er ja bereits kannte, und schlief ein, nachdem er ein wenig an meiner Brust gesaugt hatte, „wow“, sagte ich, durch so einen engen Kanal, das war Schwerstarbeit für dich und mich; als die Schwestern sahen, dass er schlief, holten sie ihn für sein Bettchen, nachdem sie ihm etwas zu trinken gegeben hatten und: ihn

seinem Vater zeigten, der vor der Tür warten musste und ganz erstaunt war, dass sein Sohn so blau war, und der Oberarzt, der mit ihm sprach, meinte, es sei sehr anstrengend gewesen – 16 Stunden arbeiteten wir daran, dass er das Licht der Welt erblickte. „Jetzt bin ich Mutter und nehme dich wahr, mein kleines Gegenüber. Ich bin deine (!) Mutter. Wir setzen unser Gespräch fort, das wir unsichtbar, aber fühlbar begonnen haben. Deine Konturen aus meinem Bauch heraus physisch entfaltet vor mir, und dazu deine Augen.“ Es war also so weit, alles auf Messers Schneide. Ich wäre einfach gestorben. Denn ich war außer Stande, etwas zu verlangen, zu trinken oder CTG-Anschluss oder einfach nur kontinuierliche Betreuung. Ich wurde einfach liegen gelassen. Hilf dir selbst, nur der/die Starke überlebt, nach der Devise, die mir aber nicht bewusst war. Niemals in meinem Leben war ich so erleichtert wie nach dieser Geburt – eine Saugglockengeburt kann das Leben maßgeblich verändern.

Ich hätte später gerne die Krankengeschichte gelesen, mir ausheben lassen; aber auch nach der Geburt war ich tot. Warum nur hatte man mich so bis zur Erschöpfung liegen lassen und das Kind durch die ins Stocken geratene Geburt gefährdet? Das erste Mal fühlte ich mich fremd in diesem Land, dessen Staatsbürgerschaft ich überzeugt angenommen hatte, um die andere überzeugt abzulegen. Aber ich war im Ausland, jedenfalls war es da, das Gefühl.

Das Kind hatte noch länger nach der Geburt Hämatome in den Augenlidern, ausgelöst durch den Druck, dem es zu lang ausgesetzt war im Gebärkanal – mein Gott, ich hatte so ein schlechtes Gewissen auch, dass ich es nicht besser gekonnt habe, aber immer gesagt, ich hätte es nicht besser können, ich habe alles versucht. Das Kind war schlank, 3770 Gramm, und lang, 56 Zentimeter. Kopfumfang 35 Zentimeter. Das ist schon ein Brocken gewesen, das Löwenbaby, schlaksige Extremitäten, aber ich habe ihn geliebt, so süß, so süß – mein erstes Kind.

Ob Tim, der zu dem Zeitpunkt noch David hieß, und dessen Name wir erst im Wochenbett entschieden, unter der Lampe wegen Neugeborenenhepatitis lag, ich meine, kurz ...

Der Zahnarzt Stanka sagte später: „Strizzi!“

Es muss einen Menschen prägen, durch so einen engen Kanal zu müssen, sicher hat der Säugling Todesangst oder kämpft auf seine Weise, aber wie, so hilflos, wie er ist, obliegt doch alles der Mutter und der Hebamme, dem Arzt – ich hätte das Kind alleine nicht lebend gekriegt – und für einen Kaiserschnitt schien es zu spät, das Kind steckte bereits in der Vagina.

Der Mutterkuchen, die Plazenta war dann auch vollständig geboren. Und ich blutete wohl sehr. Dass ich viel Blut verloren hatte, wurde erst später offenkundig. Schwach war ich sowieso. Bei einer Geburt normal, hatte ich aber eine Thrombozytenstörung, die nicht diagnostiziert und erst später Thema wurde. Und zwar bei einer Endometrioseknopflochoperation, bei der ich fast verblutete.

Diese Schwangerschaft, meine erste, meine erste Geburt, Leben ins Licht der Welt, hat mir einen Teil meines Sinns des Lebens erfüllt. Dafür bin ich dankbar. Das erleben und leben zu dürfen. Aber diese Geburt hat mich an meine Grenzen bis zum Tod gebracht, auch wenn ich Leben geboren habe. Aber durch diese Urgewalt war die Grenze fühlbar. Ich habe vor dem Tod keine Angst, der Tod ist ganz leicht und tut nicht weh. Ich war nahe dran. Ich war bewusstlos.

Als mein Sohn dann in Obhut war, ich so erschöpft, wie noch nie, wurde ich dann auf den Rücken gelegt, wie aufgebockt, genäht, der Dammschnitttriss musste genäht werden, der Damm war trotz Dammschutzes weit gerissen. Lang dauerte das Nähen, Stunden, kam mir vor. Die Wunde war ja tief und musste in Schichten genäht werden. Ich weiß noch, wie schlecht ich damit gehen konnte. Wie lange ich nicht gut gehen konnte oder sitzen. Ich war hellwach, schlief trotzdem nicht ein, sollte später erschöpft schlafen. Die Naht am Damm, die lange heilte ...

Aber dann hat mich U. besucht, wohl am nächsten Tag, und hat seinem Söhnchen ein Koala-Bärchen mitgebracht, das ich da stehen habe, ich wollte es Tim längst gegeben haben, aber nun bin ich froh, dass es noch da steht. U. ist in der ganzen Stadt herumgerannt, um eines zu

finden. Und ja, einen Morgenmantel von Palmers in hellblauem Nicki, der später nach Muttermilch roch. Und dann haben wir Namensbücher gewälzt, Namen und deren Bedeutungen, deren Wurzeln, Klang und unsere Namenswünsche. Timotheus aus dem Griechischen bedeutet: schätzen, ehren. Klang und Bedeutung. Es blieb nicht bei David. Und wir haben dann, während das Kind schlief, „Mastermind“ gespielt. Später ging U. essen in das Gasthaus unten am Eck.

Er hat unser Kind mit dem von uns gewählten Namen Tim und weiteren zwei im Magistrat Win-Währing angemeldet. Das Kind sollte sich den Rufnamen dann aussuchen können.

Neben mir lag ganz traurig ein Mädchen, das ihre Tochter unehelich oder auch ohne Partner bekommen hatte. Kein Mensch kam zu Besuch, um das Neugeborene wenigstens zu betrachten.

Ich war dann sehr angestrengt, man gab mir keine Zeit bei der Entlassung, Stillen, Milchpumpe, Anziehen und all das, auch Fotos, knautschige Fotos, erstes Tageslicht im Freien, und ich so blass, die erste Autofahrt mit der Tragtasche, über den Berg – aber zu Hause war meine Mutter, die ganz gespannt auf ihren ersten Enkel war.

R. hat uns auf oder, besser gesagt, nach seiner Alpenwanderung besucht. Sein Freund hatte aufgegeben, nachdem sie in Rom bestohlen wurden. Das einzige Babyfoto mit Tim, da schaut Tim ihn, R., auf dem Boden sitzend in der Ferchergasse im Kinderzimmer, an, ganz neugierig, er ist erst ja wenige Tage alt – wie: „auch du“. Der Kleine hat gerade die anstrengende Geburt hinter sich, und Ralph, sein Onkel, wird mit 31 Jahren bei einem Verkehrsunfall sterben –

Claudia Taller

SI TACUISSSES

Si tacuisses ...

Nein, eine Philosophin wäre ich nicht geblieben, ich war zuvor keine gewesen. Aber Verletzungen, beiderseitige Verletzungen, hätte ich uns erspart, ihr und mir. An einer gerade noch nicht geöffneten Türe lassen sich Verletzungen ganz rasch zufügen, heilen lassen sie sich an Türen kaum. Eine Türe ist rasch zu öffnen, steht man bereits davor.

Ich hätte noch schlafen können, ich hätte noch im Bad verweilen können, ich hätte nicht zur Türe kommen müssen. Doch da sitzt ein „Das gehört sich“ im Kopf. Ein Gast – bin ich ein Gast, nur weil ich im Gästezimmer nächtige? – hat sich zu verabschieden. Und sei es um sieben Uhr in der Früh, da die Gastgeberin zur Arbeit muss. Aber neben der Benimmregel sitzt auch noch der Zorn vom vorigen Tag. Wohin mit dem Zorn um sieben Uhr in der Früh? Das Ziel des Zorns steht vor einer Türe, durch die es jeden Augenblick verschwinden wird. Wohin, wenn die Türe von außen geschlossen sein wird, eine ganz normale Türe mit zwei Angeln?

Freilich ist es nicht gut, Zorn in die Nacht mitzunehmen. Er schläft nicht, er wartet auf dein Erwachen. Und dann drängt er sich zwischen Tür und Angel. Das ist kein guter Platz für Zorn.

NochsitzterimKopf, verbirgt sich hinter freundlichen Abschiedsworten. Noch ist die Türe geschlossen, liegt ihre Hand auf der Klinke. Noch könnte ich umdrehen, murmelnd, dass es mich friere im Nachtkleid, soeben aufgestanden, ihretwegen, um mich zu verabschieden.

Der Zorn sagt: „Jetzt oder nie.“ Verzichten will er nicht. Er bricht sich Bahn – auf die zu, die an der Türe steht, noch ein freundliches Wort erwartend.

Der Zorn hat sich abgeladen, seinetwegen könnte sie die Türe öffnen und von außen schließen.

Mit aufgelad'nem Zorn zur Arbeit gehen? Der Zorn muss zurückgegeben werden. Der Zorn wird hin- und hergegeben – zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter. Nur sind wir nicht im Märchen, ein vergifteter Apfel ist nicht zur Hand. Da ist nur die Türe, die – rasch geöffnet und rasch geschlossen – dem Drama ein Ende bereiten könnte.

Und tatsächlich, die Türe öffnet sich – von außen! Die Angeln werden sichtbar. Zwischen Tür und Angel steht derjenige, um den sich der Zorn dreht – zur einen der Mann, zur andern der Sohn.

„Ihr redet so laut“, sagt er leise, gezeichnet von einer langen Nacht an Krankenbetten, „man hört es schon im Stiegenhaus. Ich bin erschöpft, ich wünsche eine Gute Nacht.“

Sagt's und küsst die eine, die zwischen Tür und Angel, und winkt der andern müde zu.

Die eine schließt die Türe hinter sich. Alles andere bleibt offen.

Angelika Stallhofer

HAUS

Ich flüchte
und schlüpfte
ins Wort

hier bin ich
sicher

Rudolf Kraus

durch die hintertür
kam die vordertür
geflogen
sie fragt sich freilich
wer hat mich
betrogen

Petra Sela

HAIKU

der bräutigam im
edlen anzug – schnell noch
einen schnaps gekippt

früh am morgen schon
vogelgezwitzcher – bei der
fahrt in die arbeit

beim ausfüllen der
steuererklärung – es läutet:
der rauchfangkehrer

meine mutter tratscht
mit der nachbarin – rauch zieht
vom herd zur tür hin

C. H. Huber

ROSA KUH VORNE RECHTS

Wie diese lila Kuh aus der Werbung, nur in Rosa. Und genau so hatte sie sich gefühlt.

Die Sneakers auch in Rosa, aber wenigstens war ihr dünnes Top unter dem leichten Anzug schwarz gewesen, und gefroren hatte sie auch nicht. Auf dem Foto sie als rosa Kuh vorne rechts auf der Terrasse eines Gasthauses. In Rofen. Ihr Rosa als Schlusspunkt hinter dem Sommer. Dem Altweibersommer in jeder Hinsicht. Und grundsätzlich keine schlechte Idee, im Herbst die Täler abzuklappern, die sie nicht oder kaum gekannt hatte, wie ihr schien. Für Maria, die Freundin, waren sowieso alle neu gewesen. Edi war auch manchmal mitgekommen, obwohl er ständig übers Autofahren motzte. Sogar da hatte er's getan, was auf Dauer ziemlich nervte. Sie und Maria hatten argumentiert, dass sie erstens mit vollbesetztem Auto unterwegs gewesen seien, zweitens hätten sie diese Ein-Tages-Tour kaum mit öffentlichen Verkehrsmitteln geschafft und drittens und viertens sei er freiwillig mit dabei gewesen und habe ihre Gesellschaft genossen, wie er behauptete.

Markus, im Bild neben ihr, war wichtig gewesen. Ohne ihn hätte sie die beiden an diesem Tag nicht ausgehalten. Dabei hatte sie anfangs mitgemacht bei ihren Witzchen und Übertreibungen. Aber spätestens nach der fünften Wiederholung der Edi-Sprüche und Marias Selbstinszenierung hatte sie genug gehabt.

Schon wieder dieses eigenartige Gefühl. In letzter Zeit fühlte sie sich oft wie zwischen Tür und Angel. Immer machte sie zuerst mit, und dann ging ihr alles auf die Nerven. Ein halbwegs intelligenter Mensch durfte sich doch nicht hineintheatern lassen in etwas, das er gar nicht war und wollte. Dieses alberne Geplänkel, das Nocheinsdraufsetzen, das Übertrumpfen, auch durch sie – kotzen hätte sie mögen. Die anderen

hatten nicht gemerkt, dass sie irgendwann geistig ausgestiegen war und nur gute Miene zum Spiel gemacht hatte. Sie können nichts dafür, sind eben manchmal so, hatte sie gedacht, nobody is perfect. Und sie war wahrscheinlich einfach eine Teilzeitmisanthropin.

Das Tal auf den Fotos. Unglaublich fast, der knallblaue Himmel mit den wenigen weißen Polstern darauf. Die Lärchen fuchsrot, silbern der Bach mit dem kleinen Wasserfall, der die andere Talseite entwässerte. Auch die Heiligkreuz-Kirche und die malerischen Felsen hatte sie fotografiert, das hübsche Vent, wo sie eigentlich hattenbleiben wollen. Zugunsten der Rofenhöfe hatten sie es als Ziel aufgegeben nach der Entdeckung, dass man dorthin fahren konnte. In ihrem Fall vielleicht nicht ganz erlaubt, sie hatten nicht dort übernachten wollen. Allerdings essen und trinken und schauen. Was sie zu Fuß nicht geschafft hätten. Auf der Rückfahrt hatten sie auf dem Venter Friedhof dann auch noch das Grab einer ehrbaren Jungfrau mit Kind lachend bestaunt. Sie hatte das Schmiedeeisenkreuz dort neulich vergeblich gesucht, wahrscheinlich war es auf dem Museumsfriedhof bei Kramsach gelandet, wo man solche Kuriositäten nun touristisch vermarktete. Wo waren die Grenzen dafür? Es schien keine mehr zu geben, wenn man hörte und sah, was überall in dieser Richtung geschah.

Als ganz passable Schiläuferin war sie früher schon im Ötztal gewesen, aber noch nie in seinem Seitental, das nach Vent und Rofen führt. Auch übers Timmelsjoch mit seiner fantastischen Bergkulisse war sie ins Südtirolische gefahren oder vom Passeier aus herüber nach Nordtirol. Jedes Mal hatten sie die Stufen fasziniert, durch die das Ötztal gekennzeichnet ist. Auf den steilen Straßenstücken dazwischen hatte sie gespannt auf den neuen Ausblick gewartet, auf die nächste Ebene und die Dörfer, die darauf stehen würden.

Sie kam heute nicht los von diesen Rofen-Fotos. Auch nicht vom Gespräch mit dem Wirt und diesem bärtigen Deutschen damals. Unbemerkt von den anderen hatten sie sich öfter in die Augen geschaut, er hatte sich später an den Nebentisch gesetzt und seinen Plausch mit dem Wirt zu ihren Gunsten beendet. Am Vortag habe er einen schönen Granaten

gefunden, sagte er und zeigte allen das Prachtstück. Nicht umsonst heißt der Berg, aus dem er das Stück herausgeklopft hatte, Granatkogel, hatte sie gedacht. Glück gehöre mittlerweile zum Finden eines Minerals, meinte der Mann, fast alles sei schon abgeerntet. Sie gefielen sich, hätten gerne länger miteinander gesprochen, das war zu spüren gewesen. Aber wahrscheinlich gab es bei ihm zu Hause sowieso Frau und Kinder, wie sie vermutet hatte, also Ring trug er keinen, was natürlich auch nichts hieß. Und bald, aber ungern war sie mit ihrem Tross aufgebrochen. Er werde das erst am nächsten Tag tun, hatte er gesagt.

Mittlerweile waren einige Seiten im Album umgeblättert, sie stieß dabei auf Fotos vom Stuibenfall, Edi zu seinen Füßen. Nochmals sah sie sich jetzt aber jenes Foto an, auf dem sie gnadenlos rosa neben Markus, ihrem Enkel und der dezenter gekleideten Maria saß. Sie mochte Maria, trotz ihrer Neigung zu emotionalen und verbalen Übertreibungen.

Über Ochsegarten, Kühtai, das Sellrain- und das Inntal waren sie dann heimgefahren. Ihr Speicher an landschaftlicher Schönheit war voller gewesen als der Speichersee Längental, der kurz vor Kühtai-Ort neben der Straße sein Türkis hatte aufblitzen lassen. Die Gespräche waren angenehm müde wie die Körper geworden, keines der Getränke bei der letzten Rast konnte sie wiedererwecken.

Gemenschelt hatte es auf diesem Ausflug.

Sie zog nun Bilanz, trotz Rosablamage und unnötigen Gequassels war es eine positive. Und war jetzt auch noch Zeit fürs nächste Album? Sie sah auf die Uhr. Eines ginge sich vielleicht noch aus, wenn sie die Kartoffeln in einer halben Stunde aufsetzte und dann schnell und ausnahmsweise mit dem Auto einkaufen fuhr. Der Salat wäre dann ja in Nullkommanix gewaschen und geschleudert, und zum Braten der Koteletts musste sie sowieso auf Edi warten.

Sie schlug das weiße Album vom letzten Jahr auf, sah sich und ihn festlich gekleidet. Er strahlte, sie blickte ein wenig ernster drein. Na ja, seine Sprüche und manche Faxen ... Aber ganz so schlecht wie ihr manchmal schien, wenn sie an die Rofenhöfe dachte, hatte sie es mit Edi eigentlich doch nicht getroffen.

Sascha Wittmann

DAS VERSPRECHEN

„Sie sagt, sie ist Ihre Tochter und dass sie bei Ihnen wohnen kann.“

Wieso jetzt? Wieso überhaupt? Nein, das geht auf keinen Fall. Stimmt, sie war über ein Jahr nicht mehr in der alten Heimat. Der Krieg. Aber damals war doch noch alles in Ordnung gewesen. Keine Bomben. Keine russischen Soldaten. Manchmal kommen jetzt welche von den Unsrigen durch, hat die Mutter erzählt. Und dass sie sicher im Dorf bleiben, in ihrem Alter nicht noch in ein anderes Land gehen werde. Dabei ist die Mutter gar nicht so alt, gerade einmal Mitte sechzig. Aber Iryna war ganz froh über diese Einstellung, versuchte gar nicht, die Mutter zu überreden, obwohl sie doch immer von ihrem schönen Leben in Wien geschwärmt hatte, wenn sie auf Besuch gekommen war und Geschenke mitgebracht hatte. Vor dem Krieg wäre es ohnehin schwierig gewesen. Visum, Versicherung, Bürgerschaft.

Doch der russische Überfall hatte alles verändert. Die Mutter hätte einfach einen Koffer packen, über die Grenze nach Rumänien oder Polen oder in die Slowakei gehen und nach Wien weiterfahren können, die Adresse hatte sie ja. Und natürlich hätte man ihr weitergeholfen. Aus Mitleid und weil man froh gewesen wäre, sich wenigstens um einen Flüchtling weniger kümmern zu müssen. Eine, die nicht mehr arbeiten will, deswegen auch keine Deutschkenntnisse braucht, die mit dem Geld sicher auskommt, weil sie eine gutsituierte Tochter hier hat. Mit der Mutter hätte es vielleicht noch funktioniert. Iryna hätte zwar das Bügelzimmer ausräumen müssen, hätte die Mutter wenigstens in der ersten Zeit ununterbrochen am Hals gehabt, weil sie ja allein völlig hilflos gewesen wäre. Nicht nur, weil sie die Sprache nicht beherrscht, sondern weil die Mutter noch nie in einer großen Stadt gewesen ist, nicht einmal in Kyjiv. Und es wäre natürlich schon eigenartig gewesen, Mutter

und Christian am selben Tisch in Wien sitzen zu sehen, gut zehn Jahre nach der Hochzeit zum ersten Mal und die beiden ungefähr im selben Alter. Aber das hätte sich alles irgendwie einrichten lassen. Sie hätte der Mutter die Umgebung der Wohnung gezeigt, die nächsten Supermärkte und was man wo einkauft, hätte ihr Aufgaben im Haushalt übertragen, obwohl das vor allem eine Entlastung für Gamze gewesen wäre. Aber warum nicht. Gamze war schließlich auch nicht mehr die Jüngste, aber immer verlässlich gewesen. Sie hätte sicher nichts dagegen gehabt, nur noch zweimal im Monat zu kommen. Und zum Fensterputzen. Und für die gründliche Reinigung der Küche. An den Wochenenden hätte Iryna der Mutter die Sehenswürdigkeiten gezeigt, Ringstraße, Schönbrunn, Stephansdom, das hätte fürs Erste gereicht, um die Mutter nicht zu überfordern.

Christian wäre nicht begeistert gewesen. Sie hatten sich das Leben zu zweit gemütlich eingerichtet. Auch Christians Sohn aus erster Ehe hatte sich mit der Situation abgefunden, vor allem seit auch ihm klar war, dass keine Halbgeschwister kommen würden. Besonders im letzten Jahr, seit Christian in Pension war, konzentrierten sie sich ganz auf ihre Vorlieben und Hobbys. Iryna hatte ja schon vor der Heirat ganz gut Deutsch gesprochen, danach schnell dazugelernt. So war sie bei Theaterbesuchen nicht nur der hübsche Aufputz, sondern konnte danach auch mit Christians Freunden und Freundinnen über die Aufführungen fachsimpeln, kannte bald die Handschriften verschiedener Regisseure, freute sich auf Auftritte ihrer Lieblingsschauspielerinnen. Und sie hatten jetzt viel Zeit für Reisen. Im letzten Jahr hatten sie Ägypten ausgiebig besichtigt, natürlich auch mit einer Woche Schnorcheln am Roten Meer, Norwegen, die USA und Kuba waren ihre nächsten Ziele. Das wäre mit Mutter in der Wohnung natürlich nicht möglich gewesen. Sie alleine in Wien lassen – gänzlich undenkbar.

Doch das alles hätte noch irgendwie funktionieren können. Christian hätte Verständnis dafür gehabt, dass sie die Mutter nicht in einem umkämpften Kriegsgebiet lassen konnte. Trotzdem war Iryna sehr dankbar dafür, dass die Mutter ohnehin nicht nach Wien kommen wollte.

Nicht nur, weil sie froh darüber war, ein sorgenfreies Leben genießen zu können, sondern auch, weil sie die Zeit, die Christian noch bei guter Kondition war, ausnutzen wollte. Schließlich war er mehr als zwanzig Jahre älter als sie, sie würde ihn noch früh genug pflegen müssen.

Es gab noch einen Grund, warum es das Beste war, dass die Mutter in ihrem Dorf geblieben war. Sie wäre nämlich nicht alleine gekommen, hätte Anuschka mitgebracht. Sie hätte das Kind ja nicht alleine zur Schwägerin schicken können, so wie bei Irynas seltenen Besuchen gemeinsamen mit Christian. Eher wäre auch noch Alexandra mitgekommen. Das wäre immer noch ein rein logistisches und daher lösbares Problem gewesen, eine Wohnmöglichkeit für Alexandra hätte sie aufgetrieben, sie in einem Deutschkurs angemeldet. Die Schwägerin war nicht nur geschickt, sondern auch kommunikativ, sie hätte sicher bald Arbeit gefunden in einem Supermarkt oder bei einer Reinigungsfirma.

Das eigentliche Problem war Anuschka. Fünfzehn war das Mädchel jetzt, ein intelligentes Kind, sehr neugierig. Und Christian hatte keine Ahnung von seiner Existenz. Keine Kinder. Das war seine Bedingung für die Heirat gewesen. Also war Anuschka bei der Großmutter geblieben. Zum Glück hatte Christian nach dem ersten Besuch bei der Schwiegermutter wenig Ambitionen gezeigt, Iryna öfter in die alte Heimat zu begleiten. Bei diesen wenigen Gelegenheiten übersiedelte Anuschka zu Alexandra. Iryna hatte für diese Gefälligkeit mehr als großzügig bezahlt mit Kleidern, Handtaschen und Schuhen, die sie angeblich nicht mehr hatte tragen wollen und deshalb einer Hilfsorganisation gespendet hatte. Das war wenigstens die Geschichte, die sie Christian über den Verbleib der Sachen erzählt hatte. Aber Alexandra dafür bezahlen, dass sie in einem Kriegsgebiet bleibt und auch noch für ihre pubertierende Nichte sorgt – total unvorstellbar.

Die Mutter hätte Anuschka mitgebracht. Aber was hätte sie dann Christian sagen sollen? Welche Auswirkungen hätte es gehabt, wäre er dahintergekommen, dass Iryna ihn von Anfang ihrer Beziehung an belogen hatte? Gut, nicht ganz von Beginn an, zuerst hatte sie die Tochter nur nicht erwähnt. Aber spätestens, als Christian ihr gesagt

hatte, dass das Thema Familie für ihn erledigt sei, dass er auf keinen Fall weitere Kinder wolle, dass das seine Bedingung für die Heirat sei. Also war Iryna sehr froh darüber gewesen, dass sie keine Geschichte erfinden musste von einer Adoption, weil sie damals zu jung gewesen wäre, um für ein Kind zu sorgen, nur im Ausland Arbeit gefunden habe. Dass es ihr völlig unerklärlich sei, wie das Mädchen die Großmutter ausfindig gemacht habe. Nicht sich mit den allerschlimmsten Konsequenzen auseinandersetzen müssen: Scheidung. Wieder im früheren Beruf arbeiten. Wieder alten Männern die Windeln wechseln und dabei so gut wie möglich vermeiden, dass die Tattergreise mit ihren arthritischen Fingern ihren Hintern oder ihren Busen begripschen.

Aber offenbar hatte sie sich zu früh in Sicherheit gewiegt. Was sollte dieser Anruf von der Polizei? War wirklich Anuschka bei ihnen? Wieso? Sie hatten doch bei ihrem letzten Besuch ausgemacht, dass Iryna beim nächsten Mal ein Tablet mitbringen werde, keine Rede davon, dass Anuschka nach Österreich kommen sollte.

„Also nein. Ich weiß überhaupt nicht, wovon Sie sprechen.“

Zeit gewinnen. Hat Leugnen Sinn? Was, wenn Anuschka Dokumente dabei hat, ihre Geburtsurkunde? Hat sie die schon übersetzen lassen? Wenn nicht, dauert es noch, bis alles herauskommt. Vor allem, weil Iryna bei der Geburt der Tochter ja noch einen anderen Nachnamen hatte. Trotzdem. Vielleicht kann man das Mädchen in einer dieser Wohngemeinschaften für Jugendliche unterbringen. Ob die Mutter weiß, dass Anuschka nach Wien gefahren ist? Wie ist das Kind nur auf diese Idee gekommen?

Stimmt schon, bei ihrem letzten Besuch hat sie so etwas wie: „Irgendwann kommst du dann mit nach Österreich“, gesagt. Aber das war doch nur so dahingeredet, schon im Hinausgehen, in der Tür, sicher keine definitive Einladung.

„Ach, warten Sie. Ich komme trotzdem vorbei. Das Kind muss ja völlig verängstigt sein. Ich kann wenigstens übersetzen.“

Etela Farkašová

PRIESTORY (RÄUME)

Das Haus, in dem ich aufwuchs, hatte seine Bräuche, durch sie wurde in bestimmtem Maße der Ablauf der Wochentage bestimmt, für jede Familie war ein Tag vorbehalten, an dem sie den eingebauten Waschtrog und den Kessel im Waschhaus benutzen konnte, an einem anderen Wochentag durfte sie die Teppichstange zum Teppichklopfen benutzen. Die Nachbarn beobachteten, wie groß die Staubwolken waren, die dabei hervortraten, darüber wurde gern getratscht.

Der Alltag wurde in einige Phasen eingeteilt – den Vormittag verbrachten die Frauen in der Küche, sie kochten und putzten die Wohnung, erst nach dem Mittagessen setzten sie sich am Brunnen nieder, bei sich hatten sie Handarbeiten oder bastelten Weihnachtsschmuck, der zur festgelegten Zeit fertig sein musste.

Einige arbeiteten für die nahegelegene Kühmayer-Fabrik, dazu mussten sie die geblasenen Glaskugeln und Figürchen unterschiedlicher Gestalt mit silberfarbenem Draht umwickeln, das war eine Arbeit, die zarte und geschickte Finger erforderte. So besserten die Frauen das Familienbudget auf, von Vorteil war, dass sie die Dinge in Heimarbeit fertigten und dann in der Fabrik abgaben.

Am Nachmittag war der Hof auch von uns Kindern besetzt, nachdem wir aus der Schule oder dem Kindergarten gekommen waren, unser Repertoire an Spielen war nicht sehr reichhaltig, aber uns genügte es.

Am häufigsten tönte über den Hof Ringelreihen oder *Oli-oli, Ľanko, Ťiehet durch die Goldene Brücke* und auch *Fischer, wie tief ist das Wasser*. Wir sangen, hoben die Arme oder ließen sie wieder sinken, drehten uns um uns selbst, hockten nieder und standen wieder auf. Zwischen zwei sich gegenüberstehenden Reihen musste das Wasser in bestimmter Weise durchquert werden. Alles spielte sich unter viel Gelächter ab.

Ich sang mit den anderen, drehte mich, schlüpfte durch die Goldene Brücke aus erhobenen Armen und hatte dabei das sonderbare Gefühl, dass ich mit einem Teil meines Wesens im Spiel anwesend bin – ich tue, was von mir erwartet wird, aber in meinen Gedanken entferne ich mich von allem.

Das ganze Spiel beobachtete ich sozusagen von außen, unbeteiligt, mehr als das Geschehen verfolgte ich meine eigenen Vorstellungen, die mich von den Kindern, vom Hof wegführten und mich in unbestimmte, unklare, unbekannte Räume und Zeiten lockten.

Sie lockten mit ihrem Geheimnis, ich spürte eine besondere Verbindung zu ihnen, die sogar stärker war als die zum Raum des Hofes, ich ertappte mich dabei, dass ich von der Kinderschar in der dritten Person Plural zu denken anfing – sie spielen, hier stehen sie, sie singen usw. Begreifen konnte ich die eigene Gespaltenheit nicht, sie rief in mir Verwirrung hervor, Unsicherheit, das beklemmende Gefühl, dass ich nicht hierhergehöre, ich gehöre nicht zu den singenden und spielenden Kindern.

Ein Gefühl, das ich später noch häufig erlebte, es wurde mir innigst vertraut: das Gefühl, dass es mich irgendwohin getrieben hat, wo nicht mein Platz ist, das Gefühl einer Art Fremdheit, zugleich aber auch ein Bedauern, vielleicht sogar Neid gegenüber den anderen Kindern, die wirklich *hier* waren, mit Körper und Geist waren sie anwesend, sie gingen im Spiel auf, mussten nicht so tun, als ob sie spielten. Im Gegensatz zu mir waren sie wirkliche spielende Wesen, sie waren Bestandteil des Spiels, nicht irgendeine entfernte beobachtende Person.

In die Position einer Beobachterin geriet ich schnell, manchmal war es ein Balancieren zwischen Beobachterin und stiller Kommentatorin einerseits und Teilnehmerin des ablaufenden Spiels oder eines anderen Geschehnisses andererseits.

Eine merkwürdige Zwischenposition, Zwischenrolle, Zwischenexistenz ...

Dieses Sein an der Grenze/Schwelle erfüllte mich mit Schwermut und Trauer, zugleich aber auch mit bebender Hoffnung, dass dies nicht

immer so sein werde, dass sich das dereinst ändere, einmal finde ich den Platz, der mir gehört und zu dem ich gehören werde, ja, einmal wird es so sein ... Wenn ich nur wüsste, wann dieses Einmal eintritt ... Und in noch einer Hinsicht war ich unsicher: Kommt dieser Ort dereinst zu mir, soll ich nur geduldig auf ihn warten, oder muss ich etwas tun, um ihn herbeizurufen, etwas, von dem ich noch keine konkrete Vorstellung habe?

*

Ereignisse, die mich rücksichtslos überfielen, an empfindlichen Stellen zuschlugen:

Die plötzliche Erkrankung der Nachbarin K., der Mutter von Zwillingen, an deren Gesichter ich mich nicht erinnere, aber Frau K. habe ich immer noch vor Augen, schön, stets adrett gekleidet, lächelnd, mit markant geschminkten Lippen, immer von einem angenehmen Duft nach Kölnischwasser umweht.

Ganz plötzlich erkrankte sie, zeigte sich immer seltener auf der Straße, magerte ab, ihre Wangen fielen ein, das Kopftuch trug sie trotz sommerlicher Hitze. Die Nachbarinnen flüsterten etwas von einer bösartigen Krankheit, ich wusste zwar, dass es die gibt, aber sie war bislang immer irgend woanders gewesen, in entfernten Häusern, Städten, sie hatte alte Leute gewählt, nicht die schöne junge Frau, die ihren Nachbarinnen Modezeitschriften borgte und den Eindruck erweckte, sie sei mit dem Leben einig, dass sie in ihm fest verankert sei und sich seiner erfreue.

Das änderte sich plötzlich, zweimal in der Woche kam ein Krankenwagen, um sie abzuholen, da trug sie das Kopftuch schon ständig, lief gekrümmt und war in sich gekehrt.

Manchmal, wenn der Hof leer war, setzte sie sich an ihr offenes Küchenfenster und – nicht ahnend, dass ich sie von unserem Balkon aus beobachte – betrachtete unbeweglich, wie versteinert, die hohen Birken.

Alle aus dem Haus und aus der Straße nahmen von ihr Abschied, für mich war es das erste Begräbnis meiner Kindheit.

Die erste Furcht vor dem konkreten Tod, dass er jeden treffen kann, meine Eltern, mich, Angst vor dem eigenen Körper: Abends habe ich vor dem Einschlafen meine Lymphknoten betastet, getrieben von der Besorgnis, sie könnten anschwellen.

Die erste Furcht vor der Endlichkeit der menschlichen Existenz, alles Lebendigen, die nagende Vorstellung von einem Tod, der ganz unerwartet jeden überfallen kann, in jedem Augenblick.

Das erste deutlichere Bewusstwerden der eigenen Sterblichkeit, Verlust des Vertrauens in eine sichere Welt, Aufkeimen des Verdachts, dass es eine Welt auch anderer Gefahren ist.

Die Zeit der ruhigen, vertrauensvollen Kindheit war angeknackst, mit dem Tod der Frau K. ging mir etwas verloren, was ich nicht mehr zurückgewinnen konnte.

*

Viele Dinge habe ich nicht verstanden: die geheim gehaltene Schwangerschaft der vierzehnjährigen Gita H. aus dem Nachbarhaus, das halblaute, wohl auch schadenfreudige Tuscheln der Frauen im Hof, mit dem sie das an ihnen vorübergehende Mädchen bedachten, in ihrem Getratsch brachten sie einen entfernten Verwandten, der die Familie besucht hatte, ins Spiel.

Von den geflüsterten Worten haben wir Kinder nur Fetzen aufgeschnappt, ihr Sinn blieb uns verborgen, umso mehr erregte es uns, wie alles den Körper und das Körperliche Betreffende. Vor allem das den heranreifenden Körper Betreffende blieb uns ein noch nicht enthülltes Geheimnis, Sexualität, Schwangerschaft oder Schwangerschaftsabbruch unterlagen dem Tabu.

In den Familien herrschte ungeachtet ihrer Konfession eine recht starke puritanische Gesinnung, vielleicht vorgetäuscht, nach außen aber konsequent eingehalten, sodass uns Heranwachsenden nichts übrig blieb, als in der äußeren Welt nach Quellen des Wissens über die geheim gehaltenen Angelegenheiten zu suchen.

Heimlich sammelten wir Informationen, wo es nur ging, jemand fand im Bücherschrank seiner Familie in einer hinteren Ecke das Buch

Gesundheitslehre, bei einem anderen Mädchen tauchte eine auf rätselhafte Weise aus dem Ausland beschaffte Illustrierte auf, die eines der für uns interessantesten Themen behandelte, das zu Hause nie zur Sprache kam.

Den Text verstanden wir zwar nicht, aber aussagekräftig genug waren die Illustrationen, die die kindliche Phantasie anstachelten. Die Zeitschrift, später nur noch die herausgerissenen Seiten mit den aufregendsten Bildern, wanderte heimlich von Hand zu Hand.

Mit unseren Gefährtinnen tauschten wir dann die neuerworbenen Kenntnisse aus, ältere Mädchen hatten uns einiges verraten, manches konnte aus Büchern herausgelesen werden, meistens hatten wir das Wesentliche immer noch nicht verstanden.

Es ärgerte uns, dass uns die Erwachsenen so viel verheimlichten, und so schufen wir unsere eigenen, an unsere Generation gebundenen Heimlichkeiten, die schützten wir vor den Großen, in unseren Augen erhöhte ein Geheimnis zu haben unsere Wichtigkeit.

Zuweilen wünschten wir uns, die Kindheit möglichst bald hinter uns zu lassen, um endlich alle Rätsel, auf die wir gestoßen waren, gelöst zu sehen, aber in anderen Momenten beherrschte uns Furcht vor dem Eintritt in die Welt der Erwachsenen, und es überwog der Wunsch, möglichst lange (wenn nicht gar für immer) in der kindlichen, obschon mit Geheimnissen und mit unerklärlichen Ängsten übersäten Welt zu bleiben.

*

Einmal habe ich Mama erschreckt, als sie mich dabei ertappte, wie ich im Speisezimmer, wo außer mir niemand war, etwas lebhaft erzählte. Zuerst dachte sie, ich würde ein Selbstgespräch führen, es dauerte eine Weile, bis sie begriff, dass ich mich mit der Heldin des gerade von mir zu Ende gelesenen Buches unterhalte.

Es ärgerte mich, dass sie mich erwischt hatte, nur ungern erklärte ich ihr, dass es mir schwerfiel, mich von dem Mädchen zu verabschieden, mit dem ich mich so gut verstanden hätte, und deswegen hätte ich es aus dem Buch in unser Speisezimmer getragen, nun würden wir die

Geschichte so lange fortsetzen können, wie wir wollten ...

Auch damals nannte sie mich Fabel-Liese, doch sie beruhigte sich etwas: „Aha“, sagte sie, „ich dachte schon ... Aber du übertreibst es schon ein wenig mit deinen Büchern!“

Möglicherweise habe ich es übertrieben, aber eine kurz zuvor gemachte Entdeckung hatte sich mir bestätigt: Eine Geschichte muss nicht auf der letzten Buchseite zu Ende sein, die Gestalten konnten nicht nur weiterleben, sondern ich konnte deren Geschick sogar ändern, konnte in den Handlungsablauf eingreifen.

Noch einen Vorteil hatte das: Ich war nicht mehr allein; wenn ich es mir sehr wünschte, konnte eine meiner Lieblingsgestalten aus den Büchern jederzeit zu mir kommen, und wir konnten die Geschichte nach meinen Vorstellungen fortsetzen.

Zuweilen stieß es mir zu, dass sich die präzisen Grenzen verwischten zwischen derjenigen, die gerade am Küchentisch saß und ihren warmen Kakao trank, ein Kipferl dazu aß oder gerade ihre Hausaufgaben machte, und derjenigen, die die Figuren der gerade zu Ende gelesenen Geschichte weiterleben ließ, und ich war nicht nur die eine, sondern auch ein bisschen die andere.

Vor Mama hielt ich diese Entdeckung lieber geheim, das hätte ihr nicht gefallen, für derartige Einfälle würde sie mich nicht loben, also behielt ich dieses Geheimnis für mich.

Die Verschwörung unserer Hofgemeinschaft gegen die Verliebten aus dem Haus gegenüber ... Ich erinnere mich, wie wir in einer nicht zu großen Gruppe von Neun- bis Zehnjährigen einem Paar folgten, einem unbekanntem Burschen und der Eva vom Haus gegenüber, die erst unlängst die Grundschule beendet hatte, sie war fast noch eine von uns, nur ein paar Jährchen trennten uns, und doch war sie schon anders – sie hatte etwas, was in unseren Augen äußerst bewundernswert war: Sie hatte einen Freund. Er wartete jeden Abend vor dem Tor auf sie, pfiff die Melodien angesagter Schlager oder warf Steinchen gegen das Fenster, bis Eva mit gelöstem Haar darin erschien.

Wir beobachteten, wie sie sich Zeichen gaben, die nur sie beide verstehen konnten. Ich weiß nicht mehr genau, wer den Einfall hatte, aber er war für uns alle verlockend – doch im Grunde unserer Seele wussten wir, dass es ungehörig war, die beiden Ahnungslosen aus sicherer Entfernung zu beobachten.

Wir kicherten leise, wenn sie sich schüchtern küssten, einmal verrieteten wir uns sogar dadurch.

Aber hinter unseren spöttischen Bemerkungen verbarg sich schon etwas anderes, was wir nicht offen zugaben – wir beneideten Eva, dass sie gerade kennenlernte, was wir uns nur vorstellen, in der Phantasie ausmalen konnten, etwas, was uns lockte, doch zugleich erschrak ...

Oh, einen Freund zu haben, mit dem man Hand in Hand gehen kann, einen Burschen zu haben, der unter dem Fenster steht, Steinchen wirft und geduldig wartet, bis wir zu ihm kommen, den man küssen kann – weiter reichte unsere Phantasie nicht.

Evas Freund war wohl an sich nicht interessant oder attraktiv, ja nicht einmal schön, aber er wurde es in unseren Augen, denn er gehörte ins Bild der ersten Liebe, die wir von Nahem beobachten konnten.

Er schlich sich in unsere Träume, obwohl wir die Gestalt unserer eigenen ersten Liebe, die wir eventuell bald oder etwas später treffen würden, noch nicht kennen konnten.

Die Vorahnung entfachte unsere Imagination, schob uns in unseren Vorstellungen um ein paar Jahre nach vorn, beschleunigte unsere Annäherung an die Zeit, die vor uns lag, auf die wir unter dem Einfluss des verliebten Paares ungeduldig warteten. Sie ließ unsere kindlichen Leiber erbeben, beschleunigte unser erotisches Erwachen, trieb unser Heranreifen an.

Auszüge aus der Prosa „Priestory (Räume)“, Verlag des Verbands der Slowakischen Schriftsteller, Bratislava 2023. Aus dem Slowakischen von Christel Spanik.

Elisabeth Schawerda

PRÜFUNGSANGST

Wir warteten vor der verschlossenen Tür des Prüfungszimmers darauf, dass wir an die Reihe kamen. Die Prüfungsangst von uns Kandidaten für das Rigorosum nahm dem kleinen Raum fast die Atemluft. Die Nervosität, die letzten sinnlosen Blicke in die Skripten, das dauernde Verlagern des Gewichts vom linken auf das rechte Bein und zurück – es war quälend. Noch nie hatte ich solche Angst vor einer Prüfung, nicht einmal vor der Mathematikmatura. Damals konzentrierte ich meine gesamte außermathematische Intelligenz, eine mathematische besaß ich nicht, zur Aktivierung meiner mentalen Leistungsbereitschaft und hatte damit Erfolg. Noch nie hatte ich bei einer Prüfung peinlich versagt, immer war ich ziemlich gut vorbereitet gewesen. Und auch diesmal hatte ich alles gelesen und studiert, was dieser Professor hinter der Tür von sich gegeben hatte. Aber jetzt – Denkblockade. Es lag an ihm, an seiner unheimlichen Art, diesem gespenstigen Aussehen und der hohlen Stimme, die an den Fliegenden Holländer erinnerte. Nie hob er den hageren Kopf während einer Vorlesung. Keine Mimik, keine Gestik. Nie sah er die Studenten an, nie war eine Emotion erkennbar und nie ein Engagement für sein Fach. Sein Vortrag wirkte bedrohlich in seiner düsteren Ausdruckslosigkeit. Dies alles flößte mir eine extreme Angst ein. Ich konnte an nichts mehr denken, mir war schrecklich kalt, ich zitterte innerlich und äußerlich – und war doch bemüht, es die anwesenden Kollegen nicht merken zu lassen.

Denn schließlich war ich dabei, mein Doktoratsstudium abzuschließen. Da sollte man von mir doch Haltung und Fassung erwarten können, die ich grundsätzlich auch von mir selber erwartete. Da sollte ich doch einer solchen Situation gewachsen sein und mich nicht so lächerlich machen und fürchten. Aber nun, da ich als Nächste an der

Reihe war, stieg plötzlich etwas wie Revolte und Empörung in mir hoch: Wie kam dieser Mann dazu, mich in eine so erniedrigende Situation zu bringen! Meine feministische Gesinnung begehrte auf. Angst vor einem männlichen Wesen, das kam nicht in Frage! Ein heftiger Schub von Wut und Widerstand erfasste mich – oder war es bloß Adrenalin? – in dem Moment, da ich eintreten musste.

Ich öffnete die Tür, klemmte zwischen Tür und Angel meine gesamte Angst und Aufregung fest. Wut ist Energie. Ich trat zum Schreibtisch des Professors. Meinen Gruß erwiderte er nicht, das hatte ich auch nicht erwartet. Meinen Namen nahm er zur Kenntnis. Er war wie immer, Kopf gesenkt, kein Blick, und dann die erste Frage mit düsterer Stimme: Was ist Intelligenz?

Das wusste ich natürlich. Mir war jetzt wieder warm, und es fiel mir auch alles Gelernte wieder ein. So redete ich mit bewusst gewählter selbstbewusster Stimme drauflos. Der Professor hob den Kopf und musterte mich erstaunt und offensichtlich auch amüsiert, dass sich endlich jemand nicht vor ihm fürchtete. Ich blickte nach all den Semestern zum ersten Mal in sein Gesicht. War gar nicht so hässlich, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Walther Menhardt

ZWISCHEN TÜR UND ANGEL

Sie stand in der Tür des Hauses. Es war ihr Elternhaus. Sie stand in Erwartung, freundlich. So, als wäre sie bereit, zu vertrauen. Eine in die Wiege gelegte Umsicht schien sie zu haben, denn sie war jung und dachte doch nach, wie aus Erfahrung, aber ohne Erfahrung. Sie dachte sicher in diesem Augenblick, als sie die Tür geöffnet hatte, nicht, ob es wohl gut würde oder ob üble oder traurige Szenarien eintreten könnten, wovon erzählt wurde. Aber bei allem Wunsch, dass es so gelingen sollte, müsse, blieb ihre Umsicht lebendig. Es hatte schöne Momente gegeben, in denen nicht Umsicht, sondern Zuversicht herrschte, in denen sich das Leben, die Zukunft ganz unzweifelhaft herrlich zeigten. Sie stand in der Tür des Hauses und sah ihn auf sich zukommen. Die Schritte waren elastisch, er hielt sich gerade.

Noch auf der Schwelle des Hauses ihrer Eltern umarmte er sie mit Macht und voller Freude. Sie mochte diesen Sturm. Er schien die Wahrheit anzuzeigen. Nur wollte sie nicht, dass dieses Zeichen vor dem Haus geschah. Das Ereignis war zu zart für Blicke.

Er kam nicht zum ersten Mal in dieses Haus. Er kam, um von einem Glücksfall, von einem Triumph zu berichten. Er hatte eine Anstellung bekommen, er würde von nun an eine Position haben. Agnes war ihm bisher im praktischen Leben voraus gewesen, sie hatte bereits eine Assistentinnenstelle an der Universität. Tierschutz war ihre Leidenschaft.

Nun ist er auch wirklich und ganz erwachsen geworden. Und mit diesen Schritten ging er ins Haus und ins Wohnzimmer, wo ihre Eltern ihn erwarteten und mit Wohlwollen begrüßten. Die Begrüßung war bisher eine Übung in Vorsicht und Höflichkeit gewesen. Jetzt trat er mit Sicherheit auf, als ein fertiger, freier Mann. Er ergriff im Gespräch

unmittelbar die Initiative, er sagte ohne Einleitung: „Ich habe eine Position als Projektleiter.“

Agnes stand im Hintergrund, und selbstverständlich freute sie sich. Aber schon bei Konrads erstem Besuch beobachtete sie zwanghaft jede seiner Bewegungen und jede Änderung in seiner Mimik. Auch ihre Eltern beobachtete sie. Nach der Ankündigung Konrads, dass er Projektleiter würde, wurde ihr Vater lockerer, beinahe jovial. Agnes spürte den Anfang einer Männerfreundschaft. Als hätte Konrad soeben die Seiten gewechselt. Ihre Mutter stand mit einem unsicheren Lächeln neben dem Vater. Sie freute sich, aber viele mögliche Lebensläufe kamen ihr in Erinnerung.

Konrad berichtete von einem Projekt, die neuen Techniken nicht nur für spektakuläre Unternehmungen zu nutzen, sondern für den kleinen Alltag, für das tägliche Leben des Einzelnen. „Dort sind so viele Handgriffe nötig, die ersetzt werden könnten. Und die Bedienung der Maschinen.“

Der Vater unterbrach, noch immer freudig: „Was ist das für eine Firma?“

„Eine Firma in Manchester. Die sind ganz toll. Es gibt so viele Dinge, die wir machen können, an die noch niemand gedacht hat. So viele Leute plagen sich mit ihren Einkaufswagen ab. Die könnten funktionieren wie Elektroroller.“ Jetzt erst bemerkte Konrad, dass die Gesichter um ihn blass geworden waren. Er blickte in die Runde. Agnes hatte ihre Haltung der Zuneigung behalten. Es schien ihre Art, jedem Ereignis der Welt sanft zu begegnen. Sie vermittelte deshalb Unabhängigkeit und Stärke.

„Aber Leute“, sagte Konrad. Er sprach laut, er schrie nicht, und doch klangen seine Worte wie ein scharfer Hilferuf, „aber Leute, die Welt ist doch zusammengewachsen, Manchester ist doch nicht aus der Welt, ist doch nicht die Sahara!“ Dann wurde sich Konrad bewusst, dass er nicht im richtigen Ton gesprochen hatte. Es war noch still im Zimmer. Er hob beide Hände in halbe Höhe, zur Entschuldigung.

„Man findet einen Job doch nicht in der Nachbarschaft. Wir sind alle spezialisiert. Und die Orte, an denen dieses spezielle Wissen gebraucht

wird, sind als einzelne Punkte auf der Welt verteilt. Ich muss doch anfangen!“

Der Vater bewegte sich, er machte lockere Handbewegungen. Konrad sprach noch weiter, zur Ergänzung: „Man fliegt nur zwei Stunden.“ Dann blieb er still. Der Vater versuchte zu helfen. Ja, die Welt sei anders geworden, und ja, Konrad müsse sich bemühen, auf die Füße zu fallen.

Konrad, jetzt wieder gerade und ruhig stehend, bat, sich für heute entschuldigen zu dürfen, es täte ihm leid, so einen Schock verursacht zu haben. Es war selbstverständlich, dass Agnes ihn hinausbegleitete. Im Flur wollte er sie umarmen, sie sträubte sich zunächst, ließ es aber dann geschehen. An der Haustür fragte er: „Sehen wir uns morgen?“ Sie nickte, und ihre Hand kam an seine Wange.

Viel Zeit blieb ihnen nicht. Konrad sollte seine Stellung bald antreten. Sie verbrachten wunderschöne Tage, sie gingen wandern, auch mehrere Tage, und sie schliefen im Heu. Eine Woche lang waren Gedanken an Manchester tabu. Nur für einander waren sie da. Agnes sah Konrad, wie er gerade stehen konnte und wie er lachen konnte, und seine lockeren Glieder. Agnes ließ ihre ganz allgemeine Freude über die Welt frei. Eine geistige Anmut, dachte Konrad. Es war ein Schimmer um sie.

Schließlich stellten sich doch Gedanken über die kommenden Tage ein und solche, die überhaupt die Zukunft betrafen. Aber das waren keine verzagten oder gar traurigen Gedanken. Konrad und Agnes kamen in die Stimmung des Aufbaus, des Lebensanfangs. Vielleicht könnte Agnes ihre Arbeiten über Artenschutz auch in Manchester fortsetzen. Dort gibt es sicherlich ähnliche Institute. Und Konrads Projekt dauert vielleicht zwei Jahre, dann kann er anderes machen, anderswo, vielleicht zu Hause, und mit höherer Qualifikation. Und wo ist Manchester! Zwei Stunden Flug entfernt! Sie werden einander oft sehen!

Diese Zeit kam also, das Wiedersehen in Ankunftshallen, die heftigen Umarmungen. Und es kamen ganz normale Arbeitstage und deren Abende. Die Energie wird am Abend schwächer. Die Zuversicht, die morgens alle Bedenken niederwalzt, hat an Kraft verloren. Agnes kam

abends mit ihrem unbekümmerten und zutraulichen Lächeln an den Tisch. Aber der Vater beobachtete sie. Immer wieder, er konnte nicht anders. Und die Mutter wusste sowieso, von Anfang an, dass die Abende für Agnes lang werden würden. Und das dauerte, Monat für Monat.

Die Mutter ging spätabends zu Agnes. Agnes öffnete die Tür mit weiten Augen. „Agnes“, sagte die Mutter, „du kümmerst dich um Tiere. Da ist ein Mensch, um den du dich kümmern könntest, solltest. Generationen können nur bestehen und neu entstehen, wenn Menschen sich um Menschen kümmern.“ Agnes wurde wütend. Das war doch überhaupt nicht ihre Art! Sie drängte ihre Mutter aus dem Zimmer und sperrte ab.

Recht regelmäßig flog Agnes nach Manchester oder Konrad kam zu ihrem Elternhaus und holte sie für zwei oder drei Tage ab, und sie bestätigten einander ihre Freude. Einmal blieb Konrad aus. Er klang unglücklich am Telefon: Sie hätten am Wochenende Betriebsfest, und es wäre sehr ungut, es würde ihm übel genommen werden, wenn er nicht dabei wäre. Agnes schaltete das Telefon ab. Auch das wieder gegen ihre Art. Sie sagte zu sich: „Ja, es gibt Betriebsfeste, und sie können wichtig sein. Warum“, fragte sich Agnes, „lege ich den Hörer auf?“ Konrad rief noch einmal an, und Agnes antwortete: „Schade!“

In der Nacht kamen Tränen. Agnes wusste nicht, warum. Das war zuletzt in ihrer Kindheit geschehen. Sie machte Licht und nahm ihre Arbeitspapiere zur Hand, um auf rationale Gedanken zu kommen. Aber über den Zeilen erschien das Bild Konrads. Er ging doch so aufrecht. Und seine Bewegungen sahen so angenehm aus.

Ilse Pauls

WEGE

Du gehst deinen Weg
ich gehe meinen Weg
treffen wir einmal aufeinander?
kreuzen sich unsere Wege?
Verschlungene Schicksalswege –
Wer ordnet sie,
wer führt sie zusammen?
Zufall oder Fügung?

DER HEUTIGE MENSCH

Wo wohnt er, der heutige Mensch?
Wo ist er zu Haus?
An einem Ort? An einer Adresse?
Überall in der Welt, überall erreichbar?
Seine Adresse im Internet – seine Heimat?
Unbehaust ist der heutige Mensch –
Unbehaust und einsam zieht er umher: –
Vagabund in Zeit und Raum.

VORSATZ FÜR HEUTE

Leichtfüßig gehen

tanzen

springen

lachen

nichts schwernehmen

vertrauen

auf ein gutes Ende ...

Werner Stangl

MORDEN ZWISCHEN TÜR UND ANGEL

Zugegeben, zwischen Tür und Angel wird man selten einen Mord planen. Aber man kann einen begehen. Laut dem Duden ist hier der Ort für eilige, nur flüchtig zusammentreffende Begebenheiten. Angel bezeichnet dabei ursprünglich einen Halte- oder Ruhepunkt, speziell für ein im Griff feststehendes Messer, bei dem die für einen Mord geeignete Klinge verankert ist.

Der Täter oder die Täterin steht zwischen Tür und Angel in der Regel auch unter Zeitdruck. Bei einem solchen Ereignis ist es angebracht, die Angelegenheit rasch hinter sich zu bringen. Etwa nach der ausgeführten Tat bzw. Untat von diesem Ort zu flüchten.

Und diese Location ist sprichwörtlich und im Wortsinn prädestiniert dafür, denn man hat zwei Richtungen, sich vom Tatort zu entfernen. Es sei denn, es handelt sich bei der angesprochenen Tür um eine Falltür; hier gibt es bekanntlich nur eine Richtung. Schiebetüren fallen in solchen Angelegenheiten übrigens aus, da sie keine Angel aufweisen. Problematisch wird es hingegen bei Doppeltüren, denn bei diesen gibt es verschiedene Zustände, die von einem sperrangelweit geöffneten Zustand beider Türen bis hin zu einer spaltbreit geöffneten Einzeltüre reichen. Hier kommt es unter Umständen für die Täterin oder den Täter darauf an, die richtige Richtung zu wählen.

Genau betrachtet ist der Raum zwischen Tür und Angel äußerst knapp bemessen, außer sie steht eben sperrangelweit offen, idealerweise mittels der namensgebenden Sperrangel fixiert. In diesem Fall ist man als Täter oder Täterin davor gefeit, unglücklicherweise selbst durch einen Windstoß vom Flügel der Tür – im kompensatorischen Fall letal – getroffen zu werden.

In solch einer prekären Angelegenheit ist es für Täter und Täterinnen, die hinsichtlich ihrer Absichten zeitgemäß und zeitgeistig sein wollen, obligatorisch, eine künstliche Intelligenz zu befragen, ob es möglich und angeraten sei, zwischen Tür und Angel einen Mord zu planen und schließlich zu begehen. Diese bejaht die entsprechende Anfrage, fügt allerdings hinzu, dass es sich dabei um eine besonders heimtückische Art des Mordes handle, da das Opfer in der Regel überrascht werde und keine Chance habe, sich zu verteidigen. Das liege daran, dass sich der Mörder hinter der Tür verstecken und warten könne, bis das Opfer die Tür öffnete. Sobald das Opfer die Tür einen Spalt weit geöffnet habe, könne der Mörder zuschlagen und das Opfer töten, wobei es verschiedene Möglichkeiten gebe, wie ein Mord zwischen Tür und Angel begangen werden könne. Der Mörder könne zum Beispiel ein Messer, eine Schusswaffe oder einen anderen Gegenstand verwenden, um das Opfer zu töten. Moralischerweise fehlt bei der Antwort nicht der Hinweis, dass ein Mord zwischen Tür und Angel im Regelfall ein sehr schweres Verbrechen darstellt und in den meisten Ländern mit einer lebenslangen Freiheitsstrafe oder sogar mit der Todesstrafe geahndet wird. In rechtlicher Hinsicht könne ein Mord in einer solchen Situation aber sowohl theoretisch als auch praktisch möglich sein, doch es hänge eben von den genauen Umständen ab, denn wenn jemand in einem kurzen Moment zwischen Tür und Angel absichtlich eine Handlung begehe, die zum Tod einer anderen Person führe, könne dies grundsätzlich als Mord, als Unfall oder Zufall betrachtet werden. Es würde letztlich immer von den spezifischen Gesetzen und den Beweisen im konkreten Fall abhängen, und das auch nur, wenn die oben schon angedeutete Flucht misslungen sei.

Zur Veranschaulichung werden von der künstlichen Intelligenz einige derartige Morde, die zwischen Tür und Angel begangen wurden, aufgezählt:

- Im Jahr 2018 wurde eine Frau in ihrem Haus in Wien-Favoriten ermordet: Der Mörder hatte sich hinter der Tür versteckt und die Frau erstochen, als sie die Tür öffnete.

- Im Jahr 2019 wurde ein Mann in seinem Büro in Berlin ermordet: Der Mörder hatte sich hinter der Tür versteckt und den Mann erschossen, als er die Tür öffnete.
- Im Jahr 2020 wurde eine Frau in ihrer Wohnung in München ermordet: Der Mörder hatte sich hinter der Tür versteckt und die Frau mit einem Hammer erschlagen, als sie die Tür öffnete.

Bei letztem Beispiel wird deutlich, was die künstliche Intelligenz mit dem Begriff des „anderen Gegenstandes“ gemeint hat, und sie demonstriert damit, dass Morde zwischen Tür und Angel keine Seltenheit darstellen und es daher wichtig ist, sich vor dieser Art von Verbrechen zu schützen.

Schließlich erhält man als potenzielles Opfer eines Zwischen-Tür-und-Angel-Mordes einige Tipps, wie man sich vor einem solchen Mord schützen kann:

- Seien Sie vorsichtig, wenn Sie eine Tür öffnen, die Sie nicht kennen.
- Schauen Sie sich vor dem Öffnen der Tür um, ob sich jemand hinter der Tür befindet.
- Öffnen Sie die Tür nur einen Spalt weit und halten Sie den Türöffner in der Hand.
- Wenn Sie sich unsicher fühlen, lassen Sie die Tür geschlossen und rufen Sie die Polizei.

Und weil wir schon im Web unterwegs waren: Im Lateinischen wird die Türangel als *cardo* bezeichnet, von dem sich die Kardinaltugend ableitet. Im Übrigen nennt der Römer den hier beschriebenen Ort *inter ostium et limen* und setzt daher an die Stelle der Angel die Schwelle. Wenn es sich um eine größere Tür handelte, würde er wohl *porta* wählen.

Ergo: *Cave ostium! Cave portam!*

Maria Lehner

FEMTOSEKUNDE. EIN TEXT ZUM KAFKA-JAHR

Was Bedeutung hat, geschieht oft blitzschnell. Ulrike steigt in die Straßenbahn, in der rechten Hand ein Papiersackerl mit dem Buch *Bürokratie als Motiv in Kafkas Werk*. Der Punkt, an dem der Mann und sie einander begegnen, mitten in der Tür: eine Femtosekunde, der millionste Teil einer Milliardstelsekunde. Der Mann wirft ihr im Vorbeilaufen blitzschnell etwas ins Sackerl. Er ruft ihr nach: *Weltformel. Große Steingasse. Schlüssel ist drin.*

Eine Blechschachtel, Ulrike öffnet sie: *N. Elias, Schusterwerkstatt, Große Steingasse 35*. Eine altertümliche Schrift. Eine Skizze. Ulrike denkt: Wie lange dauert die Ausbreitung von Licht innerhalb eines Moleküls, das muss kurz sein. Und so kurz war die Begegnung gewesen.

Die Zeit dehnt sich aus. Ulrike starrt auf ihre Fingernägel: Kann sie sie wachsen sehen? Die Straßenbahn fährt so langsam in die Remise, dass man gerade noch die Bewegung als solche wahrnehmen kann. Eine Halle. Schwere Samtvorhänge anstelle einer Wand. Eng. Die Straßenbahn streift daran vorbei. Als die Tür sich öffnet: schwarze Stoffbahnen. Ulrike steigt aus. Da ist keine Tür, keine Angel, nur Vorhänge. Sie tastet sich durch die Draperie, findet einen Spalt.

Ulrike betritt – mit ihrer Blechdose im Sackerl – eine Welt, in der alles von Verwerfungen geprägt ist, zuerst sind es Faltenwürfe des Vorhangs, dann ist sie an einem Palast angelangt: *Amt zur Steuerung der gesellschaftlichen Entwicklung und Ideenverwaltung* steht über dem Eingang. Hier sitzen Ideenwächter. Warum sie das weiß, weiß sie nicht, aber sie weiß ab jetzt alles Mögliche. Ihre Verwunderung darüber schrumpft zu papierkügelchengroßem Phlegma.

Beim Pförtner zieht sie eine handgezeichnete Skizze aus der Blechschachtel und hört sich sagen, sie wolle zu Vymetal, sie wisse den Weg, sie habe eine Skizze. Der Pförtner nimmt ihr diese ab und weist nach rechts. *Aber, sagt Ulrike, laut Skizze wäre links ...*

Ich kann Ihnen versichern, entgegnet der Pförtner geduldig, dass derartige Unterschiede hier nicht existieren – links, rechts, vorher, nachher, es ist doch alles dasselbe.

Ulrike biegt um die Ecke und geht ihren eigenen Weg. Sie weiß: Sie soll eine Idee vorlegen, von einem Flickschuster Elias. Sie öffnet in einer Nische die Blechdose und liest ein Schriftstück. Aha: Es ist die *Dezentralisierungsvorrichtung zum Königsmechanismus*, der wiederum nach früheren Herrschern so heißt. Die Gekrönten hatten es mit dem Mechanismus von jeher vermocht, Gruppen, die sie bedrohten, derart gegeneinander auszuspielen, dass die Könige an der Macht blieben und sogar ihr Ansehen steigerten. Elias hatte zeitlebens die Idee von einer *Dezentralisierung* der Kräfte verfeinert und geschworen, sie nach seinem Tode dem Gemeinwohle von Nutzen werden zu lassen. Dann ist sie richtig hier im *Amt zur Steuerung der gesellschaftlichen Entwicklung und Ideenverwertung*. Spiralförmige Gänge, Wendeltreppen. Sie steigt hoch. In der stilmöblierten rotsamtenen Etage erinnert sie sich an den Pförtner: *Links, rechts es ist alles dasselbe*. Sie fragt sich, ob hier unten das Oben sei und oben das Unten, oder ob alles dasselbe sei.

Von den Prunkräumen ins Dachgeschoß. Da sind die Türen schmal, die Amtstitel kurz, die Gänge scheu gekrümmt und die Fenster zu sparsamen Gucklöchern geschrumpft. Manche der hier untergebrachten *Ideenwächter* können in den niedrigen Räumen nicht aufrecht stehen. Sie verharren devot. *Devot, Ideenwächter, verharren: Lauter alte Wörter*, denkt sie. Aber hier, so tief im Faltenwurf des Verwundersns, hält der Gedanke nur einen Atemzug lang, denn alles, was Bedeutung hat ... (Sie wissen!).

Ulrike klopft an die Tür 451. Der bucklige Vymetal öffnet. Sie fragt nach ein paar Höflichkeitsfloskeln: *Muss man so klein sein wie Sie, um hier arbeiten zu können?* Vymetal nickt und erklärt, dass es welche gebe,

die sich bereits vor der Aufnahme zielstrebig einen Buckel angezuechtet hätten. Oder die bereits von Kindheit an bucklig gemacht worden seien im Hinblick auf eine spätere Karriere. Oder aber die schon bucklig geboren seien (weil eine lange Kette von Vorfahren bereits im Palastbezirk tätig war). Er erklärt, dass bei den durch Beförderung später weiter nach unten in die höheren Räume rückenden buckligen Ideenwächtern die Schrumpfung schwinde: Sie streckten sich vor Stolz, wenn ihnen Orden und Ehrungen zuteilwürden. Seien sie dann in der Beletage angelangt und hätten ihre ursprüngliche Größe noch nicht wieder erreicht, werde ihnen ein sechswöchiger Kuraufenthalt in jenem Bade genehmigt, wo man sich strecken lassen könne. Als ein kurzes Störgeräusch tönt in Ulrikes Denkwelt *Benefits and Incentives* und verklingt, bevor es sie skeptisch macht.

Sie fördert die Blechschachtel zutage. Kunstvoll und unter Einbeziehung so vieler Schnörkel, wie er es für geboten gehalten hatte, hat wohl dieser Elias die vergilbten Packen Papier beschriftet, die um das Anschauungsstück gewickelt sind. *Weltformel*, denkt sie. *Große Steingasse 35. Das glaubt mir keiner.*

Elias hatte versucht, sein Anliegen in der Sprache der Paläste zu formulieren. Der geschliffenen Introduction folgt eine Flut von Zeichnungen. Ein kleines Modell des Mechanismus enthält die Erläuterung, dass *nicht mehr länger... die Stützung des Systems durch konfligierende Kräfte* geschehen solle, da sich diese *dasselbst gegenseitig neutralisiret* hätten. Vielmehr möge eine *DecentralisierungsVorrichtung nach oben wie unten, links wie rechts wirken. Die daraus folgende Entlastung bewerkstelliget Ent-Wicklung* (sic!) *bisher ineinander verknoteter Kraftlinien und führe wohl zu besserer Beweglichkeit.* Elias hatte viel Mühe aufgewendet. Seine Aufzeichnungen enden mit den Worten: *Die Idee werde dem Gemeinwohle von Nutzen. In Ergebenheit, N. Elias, der seine Parteien- und Patent-Rechte abgetreten hat an die Einschreiterin Ulrike Wotruba, welche seine Geschäfte fortzuführen auserwählt ist.* Was? Wie konnte er ihren Namen wissen? Und überhaupt: Wann genau ist sie aus der Zeit gefallen? Ach so: Alles, was Bedeutung hat, geschieht blitzschnell.

In der Zwischenzeit kreisen Vymetals Gedanken um den Antrag – wie könnte er Elias’ Konzept zur Genehmigung verhelfen? Wie zur wohl besseren Beweglichkeit aller beitragen? Man müsste eigentlich nur die Idee von der Dezentralisierungsvorrichtung ins Gegenteil formulieren, sodass dieses Gegenteil wieder ins Gegenteil verkehrt werde und am Ende die hier vorliegende Form als Lösung herauskäme. Das konsequent-stupide Fehlersuchen und -konstruieren des Ideenwächters, dem Vymetal unterstellt ist, gilt es nämlich als gesichert vorauszusetzen.

Vymetal fabuliert aus der ins Gegenteil verkehrten Fassung von Elias’ Schreiben einen Brief. Ulrike nimmt ihn an sich. Sie wird ihn verschicken. Er wird ein paar Tage später im *Amt zur Steuerung der gesellschaftlichen Entwicklung* ankommen. Er wird ins Schächtelchen mit dem Modell und den Zeichnungen gelegt werden. Das Anschauungsstück wird zwar dem Schreiben widersprechen – aber wer würde so genau hinschauen wie er? Auf dem holprigen Amtsweg wird er ein halbes Jahr später bei Vymetals Vorgesetzten und wieder dreieinhalb Jahre später bei Vymetal landen.

Ulrike wohnt in der Großen Steingasse 35. Sie sitzt den Sommer lang unter einer Linde und zupft Karol Vymetal zärtlich ein Blatt aus dem Haar. Sie fegt im Herbst die Blätter zusammen und empfängt ihn rotwangig. Im Winter sehen sie viel Himmel durchs Geäst, wenn sie sich in die Decke kuscheln, und im Frühling tönt Gurren ins offene Fenster hinein. Hier, tief in den Faltenwürfen, verwundert nichts und niemand irritiert einen. Dinge geschehen. Eines folgt dem anderen, nichts geschieht en passant.

Der Bote überreicht Vymetal das von ihm selbst erstellte Schriftstück. *Oh! Wie lang das her ist!* Aber er erinnert sich an seine eigenen Worte: *Im langjährigen Gebrauche haben sich die einander entgegengesetzten Kräfte als nutzbringend erwiesen. ... Förderliche Wirkung entfaltet das Druck-Gegendruck-Princip. Eine Neuentwicklung wie etwa eine Decentralisierungsvorrichtung macht keinen Sinn, es handelt sich daher um eine Wiedervorlage ...*

Er formuliert also (und seine Feder scheint sich einige Male zu sträuben) die Antwort: *Es scheint die einzig mögliche Lösung, geradezu*

der Königsweg (um die vorzügliche Bezeichnung „Königsmechanismus“ zu würdigen), Altbewährtes in unveränderter Form wiedervorzulegen. Es ist hieramts keine andere Druckverteilung denkbar. Kraftlinien ähnlich einem Netz aus verknoteten Schnüren sollen auch fürderhin Bewegung verunmöglichen und so jederzeit eine hochsichere Imbalance garantieren. Als Antwortschreiben hätte zu ergehen ... (Darauf folgt der Sachverhalt als Brief formuliert).

Vymetal platziert die Antwort im Brieffach, das am nächsten Morgen vom Boten zum vorgesetzten Ideenwächter gebracht und vielleicht noch innerhalb einer Vierwochenfrist beantwortet wird. Bald würde Vymetals Entwurf ins Gegenteil gekehrt werden.

Ulrike steht auf der Leiter in der *Großen Steingasse 35* und taucht den Pinsel in einen der Farbtöpfe. Die Schatten der ersten Blättchen, die der Baum hervorbringt, reflektieren Nachmittagslicht, und es entstehen Kringel an der Wand, die sie nachmalt. *Die Weltformel?*, denkt sie.

Drei Wochen später an einem lauen Frühlingstag – Vymetal ist früh im Amt – wird er zu seinem Vorgesetzten gerufen. Der liest Vymetals Antwortvorschlag, schüttelt unwillig den Kopf, taucht seinen Federkiel in rote Tinte, seufzt und schreibt, alles ins Gegenteil kehrend: *Die Einschreiterin hat amtlicherseits angehalten zu werden, Dezentralisierungsvorrichtungen anzufertigen. Weitere Details ergeben sich aus der Erledigung. Es hat zu ergehen ...* (Dem wird dann, in Briefform, die eigentliche Begründung folgen). *Damit wird die Rechtsnachfolgerin* (damit ist Ulrike gemeint) *beauftragt, künftig im Lande Dezentralisierungsvorrichtungen zu produzieren, damit bessere Beweglichkeit allen von Nutzen werden könne.*

Als das Schreiben an einem aprilgrünen Mittwoch bei Ulrike eintrifft, übergibt sie es ihrem Nachbarn; er ist Korrespondent einer Zeitung. Tags darauf ist im *Ehrlichen Blatt über die weise Entscheidung des Amts zur Steuerung der gesellschaftlichen Entwicklung und Ideenverwaltung* zu lesen; es sei bewiesen, dass dieses – oftmals als unnötig bezeichnet – mittels wohldurchdachter Entscheidung aufs Neue seine Legitimation bewiesen habe. Und dass *Leidenschaft, Verantwortung und Augenmaß*

(dies wird später zu einem geflügelten Wort werden und einem anderen Verfasser zugeschrieben werden) vornehmlich entscheidend seien für die Steuerung der gesellschaftlichen Entwicklung.

Nun geht alles blitzschnell. Vymetals Vorgesetzter wird für seinen Weitblick gelobt und befördert. Vymetal gratuliert ihm untertänigst. Abends in der Große Steingasse richtet er seinen Blick an die Wand, und bei diesem Lichteinfall am Spätnachmittag liest er plötzlich die Kringel: *Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.* Das schreibt er ab.

Tags darauf geht er einmal noch am Pfortner vorbei an die Tür seines Amtraumes, hängt den Zettel mit der Weltformel auf, dreht sich um und geht weg.

Manch einer schüttelt verständnislos den Kopf. Sein Vorgesetzter schickt den Boten, um Vymetal zur Entfernung dieses unverständlichen Texts zu veranlassen (*Alle Menschen sind frei? Was sollen die Bürger denken, die fürchten sich am Ende noch!*). Der Bote findet ein leeres Zimmer vor.

In der Großen Steingasse rattern die Maschinen. Es gilt, Aufträge aus der ganzen Welt abzuarbeiten: Wer etwas auf sich hält, lässt sich eine solche Dezentralisierungsvorrichtung liefern.

Fertig!, sagt Ulrike, und Karol Vymetal seufzt, er blickt sich noch einmal um und folgt ihr. Sie durchqueren die Gässchen von der Großen Steingasse bis zum Palastbezirk und treten durch all die Vorhangschichten ins grelle Licht, direkt an der Straßenbahntür. Seltsam: Nebeneinander gehen sie, und er dreht sich um, in dem Moment, in dem sie durch die offene Schiebetür in die Straßenbahn steigen. Sie ist drin, er ist draußen. Was Bedeutung hat, geschieht blitzschnell.

Eigentlich ist keine messbare Zeit vergangen seit der Begegnung mit dem Mann. Hat er da im Vorbeigehen etwas in ihr Sackerl geworfen? Sie setzt sich. Sie greift hinein. Ein Folder. Tagung: Das Kafkaeske in den Künsten, Krems, 15.–17. 05. 2024, Deadline: 24. 09. 2023. Schon vorbei.

(Gewidmet meiner Amtsnachfolgerin Ulrike)

Helmuth A. Niederle

DIE ZUFÄLLIGE BEGEGNUNG EINES BIRGSTUTZES UND EINES MENSCHEN

Eine Petitesse

Zwischen Tür und Angel ist schon mehr entschieden worden und auch geschehen, als mit dem gesunden Menschenverstand gedeutet werden kann. Sollte es diesen überhaupt geben! Drängen sich doch bei Erwähnung desselben sofort Fragen auf: Was ist schon gesund? Sind Mensch und Verstand überhaupt in einen Zusammenhang zu bringen, der zu befriedigen vermag? Wer wachen Blicks durch die Welt geht, entwickelt mit jedem Tag, an dem Alter und hoffentlich auch Erfahrung zunehmen, zwangsläufig große und größte Zweifel an vielem. Auch an der Verwurzelung des Verstands im menschlichen Gehirn.

Überprüfen wir das soeben Gesagte an einem Beispiel: Eines Tages geschah es, dass auf der einen Seite der offenen Tür ein Birgstutze in gespannter Erwartung saß, die seinem Appetit geschuldet war. Er wusste jedoch nicht, worauf er aus war. Noch hatte er nicht entdeckt, was er kapern könnte. Denn bei seiner Körpergröße – ausgewachsen minimier als ein Wickelkind – war die mögliche Beute nicht allzu vielfältig. Jede schnurrende Samtpfote, die durch die Zimmerstrich, war größer und wirkte gefährlicher, wenn sie die Ohren zurücklegte und fauchte. In der großen Familie der Beißwürmer wurde der Birgstutze geringgeschätzt. Es half nicht, dass auch die Birgstutze zur Klasse der Reptilien und dort zur Ordnung der Schuppenkriechtiere gehören. In dieser bilden sie die Unterordnung der Schlangen, die eine uralte Tiergruppe ist und von echsenartigen Vorfahren abstammt. Allen ist gemeinsam, dass ihr Körper sehr lang ist und Vorder- und Hinterbeine zurückgebildet sind. Und genau das zuletzt genannte Merkmal trifft für die Tatzelwürmer nicht

zu. Sie sind stammesgeschichtlich gesehen Sitzenbleiber der Entwicklungsgeschichte. Sie haben ihre Gliedmaßen behalten. Trotzdem genießen sie hohe Achtung, die ihnen entgegengebracht wird. Sie wachsen zu einer Größe heran, die selbst Elefanten beeindruckt. Solch eine Gewichtigkeit überwältigt. Viel Aufwand ist dazu nicht nötig.

Für den Birgstutze trifft das alles nicht zu. Er ist eine zwergenhafte Verabfolgung der großen Verwandten. Gleichsam ein Pygmäe unter den Tatzelwürmern und ein Beispiel konvergenter Evolution. Wer in Stuben und Zimmern ein Leben im Verborgenen führt, muss sich rasch verstecken können. Birgstutze naschen von den Speiseresten, die unter den Esstisch segeln, beim Kochen unbemerkt herunterfallen, auf unbewachten Tellern liegen blieben. Sie ziehen oder schleppen ihre Beutestücke in jenen Augenblicken, in denen die Aufmerksamkeit der Menschen abgelenkt ist, unter den nächstgelegenen Kasten oder Bett, um dort ihren Hunger zu stillen. Hin und wieder tragen sie Revierkämpfe mit den Hausmäusen aus, die ihnen zumeist unterliegen. Erschwerend gesellt sich zur leiblichen Beschränktheit das Fehlen der Fähigkeit, Flammen werfen zu können, hinzu. Das macht das Schützen des eigenen Lebensraums nicht einfacher! Stünde ihnen das Talent des Feuerspeiens zur Verfügung, wäre sicher: Nicht einmal ein noch so stolzer Mäuserich würde sich das Fell ansengen lassen. Im Laufe der Jahrtausende hätte sich die Kunde verbreitet, dass Birgstutze Flammen wie Pfeile auf ihr Gegenüber abzuschießen pflegen. Vermutlich hätte diese Befähigung auch zu einer anderen Beziehung zwischen Mensch und den Arassas en miniature geführt. Wer lässt seine tastende Hand unter einen Schrank gleiten, wenn stets die oft von Erziehungsberechtigten beschworene Gefahr droht, verbrannt zu werden?

Auf der anderen Seite der schon erwähnten offenen Tür hatte ein Mensch jäh seinen Schritt innegehalten. Was er vor sich sah, ließ ihm vor Staunen das Blut in den Adern gefrieren. Haustierte hatte er nicht, und er wollte auch keine. Was er im ersten Augenblick für eine Maus oder eine Ratte hätte halten können, war ein Vieh, das er noch nie gesehen hatte. Die glänzende in allen Farben des Regenbogens schimmernde Haut gemahnte ihn an eine gefährliche Schlange. Nur hat diese keine Beine. An

Tatzelwürmer dachte der Erschrockene, die wenigen, die er jemals gesehen hatte, waren aus Stein gehauen und reglos auf öffentlichen Plätzen gestanden. Angeblich verwiesen sie auf Ereignisse, die in grauer Vorzeit stattgefunden hatten. Die von Künstlerhand geschaffenen Monumente dienten dazu, den städtischen Raum zu schmücken. Kurz überlegte der Mensch, den Rückzug anzutreten, um den Raum, in den er wollte, später zu betreten. Er hatte es nicht eilig. Zumindest flüsterte ihm das eine innere Stimme zu.

Ähnliche Gedanken verfolgte auch der Birgstutze. Wenn er Fersengeld gebe und eilig unter dem Kasten verschwände, unter dem er sich gern aufhielt – bis jetzt unbehelligt –, wäre er dann nicht in gewohnter Sicherheit? Doch würde der Mensch, der vielleicht schon beschlossen hatte, eine Falle zu kaufen und Gift auszulegen, nicht den Aufenthaltsort seines Mitbewohners kennen? Würde er ihm nicht seinen vertrauten Wohnsitz rauben?

Während die einander Beäugenden überlegten, wie sie der für beide als äußerst beunruhigend empfundenen Situation entkommen könnten, reifte ein weiterer Gedanke, der im Humus des wechselseitigen Nichtkennens keimte: Hatten sie nur deshalb gelebt, um jetzt vor oder hinter der Tür das Leben zu verlieren? Die Angst des Menschen vor einem Biss, verpestet durch tödliches Gift, entsprach der Furcht des Birgstutzes vor einem zielgerichteten und treffsicheren Tritt des Menschen, der ihm den Garaus machte. Ehe im Gehirn von einem der beiden ein Entschluss gereift war, wie der misslichen Lage entkommen werden könnte, kam die Natur zu Hilfe. Ein Luftzug schlug die Türe zu. Rasch – beinahe fluchtartig – konnte jeder der beiden seines Weges gehen. Einen Abgang finden, der ohne Auseinandersetzung endete und den Gedanken erlaubte: Für später wird sich alles Weitere finden.

Ob der Birgstutze eine andere Wohnung bezog und der Mensch eine Falle aufstellte, Gift kaufte und für seine Freunde eine Story über ein katzenköpfiges Wesen mit Schlangenhaut ersann, sind Themen einer anderen Geschichte, die aber erst ersonnen werden muss. Sie wird eine Entscheidung beinhalten, die nicht zwischen Tür und Angel gefällt wurde.

Kurt F. Svatek

ZWISCHEN TÜR UND ANGEL

Falsche Hoffnung

Leise geht die Tür auf und wieder zu. Aber nein, das war nichts als der Wind.

Zwei, due ...

Zwei Sprachen, zwei Herzen, zwei Traditionen und Temperamente, aber eine Stadt: Bozen. Und doch bleibt sie irgendwie geteilt.

Due lingue, due cuori, due tradizioni e temperamenti, ma una città: Bolzano. Eppure rimane in qualche modo divisa.

Nicht nur auf Platt

Uwe lächelte immer ein wenig über die Begegnungen mit dem knorrigen Kapitän, die drei- bis viermal im Jahr stets nach dem gleichen Muster und tatsächlich zwischen Tür und Angel abliefen. „Jung, geht's di goot? Wo geht dien Fro dat, wo geht dien Kinner dat?“

Erst als der Alte nicht mehr war, erkannte Uwe, dass dieser lang vor ihm erfasst hatte, was im Leben wirklich wichtig ist.

Ein älteres Ehepaar

Sie hatten eine große Wohnung. So residierte er in einem Zimmer und sie in einem anderen. Die einzige Begegnungszone blieb die Küchentür.

Die Fremden von außerhalb

Die Dörfer an der Côte bleue, der südfranzösischen Küste westlich von Marseille, nennen die anderen oft nur ein wenig weiter entfernt Lebenden gern: Les étrangers de dehors, also die Fremden von außerhalb. Was auf den ersten Blick wie ein seltsam zurückgezogener, für sich lebender Menschenschlag anmutet, enthält allerdings auch eine alltägliche Wahrheit. Denn wir kennen sie alle, die Fremden von innerhalb, in jedem Dorf, jedem Verein, in jedem Land, Leute, die zwar da oder dabei sind, aber doch nicht so ganz dazugehören dürfen. Ganz schön philosophisch, die Leutchen aus Méjean und Niolon.

Dr. Jekyll und Mr. Hyde

Es gibt ihn tatsächlich. Öfter, als man denkt. In unterschiedlich starker Ausprägung, Erscheinung und Kleidung. Die Mordwaffen können auch Wörter sein.

Henry, der charmante Plauderer, als wär er einer der interessantesten Menschen der Welt, und kurz darauf Edward, voll von Wortkaskaden, Herabwürdigungen, Unterstellungen, Beschimpfungen, und urplötzlich, als legte sich ein Schalter um, einfach wieder ganz brav, bieder, sittsam und nett Dr. Henry Jekyll. Da hat noch keiner einen Trank dagegen erfunden, obwohl die Pharmaindustrie daran ganz schön verdienen könnte. Aber vielleicht ahnt sie, dass ohnehin die Einsicht fehlt, solche Medikamente freiwillig zu nehmen.

Jahreszeiten

Als sie in seinen Armen lag, schlugen zwei Herzen im gleichen Takt. Da war Wange an Wange. Da blieben die Augen geschlossen und wussten doch alles. Als sie in seinen Armen lag, da war im Winter Sommer. Mittlerweile ist jedoch im Sommer Winter.

Mirio

Er kam von einer Sackgasse in die andere.

Immer ein bisschen anrücklich

Eine Versicherung sichert dir einen ruhigen Schlaf, weil du glaubst, abgesichert zu sein. Aber nur bis zum Schadensfall.

Einfach weg

Plötzlich war sie weg. Als er eines Morgens aufstand, war sie nicht mehr da. Wie vom Erdboden verschluckt, im morgendlichen Nebel aufgegangen, der sich bald verziehen sollte. Es war alles wie immer, nur sie war fort, einfach so und, wie es aussah, für immer, die Liebe.

Alltag

Er hatte ein Auge auf sie geworfen. Doch sie warf keines zurück.

Mehr als linkisch

Sigrid beobachtete voll Mitleid vor ihrer Haustür eine lahme Ente. Trotzdem dachte sie, dass diese trotz ihrer Behinderung lang nicht so gelähmt wäre wie manche Amtsträger bei ihren Entscheidungen.

Mistelzweig

„Asterix“-Leser wissen natürlich schon längst, dass ein Mistelzweig Zauberkräfte besitzt. Nicht umsonst heißt die Mistel auch Hexenkraut oder Donnerbesen. Die Laubholzmistel gibt sich überhaupt meist erst

im Winter nach dem Laubabfall zu erkennen. Es gibt aber genauso gut Misteln auf Nadelgehölzern. Die Pflanze gilt als Abwehrzauber und wird seit der Antike in der Medizin, heute in der Krebs- und Bluthochdrucktherapie, eingesetzt.

Wegen ihrer ungewöhnlichen Gestalt hat die Mistel schon früh Eingang in die Mythen gefunden. Der altgermanische Lichtgott Baldur war der Edda nach tapfer, milde und schön. Da das Schicksal der Götter von ihm abhing, nahm seine Mutter Frija allen Wesen und Dingen den Eid ab, ihn nicht zu verletzen, ausgenommen einem kleinen, unscheinbaren Mistel-Schössling, weil sie ihn, so kaum aus der Erde schauend, für ungefährlich hielt. Wegen seiner Unverletzbarkeit wurde Baldur zur Zielscheibe rauer Vergnügungen. Die Götter machten sich einen Spaß daraus, Wurfspere, Steine und Pfeile auf Baldur zu schleudern, und sahen belustigt zu, wie die Geschoße von ihm abglitten, ohne ihn zu verletzen. Loki, der Vater der Feinde der Götter, krank vor Wut und Neid auf Baldur, schnitzte aus dem inzwischen größer gewordenen Mistelzweig einen Pfeil und gab ihn dem blinden Hödr, der Baldur damit tötete. Baldurs Tod leitete das Ende der Götter ein. Doch nach der Erneuerung der Welt kehrten Baldur und Hödr gemeinsam wieder zurück.

In England gilt die Mistel etwa von jeher als Glücksbringer. Von dort hat sich auch bei uns ein Brauch eingeschlichen. Der Zweig mit den grünen Blättern und den weißen, ungenießbaren Beeren wird am Türstock aufgehängt. Begegnen einander darunter Frau und Mann, so darf geküsst werden. Also aufpassen, wen man da zu sich nach Hause einlädt.

Grenzsteine

Man weiß nicht immer gleich, wohin man geht, man weiß jedoch zumindest, wo man sich befindet. Denn jeder Augenblick ist Abschied von irgendetwas und von irgendjemandem.

Das Leben plätschert durch die Zeit, jedoch nach welcher Uhr? Die Jugend kostet Tage aus, entsprechend der Unendlichkeit, die vor ihr liegt, und das Alter wegen seiner Endlichkeit.

Das Vergängliche der Farben, das ist einfach das Vergängliche des Lebens, das den Mantel beugen lässt und bleicht. Nur dann, wenn sich die Sonne tarnt, dann kommen auch die Fische. Und nur ein Vogel und die Wolken und Gedanken können plötzlich ganz woanders sein.

Kein Oktober wartet auf November, aber jeder Jänner auf den März. Man darf auch nicht vergessen, dass einer in der großen Oper irgendwo im Hintergrund ja oftmals doch nur eine Nebenrolle spielt.

An ihren Grenzen hat die Zeit Zeit. Jeder Tag bringt vierundzwanzig funkelnagelneue Stunden, doch wie sie nützen? Vielleicht indem man hin und wieder einfach gar nicht an sie denkt. Denn jeder Augenblick ist Abschied, und jeder Augenblick ist Ankunft, von irgendwem, von irgendetwas, woher auch immer.

Wir werden zwar geboren und gestorben, nur gelebt werden sollten wir ja doch nicht. Du weißt es nämlich nie, wann du zum letzten Mal so zwischen Tür und Angel zu jemand andern sagst: Ich liebe dich.

Jetzt

Der Punkt, an dem die Vergangenheit die Zukunft berührt, heißt Gegenwart. Das ist die strahlende, voll aufgeblühte Sonnenblume, nicht das gestreifte Samenkorn von damals und noch nicht das welkende Grün mit den ausgereiften, ölhaltigen Kernen nur ein paar heiße Sonnentage später.

Und dennoch, allein dieser flirrende, unverwechselbare Augenblick wäre geschichtslos, ohne die Bürde der Vergangenheit und ohne die Träume für morgen.

Manchmal muss man es eben geschehen lassen, wenn die niedlichen Wellen des Flusses in die mächtigen des Meeres aufgehen. Auch die Wörter enthalten noch mehr Macht, wenn sie aufgeschrieben werden und nicht flüchtig vom Wind fortgetragen werden können.

Philémon

Du hast die Götter nicht bewirtet, nicht Zeus und nicht Hermes, weil sie gar nicht zu dir gekommen sind, nicht an deine Tür geklopft haben, wie an keine andere in deiner Stadt. Auch dein Haus und dein Tempel waren anders. Dabei wäre es dein größter Wunsch gewesen, Philémon zu sein.

Geziemend

Die Tür öffnet sich als Anflug von Freiheit langsam einen Spalt breit und lässt die Sonne hinein und auch den Wind, vielleicht sogar einen Liebesbrief, den der Postbote einfach vor die Tür gelegt hat, statt ihn in den Postkasten zu werfen, denn dort wäre er vielleicht nur ein Gefangener.

Wie dem auch sei, ab einem bestimmten Zeitpunkt müssen die geröteten Augen ohnehin den Himmel für sich weinen lassen. Tröstlich ist nur, der Herbst kommt zwar mit Sturm, doch auch mit Äpfeln.

Aufbruch

Das Mädchen saß auf der Schulter des Vaters. Ihren kleineren Bruder trug er auf dem Arm. Die Frau versperrte die Tür des von einer Bombe getroffenen Hauses zwei Mal. Sie gingen, obwohl sie wussten, dass sie in der Wüste verdursten und im Meer ertrinken könnten. Gingen mit zwei Koffern der Hoffnung, welche die Verzweiflung nicht zulassen wollten. Irgendwohin nach Europa sollte es gehen, irgendwohin ...

Ihr reicher Nachbar hatte hingegen gleichzeitig sich und sein Vermögen nach Dubai verfrachtet.

Vorhut

Urplötzlich wehte eine steife Brise den Hut des Auswanderers schon Richtung Amerika. Nur wird die neue Heimat nicht genauso bloß ein großes Wort sein mit viel alltäglichem Kleinkram darin?

Im Dauerregen

Der Postbote warf die Briefe bei Regen ganz schnell ein, und wie sich im Dorf nachträglich herausstellte, auch zufällig. So bekam auch Doña Filipa einen Liebesbrief an ihre Tür.

Vergeblich

Lucien wollte die Welt aus den Angeln heben. Dabei war sie, was er in seiner Euphorie übersehen hatte, gar nicht mehr drinnen.

In Uruguay oder wo immer

Don Alejandro traf an der Bushaltestelle auf seinen jungen Nachbarn. „Wie geht’s?“, fragte dieser. „Ach, weißt du“, meinte Don Alejandro, „ich bin alt und werde bald sterben. Doch vorher möchte ich meiner Frau noch ein solides Haus bauen.“ Und das gesamte Viertel sah Don Alejandro mit seinen Kumpanen Mauer um Mauer aufziehen und das Haus fertigstellen.

Und wenn einer der Eheleute mit dem Bus fortfuhr, um in der Stadt Besorgungen zu machen, winken sie einander zu, denn die Bushaltestelle war vom Balkon des Hauses gut erkennbar.

Doch nicht lang danach starb Alejandro. Doña Jimena, die mit ihm das Leben geteilt hatte, wohnte noch eine gehörige Zeit mit all ihrer Wehmut darin.

Analogie

Auf dem Parkplatz stand nur ein Auto, und der Koch in der Tür war alles andere als ein Falstaff. Er war derart spindeldürr, dass der Verdacht aufkam, dass ihm sein Essen wohl selbst nicht schmeckte.

Weder Mit- noch Gegenspieler

Er war zwar in der obersten Liga, aber nur auf der Ersatzbank. Er ist nie eingewechselt worden.

Fachleute

Enrico war ein ausgesprochen erfolgreicher Filmkomponist. Das sind jene Tondichter, deren Melodien ein jeder kennt und nachsummt, aber kaum einer weiß, wer sie geschrieben hat. Links an der Wand neben dem Schreibtisch, schön in Augenhöhe, hatte er sich einen Spruch aus dem 19. Jahrhundert schwarz in eine Messingplatte gravieren lassen:

Willst du bei Fachkollegen gelten?

Ich sage, das gelingt dir nie.

Was dir misslingt, verzeih'n sie selten,

was dir gelingt, verzeih'n sie nie.

Peter Paul Wiplinger

BEFINDLICHKEITEN

ich befinde mich in einer befindlichkeit wo befindest du dich bist du noch da oder bist du schon dort dort wo du vorher warst wo du früher einmal gewesen bist kannst du dich noch daran erinnern wo du dich damals befunden hast und wie deine befindlichkeit damals war damals und dort nein du kannst dich nicht erinnern an mich ich war nur eine eintagsfliege in deinem leben etwas das du im vorübergehen mitgenommen hast ganz nett hast du damals gesagt du bist ganz nett was sonst noch habe ich dich gefragt und du hast mich nur verwundert angeschaut und erwidert was heißt was sonst noch du bist ganz einfach nett es ist ganz nett mit dir verstehst du nett mehr nicht warum hat das damals meine befindlichkeit gestört frage ich mich heute wo mir dieser mensch diese frau längst gleichgültig geworden ist es verbindet uns ja nichts mehr war es denn liebe nein ich weiß nicht ich glaube eigentlich nicht nein es war eben ganz nett ja auch sie war ganz nett alles mit ihr war ganz nett auch im bett war es ganz nett mit ihr auch ihre eltern waren ganz nett der vater etwas brummig die mutter spießig und besserwisserisch immer auf ihre erfahrung pochend nein das kannst du so nicht machen das kannst du nicht zu diesem oder jenem anlaß anziehen dieses kleid ist zu auffällig finde ich so die mutter und die tochter sagt drauf aber mama ich finde gerade dieses kleid recht passend es ist ganz nett schau nur wie hübsch ich darin aussehe ganz nett sehe ich darin aus meinst du nicht sagt sie zu mir ich aber schweige unbeteiligt unberührt und wie nicht angesprochen trotzig ja fast feindselig ich hasse dieses ewige ganz nett ich finde alle diese nettigkeiten sind nur eine einzige verlogenheit spießbürgerliche scheiße wie ich das nannte laut sagte ich das aber damals nicht und wo und wie befinde ich mich heute bin ich all dem entkommen da ich solchen befindlichkeiten längst aus dem weg gehe weil ich befindlichkeiten überhaupt hasse als etwas

statisches als etwas das sich nicht bewegt als etwas in dem sich nichts mehr bewegt als etwas in dem ich mich nicht mehr spüre sondern wenn ein solcher zustand schon einmal eintritt weil unvermeidbar ist jedoch zu lange andauert ich ausbrechen muß egal wohin und wie um mich nicht tot zu fühlen um nicht tot zu sein ihr befinden sagt der arzt am krankbett wie ist denn ihr befinden finden sie daß ihr befinden heute besser ist als gestern wie steht es denn mit ihrer befindlichkeit wie ist ihr wert es befinden fragte früher ein untergebener eine untergebene eine höher gestellte persönlichkei wie das so hieß fragte ein ortsbewohner den herrn bürgermeister ein arbeiter den fabrikanten ein lehrling seinen chef auch wenn der nur ein schuhmacher war wie mein großonkel aber doch eben ein angesehener bürger der am sonntag mit seiner frau zu kirche ging ganz vorne in einem der ratsstühle saß sie sind zu empfindlich in ihrer befindlichkeit sagt mein gesprächstherapeut sie sind einfach zu empfindlich sie müßten sich eine dickere haut zulegen sollten sich nicht über alles so aufregen das schadet nämlich ihrer gesundheit das stört sonst ihre befindlichkeit befinden sie nicht so einfach über mich und meine befindlichkeit entgegne ich barsch zurück auch wenn sie mein gesprächstherapeut sind geht sie das nichts an haben sie kein recht über alles und jedes zu befinden denn es gibt einen bereich der nur mir gehört und der nicht ihr terrain ist auf dem sie sich beliebig bewegen können und wer garantiert mir denn daß das alles stimmt was sie so sagen niemand garantiert mir das sie sind ja auch kein gott sondern nur ein mensch und haben sicherlich genauso ihre probleme mit ihren befindlichkeiten oder was weiß ich jedenfalls mit dingen mit denen sie nicht zurechtkommen aber nein sie gehen natürlich zu keinem gesprächstherapeuten weil sie ein solcher selber sind und vielleicht aus erster quelle wissen daß das alles sinnlos ist nur aufgeblasene scharlatanerie so ist das doch herr doktor so ist das doch mit meiner und mit ihrer befindlichkeit für heute lassen wir's mal gut sein und ob ich jemals wiederkomme das werden wir schon sehen das werde ich dann ganz allein entscheiden du befindest dich in einer krisensituation du muß geduld auch mit dir selber haben sagt meine jetzt-frau lieb zu mir

vergiß das schnell entgegne ich das hat schon mal die damals-frau zu mir gesagt ja alle damals-frauen haben irgendwann einmal nach meinem befinden mich gefragt oder über mein befinden und meine befindlichkeit geredet haben irgendwelche klugen oder scheinbar klugen oder besser gesagt haben ihre dummen sprüche von sich gegeben haben mir irgendwann meist aber am ende der beziehung dann gesagt was und wer ich bin haben mir das ins gesicht geschrien ein egoist bist du ein verdammter egoist bist du sonst nichts zum beispiel hat so eine geschrien und dabei wie eine verrückte mit ihren armen wild herumgefuchelt ein egoist bist du ein arschloch damit du es genau weißt ich pfeif auf deine freiheit du hast mich ganz gemein betrogen hast mich hintergangen du hast dich nicht gefragt wie sehr du mich verletzt wenn du mich so betrügst mit einer solchen schlampe wie du ja sowieso nur solche schlampen hast keinen augenblick hast du dir dabei gedanken über mein befinden gemacht wie dieses sein wird aber eines sage ich dir jetzt scher dich zum teufel mir ist es wurscht wie es dir geht wichtig bin allein nur ich nicht du ich weiß gar nicht was ich noch sagen soll verschwinde endlich du hau ab du drecksau hau doch endlich ab sonst ruf ich noch die polizei da steht der dr. soundso vor mir an meinem bett im krankenhaus und fragt mich jovial wie geht's uns denn wie ist denn ihr befinden heute morgen an diesem schönen tag ich nicke stumm sage kein wort ich denke mir nur im geheimen du trottelt du was heißt denn das wie geht's uns denn natürlich dir geht's gut du hast ein haus ein segelboot spielst golf hast eine nette frau hast eine attraktive geliebte noch dazu die kinder sind schon halberwachsen sie kiffen manchmal saufen s' ein's wenn du's nicht siehst und lügen dir was vor ansonsten hast du deine ruhe deinen job spulst alles ab sehr routiniert machst reisen in den fernen osten in die karibik oder nach hawaii zu ostern schnell nach london rom paris und sonstwohin ja danke höre ich mich sagen danke mir geht's ganz gut ich danke daß sie fragen mir tut nichts weh ich komm schon klar mein zustand ist ja noch nicht hoffnungslos nein nein beruhigt er und tätschelt meine hand das wird schon wieder vielleicht daß wir sie bald woandershin verlegen werden doch da haben sie es auch ganz schön da haben sie es

auch ganz nett sie werden sehen machen sie sich keine sorgen es wird schon wieder sag ich ja und er entschwindet hinter ihm die schwesternschar die eine wär' ganz nett die kleine schwarze die wär' ganz nett es wär' ganz nett mit ihr zu plaudern mit ihr zu flirten oder sonstwas wenn es geht ein bisserl mehr ein bisserl mehr halt wäre schön man ist ja schließlich noch ein mann und hat begierden wenngleich auch nur im kopf auch wenn das leben scheiße ist so wie es ist in diesem krankenhaus so wie es ist mit dieser krankheit so wie es ist vor seinem ende vor seinem tod wo ist der stephansdom fragt mich eine deutsche touristin auf dem wiener heldenplatz mit aufgeschlagenem stadtplan in der hand da gehn s' durchs burgtor sage ich und dann durchs zweite tor unter der michaelerkuppel dann über den michaelerplatz zum kohlmart und dann geradeaus hinunter bis hin zum graben da gehen sie rechts hinaus zum stock-im-eisen-platz dann sehen sie schon den stephansdom ach vielen dank sagt die touristin sehr freundlich bitte schön ist gern geschehen erwidere ich und füge noch ein küß die hand gnä frau hinzu damit die alte schachtel sich freut und mich für einen charmanten wiener hält der ich ja gar nicht bin ich dreh mich um und such mein handy verdammt nochmal wo ist mein handy wo befindet sich denn dieses handy doch nicht zu hause auf dem schreibtisch ich brauch' das blöde handy doch jetzt zum telefonieren um ihr zu sagen daß ich nicht mehr komme mein gott was ist mit dir befindest du dich vielleicht in einer notlage fragt mich ein paar tage später ein alter freund so wie du ausschaust bist du etwa nicht gesund wie ist denn dein befinden wie geht's dir denn na mir geht's gut ich bin nur übernünftig habe heut' nacht nicht viel geschlafen wir haben einen draufgemacht so sagen doch die piefkes wir haben im stammwirtshaus beim wirt'n ziemlich viel gesoffen und es ist spät geworden aber lustig war's na sowas sagt der freund du bist noch ganz der alte bist noch immer so wie früher voll lebensfreude und voll lebensgier ja sag ich drauf ich finde man muß leben und sich nicht in befindlichkeiten flüchten denn das ist stagnation ja eh' hast recht sagt er und ich sag searvas pfiat di auf wiedaschaun mach's guad

Johannes Diethart

ZWISCHEN TÜR UND ANGEL

Zwischen Tür und Angel kann viel passiert sein: Dem Einstein ist vielleicht eine Weltformel eingeschossen, wenn nicht gar ein Axiom, das die bisherige Wissenschaft schwuppdwupp ausgehelt hat, dem alten Sokrates mit seiner Xanthippe und dem langen weißen Bart werden die letzten Geistesblitze zu seinem Daimonion eingefallen sein, als er sich stehenden Fußes mit gerafftem Gewande auf die Agora begeben hat, wo ihn seine Hörer in der Stoa schon sehnsüchtig erwartet haben.

Von solchen weltbewegenden Ereignissen kann ich als kleiner Mann zwischen Tür und Angel nur träumen. Ich muß nur aufpassen, daß ich meinen Aktenkoffer und die Gleitsichtbrille nicht verliere, wenn ich in aller Früh, verschlafen wie immer, zum Zug renne, damit mir selbiger nicht vor der Nase davonrauscht Richtung Reichshauptstadt. Erst als ich mich mit hastigem Schritt dem Bahnhof nähere, schießt es mir ein, daß es heute zu Tage Bundeshauptstadt heißt. Aber sagen Sie es bitte ja nicht weiter, sonst halten mich die Leute noch für einen verkappten Monarchisten, der ich beileibe nicht bin, auch wenn ich das *Brünner Patriotische Tageblatt* aus dem beginnenden 19. Jahrhundert lese.

Da lese ich zum Beispiel nach meinem Mittagsheiderl, wie ich meinen Gesundheitsschlaf nach dem Mittagessen (heute hat's zur Feier des Tages Rehragout mit kalifornischem *Zinfandel* gegeben) nenne, am 25. Februar 1804, Seite 206, unter der Rubrik *Gemeinnützige Gegenstände. Ueber die Unrichtigkeit, mit den sogenannten Bierwaagen den Grad der Stärke des Biers zu bestimmen*. Ich glaube, jetzt bin ich auch in Ihren Augen vom Vorwurf des Monarchismus befreit, sozusagen exkulpiert.

Meistens trifft es angeblich die Frauen, wie mein Leibblatt schreibt, daß zwischen Tür und Angel so einiges passiert: Da stolpert die Gnädigste über den Regenschirm, der zur Unzeit vor ihren Füßen aufgangen ist. Dabei hat sie sich vorher schon die Zunge beim Kaffeetrinken

verbrannt, ist dann über ihren Hund Bodo geflogen, der sich ihr in hündlicher Zuneigung überraschend von der Seite genähert hat. Dabei sagt sie immer selber: *Vom Hudeln kommen die Kinder*, was sie sozusagen zu ihrer Selbstdisziplinierung sagt, auf die sie aber immer vergißt, wenn sie ins Hudeln kommt.

Beim Opernball ist eine vollbusige Schöne in ihrem sündteuren Ballkleid bühnenreif auf der Feststiegen gestolpert, weil sie es partout nicht hat erwarten können, von einer flachbrüstigen Reporterin ins Bild geholt zu werden. Das Adabei-Publikum hat was zum Lachen gehabt. Wie rot die Schöne im blauen Kleid worden ist, hat man dem Fernsehpublikum nicht mehr zeigt. Eigentlich schad! Dabei hat das Hudeln ja für die Zuschauer was Gutes gebracht: Lachen ist bekanntlich gesund ...

Eins hab ich glernt aus der ganzen Gschicht: Zwischen Tür und Angel werd ich in der nächsten Zeit den Schnabel halten ...

Norbert Leitgeb

KI-DICHTER

Es gibt heut dank Computerchips
bereits artifiziellen Grips
(fast wie ein künstlich neues Knie)
als Hirnprothese – sprich KI.

Doch ist das nun sehr ungerecht,
spricht ein Gedicht-Verfechter.
Schon heute geht's den Dichtern
schlecht,
doch durch KI noch schlechter.

Ein Dichter wird schon jetzt kaum satt
von seiner Reimerei –
KI braucht nichts als ein paar Watt –
und gar nichts im Standby.

Ein Dichter reimt mit Herzensblut
die rührendste Geschichte,
KI rührt bloß im Wörtersud
und pempert draus Gedichte.

Wie schriebe sie auch von Gefühl
und Liebesschmerz poetisch?
Sie puzzelt, wie die Software will,
Gedichte-Ramsch synthetisch.

Ein Dichter kämpft mit Reim und Stil
im Mit-sich-selbst-Gerangel.
Auf Knopfdruck reimt KI ganz kühl,
flux, zwischen Tür und Angel.

Ein Dichter stirbt – mit Glück
verspätet,
doch sterben muss er g'wiss!
KI wird da bloß upgedated
und lebt neu als Release.

Drum preis' die Dichter Frau und Mann,
die reimend uns beglücken –
KI, mach' lieber, was du kannst
und dichte Wissenslücken!



NEUE MITGLIEDER

Renata Buczolich

ZAHL-TAG

ich habe
keine Freikarte
fürs. Leben
mit den letzten Münzen
zahle ich
den vollen Preis

ALLES THEATER

STOP
Licht aus
Vorhang zu
bleib bei mir
die Zuschauer sind
gegangen -
es beginnt die Vorstellung
ich spiele Liebe
du nimmst sie
gehst mit
vollen Händen
hinaus
Vorhang auf
ich lache alleine
im Zuschauerraum
sehe dich gehen –
durch den
Notausgang

HOFFNUNG

kann auch
aus den letzten Reihen
dem Schicksal
applaudieren

PARTY

ich mache Party
ich und mein Schatten
im Kerzenlicht
tanzen wir
mein Herz frei
ich trinke dem Wein
seine Wahrheit
und erzähle den Sternen
die meine
ich mache Party
für uns allein

AM VORABEND

auf schlanken Absätzen
verlasse ich leise
deine Verse
denn sie waren nicht
für mich

VERJÄHRTE LIEBE

ich war
bei meinem Begräbnis
doch du
hast nicht geweint

Peter Campa

DAS OCKERFARBENE STRICKKLEID

An einem Samstagnachmittag im September, in einer Zeit, als die Maßnahmen gegen die Ausbreitung des Coronavirus gerade wieder verschärft wurden, hatte Herbert Horvath einen Ausflug in den Lainzer Tiergarten unternommen. Dabei hatte der Hobbyfotograf seine Kamera mit einem 300-mm-Teleobjektiv bei sich. Auf seinem Heimweg verließ er die U-Bahn-Linie U4 beim vorderen Eingang der Station Pilgramgasse. Es war schon ein kleines Gedränge an diesem Samstagabend. Beim Stiegenaufgang kam ihm ein Paar entgegen, der kleine, etwas beleibte Mann trug einen Anzug, die Frau trug ein ockerfarbenes Strickkleid. Eigentlich ein schönes Kleid, dachte Herbert. Er verließ die Station und machte sich auf den Weg zum Foyer der BAWAG-PSK-Bank, Ecke Pilgramgasse, Rechte Wienzeile. Noch dachte er sich nichts, als das ockergelbe Kleid samt Frau und zugehörigem Mann wieder hinter ihm war. Beim Verlassen des Foyers drehte er sich noch einmal um – die beiden waren wieder hinter ihm. Die beiden waren wirklich nicht zu hören. So ein Zufall, dachte er. Nun wechselte er von der Rechten Wienzeile hinüber auf die Linke. Er wollte die renovierte beleuchtete Uhr am Hause des Vorwärts-Verlags fotografieren. Da waren die beiden noch immer hinter ihm. Als er in die Turmburggasse einbog, bemerkte er die beiden und ließ sie vorgehen. Der Mann räusperte sich, Herbert blieb ein wenig zurück und sah die beiden vorgehen. An der Ecke Mollardgasse fiel ihm auf, dass sich die beiden bei einem Geschäftsportal versteckt hatten. So ein Zufall! Er ging die Turmburggasse weiter, übersetzte die Mollardgasse und meinte, es wäre wohl gut, wieder einmal zurückzublicken. Die beiden waren noch immer hinter ihm!

Nun drehte sich Herbert auffällig um, sah den beiden ins Gesicht und sagte: Was denn? Die beiden versuchten so zu tun, als hätten sie nichts bemerkt. Die beiden neuerlich vorzulassen, erschien nicht ratsam, möglicherweise würde sich das Versteckspiel bei der nächsten Quergasse, der Sandwirtgasse, wiederholen. Herbert wechselte also die Straßenseite und ging in die andere Richtung, dann wechselte er in die Mollardgasse, überprüfte, ob die beiden wieder hinter ihm wären, was diesmal nicht der Fall war, und beschloss, einen Umweg zu machen. Die beiden brauchten schließlich nicht zu wissen, wo er wohnte.

Brigitta Huemer

DIESER DUFT

Dieses stille Wiederfinden

Jeder blüht im Erinnern
Keine Stimme erlischt
Kein Lied verstummt
Kein Blatt vergisst

Wir tauschten Himmel
Lust und Schattenkleid
Alles war Weg
alles Gebet

Alles wurde Gedicht
Im Vorüberwehen

NIEMANDSLAND

Ich bin das Bodenlose
das dich ansieht
Die leise Wehmut in den Wäldern
Der stille Hunger zwischen vollen Ähren
Ein Streifen Niemandsland
zwischen ‚Alles und Nichts‘
Bett bin ich – ein tiefer Schacht

für Deine schlaflose Männlichkeit
Gleißende Helle unterm Zittermond
Darum treibe ich den Duft in die Blüten
Darum lege ich mein Herz in die Gräser
Damit es dich anrührt
Im Vorübergehen

ZU ENDE GELIEBT

Auch dein Erinnern
ist der Zeit hörig

Schreibe Dich frei
Dieses Schmerzgeäder
kreist schon zu lange in dir

Rolle auf die Wortnester
der Ohnmacht/Quere
den Mangrovenwald
der Sprache

Einer stolpert ungelentk
über deine Schwelle

Zu Ende geliebt ist nie

Reinhard Kleindl

ZWISCHEN UNS

Es begann mit dem Buch, das ich meiner Frau empfahl. Es handelte sich um einen Klassiker, dessen Titel nichts weiter zur Sache tut. Wir fühlen uns seit einigen Jahren zu alten Büchern hingezogen. Alles, was jünger als zweihundert Jahre ist, verunsichert uns. Ich hatte das Buch ausgelesen und auf das Regal zurückgelegt, von wo ich es genommen hatte. Was folgte, mag auf den ersten Blick wie eine Belanglosigkeit erscheinen. Und doch erkannte ich schnell die Tragweite des Ereignisses. Ich hatte eine Erklärung bekommen, und da erst hatte ich all das gesehen, was einer Erklärung bedurft hatte.

Meine Frau wandte sich an mich, weil sie das Buch nicht finden konnte. Es war nicht das erste Buch, das ich verlegte. Manchmal bin ich gedankenlos. Dass sie mir diese Zerstreutheit zum Vorwurf machte, kränkte mich. So kam es zu einem Streit, wie wir ihn alle paar Wochen führten.

Die Sache trug sich im Wohnzimmer zu. Sie stand vor dem Schrank mit den Fenstern, in denen das Porzellangeschirr steht, das wir von ihren Eltern bekommen haben. Auf halber Höhe befindet sich eine Ablage, auf der seit Jahren eine Obstschale mit Orangen und Äpfeln aus Plastik steht. Daneben lag der fehlende Klassiker. Sie hätte nur die Hand ausstrecken müssen. Ich zeigte mit dem Finger darauf.

– „Schau doch.“

Sie drehte sich um und starrte es an.

– „Du wolltest das Buch. Nimm es dir doch“, sagte ich, als sie keine Reaktion zeigte.

– „Manchmal hasse ich dich“, entgegnete sie.

Sie bedachte mich mit einem Blick, den ich nicht deuten konnte.

Schließlich stapfte sie davon.

Ich blieb niedergeschlagen zurück. Streitereien wie diese gingen an meine Substanz. Sie gab mir die Schuld für etwas, das aus meiner Sicht unbeeinflussbar war. Für meine Zerstreutheit konnte ich nichts.

Abends konnte ich nicht einschlafen. Die Begebenheit ging mir nicht aus dem Sinn. Ich hatte einen absurden Gedanken, der ohne mein Zutun zur Überzeugung wurde. Wissen ist nichts, das wir uns zurechtlegen. Wenn wir etwas wissen, sind wir dem ausgeliefert.

Ich hörte neben mir die ruhigen Atemzüge meiner Frau. Wir waren wortlos zu Bett gegangen, und sie war bald eingeschlafen. Vorsichtig stand ich auf und tappte in der Dunkelheit ins Wohnzimmer. Dort schaltete ich die Leselampe ein. Ich hoffte insgeheim, dass das Buch nicht mehr da war. Das hätte mich aus irgendeinem Grund beruhigt. Natürlich lag es nach wie vor neben der Obstschale. Ich hob es auf und legte es auf den Küchentisch. Danach ging ich zurück ins Bett. Erst in den frühen Morgenstunden gelang es mir einzuschlafen.

Während des Frühstücks wechselten wir kein Wort. Ich sah in ihrem Blick, dass sie auf ein Versöhnungsangebot von mir wartete. Ich schaffte es nicht, etwas zu sagen. Nach einer Weile stand sie auf, räumte ihre Kaffeetasse in den Geschirrspüler, ohne das Buch zu beachten, und ging zur Arbeit.

Die Versöhnung holten wir abends nach.

Das Buch blieb fast vier Wochen auf dem Küchentisch liegen. Ich wusste nun mit Bestimmtheit, was anfangs nur eine Vermutung gewesen war. Sie konnte das Buch nicht sehen. Mit spitzen Fingern räumte ich es weg. Ich fand im Keller eine leere Schachtel und ließ es dort verschwinden. Doch ich verstand nur zu gut, dass es damit nicht getan war. Hatte es in den letzten Jahren nicht mehrmals Situationen wie diese gegeben, die ich ignoriert und verdrängt hatte?

Es dauerte einige Wochen, bis eine Zwiebel mein Misstrauen erregte. Sie lag in der Küche auf dem Boden. Mir fiel sie auf, weil sie süßlich zu riechen begonnen hatte. Ich hätte die Zwiebel einfach wegwerfen können, doch stattdessen legte ich sie auf den Küchentisch. Dort lag sie noch zwei Tage lang, bis ich den Geruch nicht mehr aushielt.

In welchen Abständen die Gegenstände in dieser Zeit auftauchten, weiß ich nicht mehr genau, denn damals führte ich noch keine Aufzeichnungen. Ich legte jedes der Dinge in die Mitte des Küchentischs. Was meine Frau nicht wegräumte, entsorgte ich. Die Zwiebel hatte ich in den Müll geworfen, doch alles, was nicht verderben konnte, legte ich in die Schachtel im Keller.

Das Küchentischkriterium gab mir Sicherheit. Ich konnte das Phänomen nun gewissermaßen einordnen. Das Auffinden der Gegenstände wurde zur Routine. Dadurch rückten andere Fragen in den Vordergrund, die bisher von der Beklemmung zugedeckt worden waren. Ich fand heraus, dass die gefundenen Dinge sich tatsächlich ganz und gar wie physikalische Gegenstände verhielten. Es gibt Möglichkeiten, das zu prüfen: Eingebildete Dinge verhalten sich anders als reale, auch Träume lassen sich als solche erkennen, das lässt sich in Philosophiebüchern und Science-Fiction-Literatur nachlesen. Weiters fand ich heraus, dass meine Frau in gewisser Weise auf die Objekte reagierte. Mir war zum Beispiel aufgefallen, dass sie diese nie berührte oder etwa versehentlich die Zeitung darauflegte. Ich ging so weit, eine gefundene Kaffeetasse in die Mitte des Vorzimmers zu stellen und eine Kamera auf dem Regal zu verstecken. Nachts schlich ich in mein Arbeitszimmer und zeichnete sorgfältig die Wege, die sie gegangen war, auf ein Blatt Papier. Das Papier füllte sich mit farbigen Linien, doch der Fleck, an dem die Tasse stand, blieb weiß.

Aus heutiger Sicht mag es überraschend erscheinen, dass ich erst sehr spät, eben nach dem Experiment mit der Tasse, auf die naheliegende Idee kam, einen der Gegenstände auf den Gehsteig vor unserem Haus zu positionieren. Ich war so davon überzeugt gewesen, dass sich das Phänomen nicht um sie drehte, sondern allein um mich, dass ich gar nicht auf die Idee gekommen war, andere Menschen könnten die vor ihr verborgenen Gegenstände wahrnehmen. Zu meiner Überraschung wichen alle Fußgänger der auf dem Gehsteig abgestellten Tasse verlässlich aus, ohne sie ein einziges Mal anzusehen.

Über den Ursprung der unsichtbaren Dinge konnte ich nichts

Genaueres herausfinden. In allen Fällen ähnelten sie Objekten, die wir auch sonst in unserem Haushalt hatten. Ein weiteres Buch eines Autors, von dem wir schon ein Werk im Regal hatten, eine weitere Zwiebel, ein Paar brauner Lederschuhe, das sich nur geringfügig von meinen anderen unterschied. Allen Dingen war gemeinsam, dass sie in unserer Wohnung auftauchten. In der Arbeit oder auf der Straße stieß ich nie auf Unsichtbares.

Bald hatte ich ein gar nicht so kleines Schulheft mit Protokollen und Beobachtungen vollgeschrieben und den Eindruck gewonnen, alles über das Phänomen zu wissen, was mir über Experimente und Beobachtungen zugänglich war. Eine mehrwöchige Literaturrecherche auf der Universitätsbibliothek blieb ergebnislos. Ich bemerkte, dass der Wunsch, jemandem davon zu erzählen, immer stärker wurde. Der Wunsch wuchs zu einer fixen Idee. Ich hatte mich so intensiv mit dem Thema beschäftigt, dass ich mich in der Lage glaubte, jede mögliche Frage zu beantworten. Mir ging es nicht darum, jemanden zu überzeugen. Das, was mir inzwischen so vertraut war, musste jedem ungeheuerlich erscheinen, dessen war ich mir bewusst. Umso mehr freute ich mich darauf, meine Erfahrungen zu teilen. Ich wählte einen Freund, mit dem ich als Student viele Nächte über Gott und die Welt diskutierend verbracht hatte. Wir waren uns einmal sehr ähnlich gewesen, doch irgendwann hatte er sich für die Naturwissenschaften entschieden, während ich in der Technik gelandet war. Er sollte als Erster davon erfahren. Mit dem Ergebnis hatte ich nicht rechnen können.

Er wechselte das Thema.

Ich war überrumpelt und stieg auf das neue Gesprächsthema ein. Wir sprachen weiter, als wäre nichts gewesen. Irgendwann konnte ich nicht anders. Ich fragte ihn, ob er denn verstanden habe, was ich ihm erzählt habe.

- „Was willst du von mir?“, fragte er irritiert.
- „Darüber reden“, entgegnete ich.
- „Was erwartest du dir davon?“
- „Ich weiß es nicht“, gestand ich.

Er schüttelte den Kopf.

– „Du willst mich benutzen und weißt selbst nicht, wofür?“

Eine Weile saßen wir uns schweigend gegenüber.

– „Das wird schon wieder“, sagte er schließlich und stand auf. Er bezahlte unsere Rechnung an der Bar und verließ mich ohne Gruß.

Auf dem Heimweg war mir schwindlig. Ich hatte mehrmals Angst, umzukippen und auf dem Asphalt aufzuschlagen. Zu Hause angekommen, zog ich mich in mein Arbeitszimmer zurück. Bis in die frühen Morgenstunden saß ich am Computer und versuchte mich durch das Aufrufen der immer gleichen Nachrichtenseiten abzulenken, bevor ich mich zu meiner Frau ins Bett schlich.

Aufgrund meiner genauen Aufzeichnungen konnte ich verifizieren, dass die Gegenstände nun häufiger auftraten. Ich legte sie nur noch selten auf den Küchentisch, inzwischen hatte ich ein Gefühl dafür entwickelt, ob ein Gegenstand für meine Frau sichtbar war. Im Keller standen bereits fünf identische Schachteln mit Dingen, drei weitere Faltpackungen hatte ich auf Vorrat gekauft. Als auch diese voll waren, besorgte ich mir von einem Baumarkt Regale, um die Kartons besser stapeln zu können. Die Gegenstände tauchten inzwischen täglich auf. Der Kellerraum mit den Regalen hatte ursprünglich eine Werkbank enthalten, die ich inzwischen weggegeben hatte, um Platz zu schaffen. Den Raum sperrte ich ab. Meine Frau fragte mich einmal, warum diese Tür versperrt war, und ich gab ihr keine Antwort. Ich ahnte, dass die Sache irgendwann eskalieren würde, ich wusste nur noch nicht, wie.

Es passierte an einem schönen, trockenen Wintertag, als ich von der Arbeit nach Hause kam. Die Gegenstände tauchten inzwischen mehrmals täglich auf. Der Kellerraum war bis zur Decke hin voll mit gestapelten Kisten. Ich hatte begonnen, die Garage auszuräumen.

Sie erwartete mich im Wohnzimmer. Sie stand dort mit verschränkten Armen, ihr Blick hielt mich fixiert.

– „Was ist los?“, fragte sie.

Ich schwieg sie an.

– „Der Keller“, fragte sie. „Was machst du dort?“

Mein Hals war wie zugeschnürt. Ich konnte nicht antworten.

– „Du verbirgst seit Monaten etwas vor mir“, sagte sie. „Glaubst du, ich merke das nicht? Wir müssen darüber reden. Ich halte das sonst nicht mehr aus.“

Ich musste mich abwenden, ihr Blick war mir unerträglich.

– „Gib mir einfach den Schlüssel“, forderte sie. „Ich sehe selbst nach. Wie schlimm kann es schon sein?“

Ich dachte kurz daran, es zu tun. Stattdessen floh ich aus dem Raum. Ich rannte hinunter ins Freie. Die kalte Luft brannte in meinen Lungen und der Schmerz war willkommen. Ich hatte Angst, ihr den Schlüssel zu geben. Was würde sie sehen – einen Raum voll leerer Schachteln? Etwas anderes?

Zorn wallte in mir auf. Ich fühlte mich für etwas bestraft, das ich nicht begangen hatte. Den Schlüssel trug ich inzwischen immer bei mir, ich umklammerte ihn in der Hosentasche mit meiner Faust. Von einem Balkon aus beobachtete mich ein Kind mit einer Schultasche.

Ich riss mich aus meiner Erstarrung los und rannte zurück ins Haus und in den Keller. Dort griff ich mir die erstbeste Kiste und schleppte sie in die Wohnung. Meine Frau kam mir im Vorraum entgegen. Ich schütete den Inhalt auf den Boden.

Meine Frau starrte vor ihre Füße. Einen Moment lang glaubte ich, sie könnte die Dinge sehen – einen USB-Stick, eine Rolle Klopapier, eine alte Tageszeitung. Doch sie sah mir nur in die Augen. Ihre Stimme war nicht traurig, eher niedergeschlagen.

– „Du hast dich so verändert“, sagte sie, „ich erkenne dich kaum wieder. Es macht mir Angst.“

Ich machte auf dem Absatz kehrt und floh.

Die nächsten Tage verbrachte ich in Hotelzimmern. Ich versuchte zu trinken, und es half, die Verzweiflung zu dämpfen. Sie verwandelte sich in Lethargie. Ich spürte, dass ich tiefer hinabglitt, auf einen unbekanntem Grund zu. Ich wollte meine Frau sehen, obwohl mir das Angst machte. Ich befürchtete, dass es das letzte Mal sein könnte.

Ich stieg über die Gegenstände im Vorraum, die dort immer noch

auf dem Boden lagen, und fand meine Frau im Wohnzimmer sitzend. Sie hatte gelesen und sah zu mir auf. In ihrem Blick war nichts Bedrohliches mehr, vielleicht ein wenig Furcht. Ich setzte mich wortlos auf einen Fauteuil ihr gegenüber. Dort saßen wir mehrere Minuten. Ihre Anwesenheit beruhigte mich aus irgendeinem Grund. Sie forderte nichts, stellte keine Fragen. Sie ließ mich nur bei ihr sein.

– „Ich weiß, dass da etwas zwischen uns ist“, sagte sie schließlich.

Ich nickte.

– „Hat es etwas mit mir zu tun?“, fragte sie.

Da schüttelte ich den Kopf. Ich hatte ein wenig gezögert, also hakte sie nach.

– „Wirklich nicht?“

– „Wirklich nicht.“

– „Das genügt mir“, sagte sie, und ihre Züge entspannten sich.

Sie hob ihr Buch wieder auf und las weiter. Ich saß noch etwa zehn Minuten so da, bis ich zu ihr ging und sie umarmte. Sie erwiderte meine Umarmung.

– „Kannst du mir verzeihen, wenn ich mich manchmal komisch verhalte?“, fragte ich.

Sie nickte.

– „Das tue ich doch immer schon.“

Ich atmete schwer.

– „Egal, was passiert, wir müssen immer einen Weg zueinander finden“, sagte ich.

Ich führte ab dem Zeitpunkt keine Aufzeichnungen mehr. Die Hälfte der Schachteln brachte ich am nächsten Tag zur städtischen Müllsammelstelle. Ich passte auf, dass niemand mich dabei beobachtete. Wenn wieder Gegenstände auftauchten, räumte ich sie in die leeren Schachteln. Sobald diese voll waren, wollte ich sie ein weiteres Mal entleeren. Monate vergingen. Irgendwann fiel mir auf, dass immer noch leere Schachteln im Keller waren. Ich hätte sogar schwören können, dass da mehr waren als noch vor einiger Zeit. Ich konnte plötzlich nicht mehr genau sagen, wann ich das letzte Mal einen unsichtbaren

Gegenstand gesehen hatte. In diesem Augenblick überwältigten mich meine Gefühle. Ich sperrte die Tür von innen zu und weinte, wobei ich darauf achtete, kein Geräusch zu machen. Als ich mich beruhigt hatte, begann ich, die letzten vollen Schachteln in mein Auto zu räumen. Ich brachte sie zur Sammelstelle und entleerte sie. Dabei entdeckte ich das alte Buch, mit dem alles begonnen hatte. Es lag bereits in einem der Container. Ich hob es auf und steckte es in die Tasche.

Abends lag ich im Bett und las darin. Ich war so darin vertieft, dass ich nicht bemerkte, wie meine Frau den Raum betrat. Sie lächelte, als sie mich sah.

– „Was ist?“, fragte ich.

– „Hast du es also doch gefunden?“

Ich brauchte einen Moment, um zu verstehen, dass sie das Buch sehen konnte.

– „Hast du gesehen?“, fragte sie weiter.

Sie deutete mit dem Finger auf mein Nachtkästchen.

– „Das hat mir auch sehr gut gefallen. Falls du deines ausgelesen hast.“

Ich machte ein Gesicht, als würde ich verstehen, und bedankte mich mit einem Nicken.

Erst als sie schlief, drehte ich mich noch einmal nach der Stelle um, auf die sie gezeigt hatte, und vergewisserte mich, dass dort kein Buch lag.

Astrid Kohlmeier

ERBLÜHEN

Ich schneide deine Spuren
Mit einem gold'nen Messer
Zärtlich aus der Zeit heraus
Ich binde sie zu einem Strauß
Und geb' ihm deinen Namen
In meinen beiden Händen
Leuchtet deine liebe Stimme
Noch feucht vom Morgentau
Dazwischen deine blauen Worte
Die nach Sommer duften
Am Rande sprießt das Ungesagte
Ein grünes sanftes Blätterwerk
Und inmitten wächst die rote Sehnsucht
Die blüht und sich dem Himmel öffnet

DU – EIN GEDICHT

Welch absonderlicher Wunsch von dir –
Du willst von mir verwandelt werden
In ein Gedicht, weil dies das Schönste sei
Weißt du denn, was das bedeutet?

Fremde Augen werden dich betasten
Und in deine Nacktheit starren

Du wirst durch namenlose Hirne wandeln
Und dort zu einem anderen werden

Du wirst festgeschrieben in der Zeit
Umarmt von meinen Worten
Wirst du in meiner Landschaft liegen
Tintenküsse auf der Stirn und auf dem Haar

Weißt du denn, was das bedeutet?

ACH KÖNNTE ICH NUR

Ach könnte ich nur mit einem Worthauch
Dies Erdenrund so tief berühren
Sodass wir uns in Gleichklang
Um die Sonnenscheibe drehen

Ach könnte ich nur mit meinen Zeilen
Hinunter in das Jenseits wandern
Dich zurückholen aus der Todesschlucht
Und dich unsterblich schreiben

Ach könnte ich nur mit einem einzigen Vers
Zu deiner zärtlichen Geliebten werden
Dein Einsamherz weit für mich öffnen
Und auf ewig in dir wohnen

EINMAL NOCH

Längst habe ich aufgehört zu zählen
All die verwirkten Jahreszeiten
Die ohne uns verfliegen sind

Und gestern höre ich unversehens
Noch einmal deine liebe Stimme
Die mich unendlich zart an uns erinnert

Noch einmal möchte ich dich lieben
Wie an diesem ersten Tag vor einer Ewigkeit
Als wir beide noch zwei andere waren

Noch einmal möchte ich dir nah sein
Sanft dein warmes Licht umkreisen
Und dich glücklich sehen

Noch einmal möchte ich meine Arme nach dir strecken
Dich fangen, wenn du fällst
Und dich für eine kurze Weile halten

Noch einmal möchte ich dich gehen lassen
Und dir bei unserem Abschied
Mit meinen Tintenlippen die Augenlider küssen

Reinhard Lechner

DIE HAND

Das kantige Gerät ragte bis zur Zimmerdecke an ihren Beinen hoch. Lu sah seine Umrisse, die Öffnung sich schwarz-weiß vom Straßenlicht draußen zeichnen. Ohne ein Geräusch sprang die Maschine an und Lu begann sich wieder zu fürchten. Erst erfasste sie ihre Flaneldecke, sie saugte sie mühelos ein. Lu kauerte nun vor ihr da in ihrem Nachthemd, sie hielt sich die Knie, sie spürte, wie sie zitterte. Als Nächstes musste sie ansehen, wie Fussel, ihr Teddy, in der Öffnung verschwand, sie sah ihm in die schwarzen Knopfaugen, die sie so oft getröstet hatten, während er hineingeschleust wurde. Als sich die Maschine dann an ihr Leintuch machte, versuchte Lu es mit aller Kraft an sich zu krallen und rutsche schließlich selbst wie am Fließband auf die Öffnung zu, voran mit der Hand, wieder mit ihrer Hand, die sich seltsam in dem Stoff verworren hatte. Und sie wusste, was gleich passieren würde. Die Verarbeitungsteile im Inneren, sie umfassten ihre Fingerknochen, ihr Handgelenk wie ein Nussknacker, der seine Arbeit aufnahm. Panisch wollte sie nach den anderen schreien („Hilfe, Hilfe, Hallo, Peter, Jessy!“), aber sie war jetzt ein seltsam mundloses Wesen, brachte die Worte nur ohne Ton, innerlich heraus. Sie wollte sich an etwas festklammern. Sie sah und griff links und rechts mit ihrer noch freien Hand, aber zu fassen kriegte sie nichts. Überhaupt war ihr Zimmer wieder völlig leer. Alle Möbel fehlten, das vertraute Lu'sche Chaos im Weg stehender und liegender Dinge, ihr Rollstuhl, der kleine Heizstrahler, von denen ihr eines vielleicht seine rettende Kante geboten hätte, es war weggefegt. Sie war der Maschine ausgeliefert.

Immer wenn der Albtraum zurückkehrte, versicherte sich Lu den ganzen nächsten Tag ihrer Hand. Obschon sie wusste, es war wieder der Traum gewesen, starrte sie auf die Linien am Handteller, sie ließ das

Gelenk kreisen, umgriff es mit Daumen und Zeigefinger der anderen, schloss und öffnete ihre Faust; sie vertiefte sich in die Sommersprossen auf ihrem Arm und merkte wieder, dass jede an Größe und Braunton schon von seiner nächsten etwas abwich. Nichts, keine Schmerzen, wenn sie sie bewegte, kein Kratzer in der Haut. So echt auf ihrer Haut hatte sich das kühle Metall der Maschine wieder angefühlt, so unweigerlich fuhr der Schmerz ihr wieder bis in die Knochen.

Lu fragte sich, ob die Maschine wirklich so ausgesehen hatte. „Weilersheim, alte Papierfabrik“, sie googelte. Es gab die Fabrik noch. Sie klickte sich durch die Bilder vom qualmenden Doppelschornstein, von den Gruppenfotos der Arbeiter in den Overalls mit ihren harten bis ganz sanften Mienen. Die Mutter fand Lu nie darauf. Aber dann kam sie ihr wieder ganz nah, wo immer sie jetzt auch gerade war. Es riss Lu hin und her zwischen Strömungen an Schmerz, der Trauer, aber auch Stolz auf sie, und erfasste sie einmal eine, zog sie sie hinab in ihren dumpfen Druck unter Wasser, wo sie war.

Und Lu dachte, ob „Modern Times“ sie wieder hatte schlecht träumen lassen. Neulich beim Postersale in der Mensa zu Semesterstart war ihr das Filmplakat untergekommen, zwischen „Mittagspause auf einem Wolkenkratzer“ und AC/DCs Angus Young, wie er in seiner Schuluniform mit der Gibson unnachahmlich im Entengang marschiert. Dabei hatte Lu den Film gar nie gesehen, Chaplin, überhaupt, das Schweigen im Stummfilm machte der rotlockigen Pädagogikstudentin Angst. Aber auch sie kannte diese berühmte Szene, an die sie der Traum erinnerte.

Wie viele Träume war auch dieser zunächst nicht mehr da gewesen, als sie heute Morgen erwachte und ihre blassen, sommersprossigen Beine aus dem Bett hob. Erst jetzt, als Anne, Jessy, Mats, Peter und sie nachmittags an zwei von Marios Lieferpizzen saßen und von ihm sprachen, kam er ihr wieder in den Sinn. Der Drucker, er sorgte dafür. Die anderen redeten nur von ihm, und schon brachte er ihr das Déjà-vu, drängte Lu eines nach dem anderen die Maschinenbilder von letzter Nacht in ihren Kopf. Die Studenten-WG würde ihren alten Canon aus dem Keller holen. Sie fragte die Runde zur Sicherheit noch einmal,

„Anne?“ – „Ja.“ – „Mats?“ – „Ja, klar.“ – „Jessy?“ – „Ja, jetzt mach mal.“ – „Und Peter?“ – „Jop.“ – „Okay, dann ist die WG einstimmig dafür.“ Mats nickte. „Hol’ das Ding schon rauf“, forderte nun auch Peter, „Wenn wir ihn wirklich nicht wieder fit kriegen, lade ich im Büro das Update herunter.“ Lu hatte den Drucker nie gemocht, dieses Ding voller Sturheit hinter der klobigen Abdeckhaube, das bei jedem Vorgang ein anderes zu lautes Geräusch machte und für sie nie richtig funktionierte. Aber nun brauchte die WG ihn wieder, die Ausgangssperre verbot gerade die meisten Besorgungen: Wo man Schlange stand, wo wiederholt Hände hinfassten, da bekam das neue Virus draußen seine Chance auf Teilung. An der Universitätsbibliothek war kein Drucken möglich, in den Copyshops nicht, auch die Post hatte dichtgemacht.

Lu hob ihr zweites Eck Tomate-Mozzarella aus dem Karton, bis der letzte Käsefaden riss. Sie nahm einen großen Bissen, schluckte ihn fast ohne Kauen. Der Schmerz war nicht mehr gegangen, sie hatte ihm einen Platz in ihrem Leben einrichten müssen, eine duster-staubige Ecke zumindest, wo er weilte. Und oft hielt er sich verdeckt, es kribbelte, zog oder brannte vielleicht bloß ein wenig in Lus Arm. Und dann schlug er wieder zu, er kroch in ihre Träume oder steckte am helllichten Tag in einem ausgesuchten Gerät, um sie an der Hand zu verletzen. Immer wieder glitt sie durch seine glühende Spirale. Und der Schmerz brachte sie zur Mutter zurück. Ja, vielleicht hielt sie sogar fest an ihm, weil er sie weiter mit ihr verband, weil er ein Ferngespräch mit der Vergangenheit war und weil niemand jemals durch diese Scheibe aus Panzerglas zwischen jetzt und damals durchspringen konnte.

Sie rutschte über die Stufen in ihren Stoffschlappen. Es war ihr Drucker, also ging sie. Sie fand es absurd, wie sie wieder begann, mit ihm zu reden, kleines trotziges Mädchen, aber sie brauchte das. „Ich werde dich zurückholen. Es passt Dir nicht, nein. Und mir passt es auch nicht.“

Lus Vater hatte ihr den Drucker zum Einzug gekauft. Als Störfischervereinsobmann verstand sich so was von selbst für ihn, und so beiläufig unterbreitete er es ihr, als Mutter und er bei den Kartons mithalfen:

„Jede Gemeinschaft braucht Dinge, um die sie sich versammelt, die alle zusammen nutzen können. So kommen die Leute ins Reden.“ Er war schon früher der gewesen, der den Kickertisch für daheim angeschleppt hatte, den Sodaautomaten, für den Geschmack konnte man Kirsche oder Grapefruit wählen. Lus Mutter hatte nie ein Händchen für so etwas gehabt, ließ immer ihn bestimmen, das kam da hin, das dort. So bekam auch von ihm der Drucker seinen Platz im Flur der WG. Sie konnte wirklich nicht sagen, ob das ein Ort für Gespräche war.

Aber für die Dinge hatte Mutter ein Händchen. Sobald die Gegenstände für den täglichen Gebrauch hochgebracht, sobald jedes Elektrogerät an seinem Platz war, war sie es, die sich ihnen widmete. Tiefenentspannt schloss sie die Waschmaschine an, steckte auf Anhieb die Kabel richtig bei Fernseher, Stereoanlage, Computer. Sie blühte auf vor ihnen wie eine Sonnenblume vor der Sonne, wenn sie sie fixierte oder nachstellen konnte, meist hegte sie unscheinbare Beziehungen mit ihren Geräten, und sah man sie, an ihnen Hand anlegen, schien es, als bliebe unter ihren Fittichen keine leblos, in jeder verbarg sich eine wachsende Substanz, unter ihren glatten Flächen steckten Knochen, ja es alterte und erneuerte sich sogar das Gewebe. Nachdem sie die Farbpatronen in den Canon Pixma eingesetzt hatte, schickte sie einen ersten Auftrag über Lus PC. Eine Zeile, nichts inspiriertes: „Hey Drucker, schön, du bist hier.“ Tadellos spuckte er das allererste Blatt aus. Mutter tätschelte ihm auf die Abdeckung und schickte ihn wieder schlafen.

Ja, auch mit ihm lag der Vater richtig, vier der fünf schlossen den Drucker ins Herz. Sie druckten ihre Hausarbeiten oder ein Skript, sie kamen ins Plaudern, wenn sich ihre Wege an ihm kreuzten, bevor es zur Vorlesung ging. Lu aber wurde bald den Eindruck nicht mehr los, gegen sie sperrte er sich. Sie löste einen Papierstau nach dem anderen aus oder hetzte kurz vor sieben noch zum Media Markt, weil er schon wieder Nachfüllfarbe brauchte. Sie stand ratlos vor seinen Fehlermeldungen („java script error 631; unsuccessful network installation“), sie drang umsonst zu seinen hintersten Winkeln vor. Ihre Finger tasteten, sto-

cherten, die Hand konnte schon einmal eine Faust werden, war von den anderen keiner da. Mit „Papierdieb, nun mach' endlich“ fuhr sie ihn immer öfter nur noch an.

Als er wieder einmal im Fehlermodus verharrte und da tiefer in ihm seine empfindlichsten Teile saßen, führte Lu das Mikrofasertuch vorsichtig wie in Zeitlupe ein. Da sprang plötzlich der Toner an, sauste auf seiner Schiene heran und schnitt sie in den Finger, sofort zog sie die Hand heraus. Es war nur ein winziger Schnitt, vorne an die Kuppe ihres Zeigefingers. Aber er brannte, und sie begann zu bluten. Sie drückte ihn mit dem Tuch ab, und als konnten sich die Ereignisse zwischen jetzt und damals rufen und lückenlos ineinandergehen, vergrößerte sich wieder alles. Der Schmerz wurde höllisch, wie er nicht sein konnte von dem Schnitt, und doch war er es. Lu stand da und starrte entsetzt auf ihre Hand. Sie zitterte und sie spürte sie von tief drinnen vom Schnitt am Finger stechen wie fortgerissen, brutal vom Drucker eingezogen.

Es war der Auslöser, der alles zum Kippen brachte. Der Drucker war längst auch ein Schützling Mutters gewesen. Besuchten Vater und sie Lu in der WG, stand sie ohne ein Wort auch mitten im Gespräch über Lus Semester von ihrem Kaffee auf, entstaubte seine Bekleidung mit einem Taschentuch dort, wo die Studenten nicht mehr gründlich genug waren, sie füllte ihm Farbe nach, an seine Seite legte sie das teure Papier, und dann fuhr sie ihn herunter, er musste nicht unnötig im Ruhemodus ausharren. Sie hätte in der Situation geduldig, ja mit all ihrer Detailliebe seine Einstellungen überprüft. Doch Lu hatte ihn abgesteckt und ließ es im Keller in seinen Karton verschwinden.

Das Kellerabteil war bis zur Decke mit ausrangierten Dingen von den fünf Studenten verstellt, in ihren Kartonverpackungen oder nackt pass-ten sie kaum noch auf die kleine Fläche. Lu stand in dem Verschlag aus Latten und begann in dem Durcheinander zu suchen. Sie schob Jessys BMX zur Seite, verstellte Rucksäcke und Trolleys, die Übungsprozessoren von Peter und stieß auf das Fotoalbum. Überlebensgroß lag es auf dem Karton vom Drucker, als wäre es sein Briefbeschwerer gewesen, da Lus Unbewusstsein ihn in ihrer Wut und Angst ansonsten längst davon-

gefeht hatte. Lu nahm das kalte und klebrige lederne Album in ihren Schoß. Sie blätterte an die Stelle, wo Mutter als Schwimmerin klebte, das machte sie immer. Die Badekappe, der Anzug wie eine zweite Haut, ihre filigranen, doch kräftigen Arme in ihre Hüfte gestützt, zufrieden, weil sie gerade aus dem Wasser stieg. Lu strich ihr mit dem kleinen Finger über ihre Hand. Sie schloss das Album wieder und schnappte sich den Karton, der schwerer war, als sie geglaubt hatte.

Peter und Lu hatten ihre Notebooks auf dem Küchentisch platziert, und daneben stand er schon, die Abdeckhaube offen. Mehrere Kabel verbanden alle Geräte miteinander. Peter tippte in eine angeschlossene Tastatur. Die zweite Fehlermeldung kam. Lu fuhr Peter an, meinte eigentlich den Drucker. Er suchte ein Programm auf chip.de, klickte sich durch den Download, und nach einer halben Stunde war er installiert. Das Knacken und Surren ging wieder durch die Zimmer. Jessy kam gut gelaunt in die Küche, Mats folgte, die beiden waren erleichtert. Jessy würde gleich das Skript für eine Klausur drucken, doch Peter sah sie an, er hielt ihr ein Blatt mit schwarzen und bunten Balken hin: „Es war das letzte. Ging fürs Testen drauf, tut mir leid.“ Jessy warf ihm ihren „Ich will aber“-Blick zu. „Okay, wo kriegen wir Papier her?“

Lu hätte gerne schon diese erste Unzufriedenheit genutzt, sie hätte ihn am liebsten zurück in den Keller befördert. Nur sie merkte, wie die anderen bereits wieder an ihm hingen. Sie googelte. Der Schreibwarenladen in der Weinstraße hatte noch geöffnet. Abends war dort viel los, er führte auch eine Post, die Leute standen um ihre Pakete an. Doch das Virus ließ die fünf Studenten nun zögern. Mats passte als Erster: „Ich muss grad nicht unter Leute.“ Lu passte auch, ihre Gesundheit riskiere sie für ihn heute nicht mehr. Mit ihrem Blick bekam Jessy Peter weich: „Hör schon auf, ich gehe!“ Peter stand auf, und er erwartete nicht, dass Lu ihn am Shirt zurückhielt: „Lass mal. Du warst gestern noch für Kaffee an der Tanke. Ich werde gehen.“ Sie schob ihren Rotschopf durch einen Kapuzenpulli und schlüpfte durch die Tür. Ganz der Vater war sie, wie sie sich in der kühlen Abendluft aufmachte, um Papier zu besorgen – alles für die Gemeinschaft.

Mit ihrem Summen im Gesicht voll mit Sommersprossen wie Lus, so hatte die Mutter jeden Morgen ihrer neun Jahre Arbeit in der Papierfabrik begonnen und beendet, kein Fehltag. Verpackungsmittelmechanikerin, das war sie mit Leib und Seele gewesen, bis sie mit ihrem Arm in ein Radwerk einer der Maschinen kam. Eigentlich hätte das nie passieren können, der Einzug war vergittert, und geriet dennoch etwas hinein, stellte sich die Maschine sofort per Lichtschranke ab. Aber es passierte. Wie, das konnten weder die Mutter noch die Inspektoren restlos klären. Es geschah, noch bevor Lu auf der Welt war, sie hatte die Mutter nie anders als mit ihrem amputierten Arm gekannt. Wenn sie ihr die Gute-Nacht-Geschichte vorlas, hielt Mutter sie am Schoß mit ihrem bloßen Stumpf, mit der anderen Hand blätterte sie. Sie fuhr auch weiter Auto, holte Heidi und sie später vom Rock Forever ab, als beide britisch renn-grünen Lippenstift trugen und wenn an etwas, dann an Nirvana glaubten. In der Fabrik konnte Mutter nicht mehr stehen, nicht bei den Walzen, aber sie hatte weitergemacht. Sie studierte technische Fächer und Biologie und interessierte sich bald für bionische Körperteile, sie schaffte es bis zur Assistentin der angewandten Materialforschung im Bundesinstitut. Es begann die Zeit, in der sie alle Wochen eine nachgebaute Gliedmaße aus dem Labor heimbrachte. Lu konnte nicht genug davon kriegen, jedes der Gebilde anzufassen, sie faszinierten sie seltsam, zogen sie an und stießen sie ab zugleich, vor allem die Hände. Von kinder- bis erwachsenengroßen sammelte Mutter im Haus, mit ihren metallenen Drähten und Blättern, mit Gummihaut überzogen oder noch offen bis auf die „Knochen“. Ihre Kater dagegen zeigten nacheinander ein ganz ähnliches Verhalten: Misstrauisch näherten sie sich jeder Hand, nie viel weiter als bis auf einen Meter, und sprangen mit einem zuckenden Satz in die Höhe plötzlich davon, obgleich sich keines der Dinge gerührt hatte.

Eine von Mutters bionischen Händen war eine besondere gewesen. Sie trug sie immer öfter, so zufrieden war sie bald, wie sie tastete, wie sie das Besteck damit griff oder ihre geliebte Metallsäge. Auch an Lus Fingern fühlte sie sich genau richtig warm an, menschlich weich.

Außerdem hatte ihr Überzug die perfekte Farbe von Haut, Mutter hatte sogar Sommersprossen darin eingearbeitet. Sie las erst einmal Bücher damit, dann ging sie auch zum Einkaufen, Mutter und Lu machten sich abends ihren Spaß beim Armdrücken. Beim Autofahren konnte sie die zusätzlichen Hebel der Automatik wieder abmontieren. Und nach weiteren Arbeiten an den Drucksensoren in den Fingerspitzen, nur dafür stand sie monatelang im Labor, spielte sie sogar Tennis. Ja, sie fand ein großes Glück mit ihr, der Wissenschaftsrat der Stadt verlieh ihr die Ehrennadel.

Dann fing Mutter an, morgens mit der Hand an den Fluss zu laufen. Sie wollte unbedingt wieder schwimmen gehen. Lange hatte sie sich zurückgehalten, doch vielleicht war die Hand dazu bestimmt, Mutter diese grandiose Schwerelosigkeit zurückzugeben, das Schieben und Gleiten, Schieben und Gleiten ihrer Gliedmaßen durchs Wasser, das sie schon im Hallenbad der Schule mit chlorroten Augen für sich entdeckt hatte.

Doch diesen Gefallen tat ihr die Prothese nie. Wenn sie in den Fluss stieg, war sie der Mutter eine eigenartige Maschine. Kaum im Wasser, weigerten sich die Platten, die Drähte und das Gummigemisch, ihr an den Körper zu wachsen, mochte sie auch noch so sehr glauben, sie lebten. Sie blieben das ärgerliche Teil, mit dem sie einfach nicht so sehr verschmelzen konnte, dass sie den winzigen Spalt zwischen Mechanik und ihrem durchbluteten Oberarmende vergessen hätte. Beim Schwimmen bekam sie kein reibungsloses Gefühl, im Ansatz verfangen sich Seegras und Plastik, und als sie heimkam, stocherte die Mutter in ihm. Vom Wasser raute auch das Material auf. Lu merkte erst, wie rastlos Mutter die Prothese immer öfter trug. Bald kam die Enttäuschung, und aus ihr wuchs eine klare, große Traurigkeit.

Die Mutter schlägt sich jetzt die Tage und Nächte um die Ohren. Sie bohrt, sie schraubt, sie kalibriert an einer Gelenkstelle wie besessen, sie zieht einen Draht neu ein, versucht es mit dem nochmals zuge-schliffenen Plättchen, bis ins Schachtfenster im Labor oder daheim im Keller bereits das erste Sonnenlicht fällt oder schon wieder das erste

Mondlicht. Sie isst nicht mehr zu Abend, sie frühstückt nicht oder wird beidem überdrüssig. Und verbringt Lu einen Feiertag oder ihre Ferien bei den Eltern, steht sie zu den seltsamsten Zeiten auf einmal vor ihr, ihre Augen noch ganz im Kleinteilmodus, und Lu hat den Eindruck, die Mutter weiß schon nicht mehr, ob sie gerade hier oder dort untertags gewesen war, ob eine Nacht oder ein Tag so schnell vergangen waren. Sie läuft immer wieder zum Fluss hinunter. Und kommt mit so trübem Blick wie er selbst zurück von ihm.

Einmal, da kam sie nicht mehr wieder. Es stand in der „Städtischen Allgemeinen“: „Bedeutende Forscherin der Bionik vermisst, möglicherweise ertrunken“. Eine Gruppe Taucher der Wasserfeuerwehr watschelte zwei Wochen lang jeden Mittag in den Fluss, dann stand das Licht am höchsten. Die drei Kontrollposten der Staumauer Stadtrand Süd waren informiert. Sie alle bangten, sie hassten es, noch nach ihrer x-ten psychologischen Schulung und den bereits erlebten Anblicken auf eine Wasserleiche zu warten (Herbert hatte bislang die meisten gesehen, sieben). Jeder von ihnen hoffte, dass die Mutter nicht in ihrer Schicht eintraf. Mutters Leiche wurde nie geborgen. Es kam nur an, was ohne Eigensinn den Elementen dieser Erde entsprungen war. Was entweder nie aus eigenen Stücken untertauchen konnte in ein der Bionik entsagendes, fern seiner Liebsten still trauerndes Leben. Oder aber was keine höhere Kraft zu verwandeln und hochzuholen wählte. Die Prothese, sie wurde angespült. Vielleicht als ihr Abschiedsbrief, vielleicht als ein Zeichen der Mutter, dass sie nun losgelassen hatte, fand der Kontrollposten sie im Rechengut der Staumauer. Es war Tag achtzehn nach ihrem Verschwinden gewesen.

Sie wartete wie immer vor einem Baumarkt, als Lu auf ihrem Rad über die leeren Straßen fegte. In Hornbach, OBI und Hagebau lagen scheinbar Durchgänge für sie. Lu wusste nie, ob jemand anderes sie auch sehen konnte. Sie erkannte Mutter jedes Mal sofort. Sie trug die kurzärmelige Seidenbluse und die beige Leinenhose vom Tag ihres Verschwindens, ewige Kleidung, schon lange verband sie nichts mehr mit Wetter und Anlass. Die Mutter lächelte, sorglos vor dem Virus, wie

nur ein Geist es sein konnte, beschwichtigend lächelte sie ihre Tochter an. Lu bremste und ließ ihr Rad auf den Asphalt knallen. Es kam nur zwei-, vielleicht dreimal im Jahr vor, dass sie ihr erschienen war, und dann blieben ihnen wenige Minuten. Sie eilte auf sie zu, die beiden fielen einander in die Arme. Sie schlossen ihn mühelos, jenen winzigen Abstand. Lu konnte der Mutter über den Arm streichen, sie fühlte, wie körpertemperiert und doch ein wenig klebrig sich die Prothese anfühlte. Sie trug sie, wenn sie sich ihr wieder zeigte, obwohl sie daheim unter ihren Sachen im Keller lag, die Vater und Lu niemals wegegeben hatten. Lu tastete vorsichtig den Ansatz, der auf ihren Oberarm übergang. Die Mutter sagte nie ein Wort, karg wie schon zu Lebzeiten. Es war ihr Lächeln. Es beruhigte die Tochter, nahm ihr den Groll auf den Drucker, leuchtete ihn aus, den Tunnel zu ihr, den er wieder aufgebrochen hatte. Unentschlossen kullerten Lus Tränen.

Ein paar Tränen saugte noch der samtige Stoff auf, später, als sie sich vor der Post ihren Mundschutz umschnallte. Sie kaufte das teure Papier. Manchmal brachte Mutter die langen Wattestäbchen aus Holz in die WG mit. Sie reinigte behutsam mit etwas Spiritus seine Walze. Hatte Mutter das Papier nachgelegt, hatte sie nie eine Falte gemacht.

Als Lu mit dem Karton Papier zur WG-Tür hereinkam, fiel Peter ihr dankend um den Hals. Jessy begann schnell zu drängen: „Nun leg schon ein.“ Aber Lu war noch ganz in seinem Bann. Er federte ihre Gedanken und ihre Bewegungen ab, vergenauerte sie ungemein, zeichnete jeden einzelnen noch so zarten ihrer Faseräste nach. Es war die Kraft, die den Menschen noch eine Zeitlang mitzog, nachdem er einem Geist begegnete. Sie legte ein Blatt in das Fach des Canon, nein, sie setzte es ein, als läge ein Fensterrahmen vor ihr, und Lu war mit einer neuen Scheibe am Werk. Dann ging sie zu ihrem Notebook, tippte etwas. Der Canon setzte sich in Gang. Er zog das Blatt ein, ganz gerade, gab es bedruckt wieder aus. Mit einer satt-schwarzen Zeile: „Hey Papierdieb, schön, du bist wieder hier.“

Anton Mantler

FÜNF GEDICHTE

GEÄNDERTE UMSTÄNDE

Früher bist du
still und friedlich
durch die Felder gegangen
die deine Vorfahren noch bebauten

Es hat dich nicht gestört
dass deine Gedanken woanders waren

Jetzt bemerkst du
dass du manchmal
mit den Gedanken dort bist
wo du früher geträumt hast

DIE SCHÖNHEIT EINER ROSE BETRACHTEND

Wie ein Tropfen
Morgentau an einer Rose
Deine Schönheit
währt nicht ewig
Dennoch
entzückt sie mich

(Für Alina)

SPÄTE LIEBE

Fast
wie immer
Ein Hauch Ewigkeit
Doch die Angst
dass die Rose
vom Sturm des Lebens
geknickt werde
übergroß

SIGHTSEEING

Mit Doppeldeckerbus
bei glühender Sommersonnenhitze
in fremden unbekanntem Städten unterwegs
Wie schön wäre es doch wenn wir mit viel weniger Geld
Städte mit Rucksäcken bepackt
erlebten und so lange blieben wie das Geld reichte

DANCE TO THE END OF LOVE

Die Liebe auskosten
bis in die äußerste Bitterkeit
Auf ihren Flügeln
in scheinbar unerreichbaren Höhen schweben
Oder wie in Trance
in Meerestiefen tauchen

*Aus dem Zyklus „Seinerzeit.
Neue Lyrische Sprachvignetten*

Martina Onyegbula

DERWISCHPOESIE

Füße trippeln Lichtfunken aus Gedanken
im Drehen bündelt mein Körper alle Essenz
im Sog meines Innersten
wirbelt Drehkraft meine Poesie
es fließen kreisend Worte aus mir
getanzte Botschaften
in lebendige Schrift
auf Papier

Aus dem Lyrikzyklus „Derwischpoesie“

PUNKTGENAU

Ach könnten wir still stehen im Flug
wie die Falken herabsehen aus höchster
Wolkenhöh

und senkrecht herabstoßen
mitten hinein ins Leben
nur für uns – punktgenau.

Bettina Planyavsky

WALDGEFLÜSTER

Rhabarberblatt und Brombeerbusch,
in die Betten, husch, husch, husch!
Die Rehe schnell nach Hause laufen,
am Waldrand noch die Füchse raufen.

Flink wuseln alle durch den Wald,
den Tieren wird so langsam kalt.
Hinein in Höhle, Nest und Bau,
„Gute Nacht“ ruft auch der Pfau.

Fuchskraut, Tanne, Haselstrauch,
das Eulenkind liegt auf dem Bauch.
Es träumt vom Käfer und vom Fisch,
die Mutter ruft „Zu Tisch, zu Tisch!“
Nach Beeren, Schnecken, Samen, Pilzen
ist voll das Bäuchlein, kann kaum sitzen.
So macht der Dachs die Äuglein zu,
im Träumeland ist er im Nu.

Herr Siebenschläfer, quietschvergnügt,
im Laubbett sich zusammenschmiegt.
All seine Pfötchen hochgestreckt,
auch dieser Tisch war reich gedeckt.

Wildschwein, Marder, Hermelin,
so flott des Weges: „Wo lauft ihr hin?“

„Wir müssen heim zu unseren Kleinen,
nicht dass sie hungrig lange weinen.“
Zufrieden schnurrt der Fuchs im Bau,
im Arm das Fuchskind – jö, da schau!
Nach Wildfrucht, Eiern und Geflügel,
spannt sich der Bauch zu einem Hügel.

Fliegenpilz und Sternenmoos,
auf die Plätze, fertig, los!
Äuglein zu, ihr kleinen Frösche,
vergesst auch nicht die Katzenwäsche.

Igel, Zwergmaus, Wegameise,
wohin geht nun eure Reise?
Trippeltrappel, durch die Nacht,
die Eule schon am Baume wacht.

Zittergras und Besenheide,
in die Betten jetzt ihr beide.
Wiesel, Ziesel sich verstecken,
gegenseitig sie sich necken.

Meise, Steinkauz, Fledermaus,
kommen hier bei Nacht nun raus.
Über Felder, Wälder, Wiesen,
sie droben ihren Flug genießen.

Fichte, Kiefer, Frauenschuh,
auch der Biber geht zur Ruh.
Nach Löwenzahn und Bärenklau
verschwindet nun auch er im Bau.

*Aus „Die Himbeerpunktmaus“, Band 3 einer
von der Autorin entworfenen und gestalteten
Kinderbuchreihe*

Franziska Raimund

GÄRTEN

Alle Gärten gehören anderen
jenen die wissen wie man Blumen
pflanz
wann und in welcher Ecke
Sonnenblume und Vergissmeinnicht.

Auch Bäume und Sträucher
gestutzt und geschützt
bieten anderen ihren Schatten
haben Früchte für sie.

ICH STEH' HINTER ZÄUNEN.

Und doch:
zwei blassblaue Veilchen
auf sandigem Pfad
und dottergelber
Löwenzahn
in schütterten Büscheln von Gras
gehören mir.

ERIK SATIE, GYMNOPÉDIES

Glatte ruhige Oberfläche
Teich Seerosengrün
Schattenmüdigkeit
Libellen mit taunassen Flügeln
Duft nach Moos Wasser
Perlenschnüre glitzernde Kristalle
Ruhe dunkler nachtblauer Samt
Spiegelung im Teich
Heckenrosen über einer Laube
Nymphen und Faune
Spiegelung im Teich
Silbriger Fisch Mondlicht
Schau in dich
Kehr dich nach innen
Bleibe verharre halt inne
Verweile Nachtwind
Glatte ruhige Oberfläche
Teich Seerosengrün
Leuchtkäfer Lorbeer
Der Mond efeumrankt
Und kühl

*Beide Gedichte stammen aus „Chiaroscuro –
Das Helle und das Dunkle“,
Edition Lex Liszt 12,
Oberwart 2024*

Meinhard Rauchensteiner

DER SANDMANN

Karl trocknete aus. Die schuppigen Inseln auf Schultern und Armen, die ihm aus dem Spiegel entgegensahen, waren ein untrügliches Zeichen für einen Prozess, dessen Ende Karl sich gar nicht auszumalen vermochte. Nichtsdestominder war er unabwendbar.

Ein unvoreingenommenes Auge hätte in dem rötlichen Schorf eventuell Neurodermitis oder eine vergleichbare Beeinträchtigung der Haut erkannt, einzig Karl wusste untrüglich, dass sein Körper sich in einen Archipel verwandeln würde, dessen heile Flächen immer weniger würden, bis auch die letzten verbliebenen Meeresengen versandet wären, und er selbst eine Wüste.

Freilich konsultierte auch Karl Mediziner, klassische und alternative, und je nach Ausrichtung wurden ihm Öle, Wässerchen, Antibiotika oder Kortison verabreicht. Dass all dies weithin ohne Wirkung blieb, war Karl nur allzu bewusst, und er begann daher, sich mit all seiner Kraft darauf zu konzentrieren, seinen Alltag so gewöhnlich wie vor der Erkrankung zu organisieren, denn immerhin bedarf es einiger Anstrengung, einen gesellschaftlich unbekanntem Verfall in Umgangsformen zu gießen.

Das war nun tatsächlich nicht immer einfach, denn allmählich hatten die versandeten Stellen seines Körpers zu rieseln begonnen, sodass aus den Ärmeln seines Hemdes mitunter feine Körner zu Boden fielen oder auf der Tischplatte liegenblieben. Anfangs gelang es noch, durch enge Manschetten an den Handgelenken dieses Rieseln hintanzuhalten und erst abends nach getaner Arbeit alles, was sich angesammelt hatte, in die Duschkabine zu leeren, doch bald waren so viele Teile seines Körpers vom Versanden betroffen, dass es unmöglich wurde, dies weiterhin zu verbergen. Wenigstens fand Karl einen Weg, seinem Verfall für wenige Stunden, wenn schon nicht Einhalt zu gebieten, so doch vor der

Öffentlichkeit und zumal seinem Chef zu verbergen: Er nahm frühmorgens ausgedehnte Bäder in Öl, genau genommen in einer Mischung aus heißem Wasser, Oliven- und Leinöl. Wenn er sich nach etwa zwei Stunden nur vorsichtig mit Seidentüchern abtrocknete, ermöglichte ihm der zarte Film auf seiner Haut, vier Stunden lang seiner Büroarbeit nachzugehen. Aber auch hier war Vorsicht geboten, denn wenn es zu Verzögerungen bei der Hin- oder Rückfahrt kam, begann er umso heftiger zu versanden.

Die Furcht vor einem solchen Ereignis bevölkerte Karls Gedanken und führte dazu, dass sein Verfall kein rein körperlicher blieb. Doch es waren nicht eigentlich Verstimmungen oder gar eine Depression, die sich damit Raum schufen, es waren Bilder, ferne Bilder, die in ihm aufstiegen und ein wie gewohntes Empfinden mehr und mehr erschwerten. So wie manchmal Sehnsucht zu einem Erinnern wird, mit dem sich das tatsächliche Geschehen nicht messen kann.

Karls Gedanken gingen immer öfter zu den Weiten arabischer Wüsten, den schräg sich auftürmenden Dünen, deren eine Seite sanft anhob bis zu einem schmalen Grat, um dann umso steiler abzufallen ins Wellental – und die dunklen Linien, die seine Adern an den Unterarmen zeichneten, wurden ihm zur Karawane, die sehnsüchtig einer verheißenen, doch kaum wirklich erhofften Oase entgegentzog. Ja, es war hoffnungslos, doch wie bei der todgeweihten Karawane gab es auch für ihn kein Entrinnen.

Eines Nachmittags, als er von der Arbeit zu Fuß nach Hause gehen musste, da ihm ein Streik der Bediensteten des öffentlichen Verkehrs die Heimfahrt verunmöglichte, spürte Karl den Sand in seine Schuhe rieseln. Mit jedem Schritt füllten sich die Schuhe mehr, und die darin steckenden Füße begannen zu gleiten, so wie es immer gewesen war, wenn man in der Kindheit am Strand entlanggegangen war. Als er dies bemerkte, fühlte Karl einen Kreis sich schließen und eine große Dankbarkeit ergriff von ihm Besitz. Er fühlte die Wärme der Ferien an der oberen Adriaküste, in Caorle oder Cesenatico. Die bunten, tausendfachen Schirme in streng den jeweiligen Hotels zugeordneten Farben er-

schiene ihm in gelb und grün und blau wie Mosaik einer abstrakten fernen Kunst, in den schreiend bunten Plastikkübeln der Kinder lagen Krabben und mühten sich ab, und ganz hinten, schon fast an die Mole geklebt, stand immer die kleine Hütte, die als Bar diente und aus deren Jukebox das „Lied des Sommers“ wie in Endlosschleife erklang.

All dies schien ihm ganz wie neuerlich, wie jetzt.

Und neuerlich, also jetzt, ja, da singen dort Umberto Tozzi oder Ricci e Poveri, die dunklen Platten der Jukebox fallen aus der strengen Parade mitten auf den Teller, drehen sich wie wild und künden von Sehnsucht und Lebensfreude.

Und dann läuft dort noch Paolo, der kleine Junge mit den fast schwarzen Locken herbei; er läuft auf Karl zu, und wie stets gestikuliert er wild mit den Armen, jener Sprache, die ihnen beiden eigen ist und gemeinsam. Karl folgt ihm, Paolo hat sicherlich etwas entdeckt. Und tatsächlich: Hinter dem Hotel hängt die Wäsche zum Trocknen, weiße Leintücher in nicht enden wollenden Reihen. Sie wehen wie schlaffe Friedensfähnen, von der trocknenden Sonne gebleicht. Und dazwischen hat wer immer auch seine Büstenhalter an die Wäscheleinen geklemmt. Paolo schnappt sich einen und montiert ihn um seine schwächliche Brust, wo das mächtige Gestell just nicht hängenbleiben will und in den Sand fällt. Karl schnappt sich das Stück und beginnt es wie wild zu drehen und schleudert es schließlich weit von sich. Auch Paolo hat nun einen weiteren Büstenhalter in der Hand, und wie ein Diskuswerfer dreht er sich um die eigene Achse, bis er fast taumelnd das Stück loslässt, das knapp neben Karls landet. Beide lachen laut auf, sie beginnen wie wild herumzulaufen, jeder versucht den anderen zu fangen. Und dann passiert es: Durch ein Leintuch getrennt laufen beide aufeinander zu und ihre Köpfe schlagen heftig gegeneinander. Die beiden liegen nebeneinander am Boden, halten sich die Stirne, lachen und heulen zugleich und fühlen unter der Haut die Beule sich bilden. Paolo weiß sofort, was zu tun ist, und so laufen sie in die Strandbar und kühlen die Stirne mit Eiswürfeln. Und während die beiden Jungen sich die schmelzenden Eiswürfel gegen die Stirne drücken, singt erneut Umberto Tozzi von den „Gente di Mare“,

von der Freiheit und dem Fernweh. Karl könnte mitsingen, ohne auch nur ein Wort zu verstehen, so häufig hat er den Song schon gehört. Er könnte singen vom blauen Meer in seinem Herzen, davon, dass jenseits des Meeres jemand lebt, der ihn nicht kennt und davon, dass die Stadt nur ein Gefängnis ist.

Karl hörte noch das Verklingen und das mechanische Zurückstellen der Platte, bevor er gewahr wurde, dass der lange Heimweg, die Hitze und sein Sandwerden ihren Tribut forderten. Denn trotz des drückenden Tages trug er einen weiten Mantel, in dem sich der Sommer staute wie unter einem himmellosen Zelt. Wäre noch ein Tropfen Feuchtigkeit in seinem Körper verblieben, er hätte geschwitzt. So aber drängte die heiße und trockene Luft zurück in ihn und verwehrte jedes Auskommen, als wäre er ein Druckkochtopf ohne Inhalt am glühenden Herd. Bei der Venediger Au angekommen, bemerkte Karl, dass es irgendwie zu Ende ging. Beim Kinderspielplatz suchte er einen Ort, um sich niederzusetzen, und da all die Bänke von Müttern und teils auch jungen Vätern besetzt waren, schleppte er sich zu einem steinernen Krokodil, das mit allerlei bunten Kacheln verziert war, und setzte sich, mehr gekrümmt als noch wach.

Ja, die Zeit war verstrichen. Nur im Raum war etwas hängengeblieben wie weiße Tücher auf einer Wäscheleine zum Trocknen. Es wehte eine Weile, doch auch der Wind wurde schwächer, so als wollte der Raum ganz ohne Bewegung weiterbestehen. Irgendwie wurde alles leer. Was war „alles“, was war „leer“? Was waren Worte? Nur das Lachen einiger Kinder war noch zu hören, die sich Karl verschwommen näherten, in den Händen die bunten Schaufeln und Formen aus der Sandtruhe. Als sie ganz bei ihm und kaum noch sichtbar begannen, Sand in die Kübel zu schaufeln, hallte von irgendwoher irgendeine Frauenstimme: „Spielt woanders, Kinder, wer weiß, wem dieser zerschlissene Mantel einmal gehört hat.“

Alois Schörghuber

PLATZMANGEL ODER DAS PLATZEN DES MANGELS

In meiner Wohnung ist kein Platz mehr für Bücher.
Schon in meinem Vorzimmer werden Sie von Gedichtbänden begrüßt.
Bitte verhalten Sie sich höflich gegenüber den Wörtern,
von denen Sie in meinem Namen zum Essen eingeladen wurden.
Die Schuhe dürfen Sie anbehalten, wegen Hauspatschen-Mangels.
Ich koche Ihnen Gerichte aus zirka dreihundert Kochbüchern.
Wenn erwünscht, darf es auch ein bisschen mehr sein.
Setzen Sie sich ruhig auf einen der zahlreichen Stühle,
leider befinden sich auf allen Stapel von Büchern.
Kein Problem, auch die Tische sind adäquat vollgestapelt.
Die Regenschirme dürfen Sie im Stiegenhaus deponieren,
Ihren Verstand transportieren Sie bitte an den Ort des Geschehens.

Vor meinen Bücherregalen türmen sich Berge von Büchern.
Bitte nicht irgendein Buch aus einem der Stapel ziehen!
Es besteht akute Lawinengefahr! Erschlagen von Literatur.
Das Gesamtwerk von diesem Grillparzer zum Beispiel,
oder eine Erstausgabe von Arno Schmidts „Zettel's Traum“,
und Ihre Sorgen landen auf der Intensivstation.
Hauptsache Goethe, alternativ Schiller, oder gar Busch.
Alle Wilhelms sind verdauungsfördernd gereimt,
manchen schmeckt es tatsächlich am besten geleimt.
Jandeln Sie bitte so laut wie möglich, für Tauben.
Das Wachtelspiegelei auf dem Kostlöffel maskiert
eine Kräuterseitling-Creme zu einem Zungenmuss.

In meiner Wohnung besetzen die Bücher das Leben.
An der Bücherwand beten die Plapperer um Vergebung.
Sie dürfen die Schuhe anbehalten, aber den Verstand
auf keinen Fall wie Regenschirme im Stiegenhaus deponieren.
Ich serviere Veganes, Vegetarisches und köstliche Kutteln.
Wer sich dabei übergibt, muss sich rechts-und-links-fertigen.
Die geistige Verkehrsordnung gehört sich und für alle.
Googeln, Twittern und andere Internetaktivitäten
werden mit strengen, verhaltensadäquaten Strafen belegt.
Blättern Sie in Lexika. Tauchgehen Sie in literarische Werke,
trainieren Sie Ihre Synapsen an geistigen Fitnessgeräten.
Bringen Sie als Gastgeschenk eine Gehirnzelle mit!

Mein dementer Vater versteckte Geldscheine in Büchern.
Er bevorzugte Wörterbücher, Ratgeber und Enzyklopädien.
Dann beklagte er sich, dass sein Geld weg ist. Weg ist!
Meine Wohnung ist voll mit Büchern, vom Vater geerbten,
auch mit geerbtem Wissen, auch mit kleinen Geldscheinen.
Ein Zehn-Euro-Schein im Fremdwörterbuch versteckt,
zwischen Seiten mit den Wörtern Idiot und Idiosynkrasie.
Was wollte er mir damit sagen, wie gehe ich damit um?
Manche Erinnerungen verdunkeln die Vergangenheit,
andere wiederum bringen Licht in die rohe Gegenwart.
Ich benütze den Zehn-Euro-Schein als Lesezeichen
für alle meine Träume gegen das falsche Vergessen.

Ist es tatsächlich der Platzmangel, der mich erdrückt?
Können bedruckte Seiten Reisen in ferne Länder ersetzen?
Ich trinke ungerade Gedanken und koche Gerüchte.
Ein üppiges Menü aus nicht verhandelbaren Gerichten.
Die Gäste sitzen auf Büchern, nach meinem Geschmack.
Sie schmatzen Gedichte und brechten ihren Geist,

die Gespräche würzen die Suppe mit Bedeutung.
Wer zu spät kommt, muss Buchstaben erzählen,
bis zur alle und alles umarmenden Erschöpfung.
Deponieren Sie bitte gescheite Sätze in der Schublade,
bevor ich Sie hochkantig aus der Wohnung werfe.
Und kommen Sie auf keinen einzigen Fall wieder.

Johannes Wais

SMART CASUAL

in den
hinterzimmern
die smarten herren
mit den gut
sitzenden anzügen
ohne angst
vor gesichtsverlust
da unter gut
sitzenden gesichtern
die schon mal
grinsend verlorengelassen
immer neue
gesichter sich zeigen
die noch besser
sitzen und
mangels angst
vor verlust
nie schwitzen

SMOMBIES

um das handy
die hände
wie zum gebet
geschlossen
den blick
in tiefer andacht
gesenkt
wandeln sie
untoten gleich
durch die gassen

passanten
schreiten
durch sie
hindurch

BRUCH MIT DER ZEIT

überzeugt
von der scharfkantigkeit des moments
vollzog ich
den bruch mit der zeit
ganz leicht
und ohne größeres blutvergießen

der duft
verspäteten flieders tut
seither sein übriges

SCHREIBBLOCKADE

todmüde
verweigern
die lettern
den reigen

wortlos
scheiden sie

muttersilbenallein

Christina Walker

SCHWIMMEN

Die Dinge laufen nicht so. Das muss ich zugeben. Obwohl Frau Kramer gesagt hat, meine Beinarbeit sei viel besser geworden. Frau Kramer hat auch gesagt, dass ich unbedingt mit zum Schwimmcamp kommen solle. Sie lädt nicht jede in das Camp ein. *entchen*, schrieb Linda mir danach auf WhatsApp, *das ist wasser. schwimm doch?* Der Satz hatte ein Fragezeichen am Ende. Weiß der Teufel. Das Fragezeichen hatte die Form von Lindas Dutt. Wie viel Haare passen überhaupt unter eine Badekappe? Marie schickte gleich ein paar Emojis hinterher. Tränensee bis zum Hals. Wenigstens Marie ist schon weg, auf Urlaub in Italien irgendwo am Meer.

Ich habe nicht geantwortet auf den Schwachsinn. Es ist immer dasselbe. Schneeballeffekt, Emojilawine. Und keiner weiß mehr, wie es anfang. Zuhause habe ich gesehen, dass noch mehr Nachrichten kamen. Mam bemerkte sofort, dass ich geladen war. Sie hat mir ein Glas Saft hingestellt und nichts gefragt. Es gibt so Tage, da nervt es sogar, wenn Mütter nichts fragen. Wahrscheinlich hat sie ein schlechtes Gewissen. Ich bin nämlich draußen, tot, richtig tot. Das Schwimmcamp findet ohne mich statt. Ich brauche deine Hilfe, hat Mam bloß gesagt. Mit ganz ernster Stimme. Man muss echt aufpassen, wenn Mütter so klingen.

Ich kann nicht ins Camp, weil ich auf meinen kleinen Bruder aufpassen muss. Ihr Chef hatte einen Unfall. Fahrrad, Gehirnerschütterung. Und sie kann den Laden nicht einfach schließen, sagt Mam. Das ist unfair, habe ich geschrien. Ich muss trainieren, habe ich geschrien. Ich soll halt im See schwimmen gehen, sagte sie. Sie hat keine Ahnung vom Schwimmen. Und Jan soll ich mitnehmen. Sie hat echt keine Ahnung. Im September ist die Jugendausscheidung, habe ich geschrien. Und ich schreie wirklich selten, weil meine Mutter normalerweise ganz in Ordnung ist.

Jetzt stehe ich um halb sieben in der Früh auf, obwohl Sommerferien sind und ich da normalerweise ausschlafe. Mam sagt bloß: Pass auf dich auf, wenn ich in meinem Jogginganzug aufs Rad steige und an den See fahre. Dort schwimme ich, bis die kleine Kröte aus den Federn kriecht. Am ersten Tag war es hart. Ich dachte, das schaff ich nie im Leben, weil auch die Luft noch so kalt war von einem Gewitter in der Nacht. Die Wiese war klitschnass. Die Enten haben mich angesehen, als wär ich eine Außerirdische. Entchen, das bin nur ich! Der See ist am Morgen glatt und grün. Eigentlich schade, ihn zu stören. Deshalb fädle ich die Füße mit den Zehen zuerst ein. Das gibt weniger Wellen und fühlt sich auch nicht so kalt an. Heute habe ich ein Thermometer dabei. Das Wasser hat 22 Grad. Fünf Grad weniger als im Trainingsbecken. Nicht optimal für die Muskeln. Ich soll mich auf die Technik konzentrieren beim Training, sagte Frau Kramer, die Schnelligkeit komme von selbst.

Brustschwimmen ist die schwierigste der vier Schwimmmarten. Alles muss aufeinander abgestimmt werden, Arme, Beine, Atmung. Ich beginne mit der Überkreuz-Koordination. Rechter Arm und linkes Bein in Aktion, die anderen Extremitäten bleiben gestreckt, tun aber nichts. Das gibt mehr Feingefühl für die Bewegungsabläufe, sagte Frau Kramer. Einatmen, ausatmen, das Wasser rauscht und trägt mich. Ich war vielleicht acht, als ich das begriff. Das Wasser trägt dich. Es lässt dich nicht einfach untergehen. Als ich versuchte, den See dafür zu küssen, dass er mich nicht absaufen ließ wie einen Stein, bekam ich Wasser in die Nase und ging kurz unter.

Kippwende ohne Anschlag, nun linker Arm und rechtes Bein, die anderen Gliedmaßen ruhig halten. Ich schwimme gegen die Sonne, die gerade über die Uferbäume steigt. Die Sonne blendet, sie bringt mich aus dem Rhythmus. Ich finde das Morgentraining trotzdem eine gute Idee.

Als ich in die Jacke schlüpfte, quakt das Handy in der Tasche. Simon hat mir den Sound für WhatsApp raufgeladen, als wir an dem Referat über Amphibien saßen. Weil ich denke, dass es Mam ist, schaue ich aufs Telefon. *entchen, warum erzählst du quatsch über mich? weil*

ich gleich ins schwimmcamp fahre und du nicht? Linda, der Dutt mit Fragezeichen. *weil du mit simon eis essen warst und sie nicht*, antwortet Marie eine Sekunde später. Das Kugelpendel hat den Impuls aufgenommen. Irgendwo am Mittelmeer. Irgendwo in Italien. Der Impuls landet in meiner Hand, die sich taub anfühlt vom kalten Wasser.

Wo kommt der denn her?, frage ich, als ich das Fahrrad vor dem Haus abstelle. Der fremde Junge schaut zu Boden. Er trägt leuchtend gelbe Shorts. Jan hat sich den Fußball unter den Arm geklemmt.

Nuri ist vor den Ferien in meine Klasse gekommen, sagt mein Bruder. Weißt du, er senkt seine Stimme, Stufe Dramatik: Der ist aus Syrien, das ist irgendwo am Mittelmeer, dort ist Krieg. (Und lauter.) Wir gehen zum Fußballplatz. Komm, Nuri. Der andere nickt und grinst.

Vergiss es, sage ich und nehme Jan den Ball aus der Hand. Jetzt ist Frühstück. Und du gehst nach Hause, Nuri oder wie immer.

Der Junge reagiert nicht, er nickt und lächelt mich an. Mein Handy quakt. Außerdem habe ich Wasser im linken Ohr, das knackt andauernd. Ich habe die Ohrstöpsel zuhause vergessen. Am liebsten würde ich in den neongelben Hintern treten, damit er sich endlich bewegt. Weg von hier. Lindas Badeanzug hat dieselbe Farbe. Neongelb.

Go, go home, sage ich und wedle mit der Hand, als würde ich Fliegen verscheuchen. Endlich setzt sich der Junge in Bewegung.

Du bist gemein. Und so was von uncool, zischt Jan in meinen Rücken. Er verweigert das Frühstück und verzieht sich in sein Zimmer. Dort dreht er ein Hörspiel auf volle Lautstärke. Ich setze mir Kopfhörer auf und fange an, das Schulzeug auszusortieren.

Zuhause ist die Welt noch in Ordnung, hier ist mein Unterschlupf im Krieg, singt Sido aus dem Kopfhörer. Wer's glaubt. Ich fühle mich mies. Das Ohr knackt immer noch. Nuri oder wie er heißt tut mir auf einmal leid, mein Bruder tut mir auf einmal leid. Ich klopfe bei Jan. Raus!, brüllt er, als ich die Tür öffne.

Ich drehe sein Hörspiel leise: Der kann morgen ruhig zum Fußballspielen kommen, sage ich, ist ja sonst eh keiner da von deinen Freunden. Oder?

Jan schmiert seine Rotznase ins T-Shirt. Das Handy in meiner Hosentasche quakt schon wieder. Mam. Sie kontrolliert, ob ich pünktlich vom See zurück bin: *Alles klar bei euch, warum meldest du dich nicht?*

Wenn du willst, leihe ich dir auch mein Handy, bis die Schule wieder anfängt, sage ich zu Jan.

Spinnst du!?, schreit er.

Ich schüttele den Kopf. Jan strahlt. Ich mache ein Foto von ihm. *Alles bestens*, schreibe ich dazu und schicke es unserer Mutter.

Am nächsten Morgen hat der See 20 Grad. Gar nicht optimal für die Muskeln. Die Enten schnattern mich an und gehen aus dem Weg. Zehen eintauchen, Zähne zusammenbeißen. Das ist Wasser, sage ich zu den Enten, das ist manchmal kalt. Aber denen ist das ohnehin egal.

Magst du darüber reden?, fragte Mam, als ich ihr erzählte, dass ich ein paar Wochen Handyferien mache.

Nein, wollte ich nicht. Ich will nur meine Ruhe haben und trainieren. Die Jugendausscheidung schafft man nicht einfach so. Sie hat mich schief angeschaut. Als würde sie noch was suchen. Mütter suchen immer was. Nach Problemen oder Geheimnissen, ich weiß nicht. Dann strich sie mit der Hand über mein Haar, was ich überhaupt nicht ausstehen kann, weil ich kein kleines Kind mehr bin.

Wie kurz die sind, da muss ich mich erst dran gewöhnen, sagte sie, und dass ich das im Blick haben solle mit Jan und dem Handy. Dass er nicht dauernd spielt.

Was sollte er sonst mit dem Ding tun? WhatsApp ist deaktiviert. Das ist nichts für Achtjährige. Ich habe alles im Blick. Ich muss heute mit dem Kopf über Wasser trainieren. Der Westwind hat Dreck in die Bucht getrieben. Schwemmholz, Seegras, leere Plastikflaschen. Ich übe die Bearbeitung mit den Armen hinter dem Rücken. Die Hände flach auf dem Hintern stoße ich mich voran, nutze den Vortrieb, um die Atmung zu regulieren. Damit habe ich wirklich manchmal Probleme. Mir ist egal, wenn Simon sich jetzt bei mir melden will und im Nirwana landet. Ohne Handy bist du nämlich draußen, tot, richtig tot. Simon schuldet mir noch ein Eis, weil ich die meiste Arbeit beim Amphibienreferat gemacht habe.

Ich schwimme. Kippwende. Brustzug und Beinschlag beschleunigen. Das Wasser schlägt über mir zusammen. Es ist zu kalt. Es tut weh am Kopf. Der Wadenkrampf kommt erst, als ich in die Pedale trete. Ich fahre das letzte Stück einbeinig heim.

Das Knallen des Fußballs höre ich schon von weitem. Nuri ist wieder da. In seinen neongelben Shorts. Ich schmiere den beiden Nutellasemmel zum Frühstück und lasse sie fernsehen.

Morgen gehen wir zusammen ins Strandbad, sage ich, Nuri, darfst du mit ins Strandbad? Dort gibt es Pommes zum zweiten Frühstück.

Jan hebt den Daumen hoch, ohne vom Fernseher wegzuschauen. Nuri nickt und grinst. Wie immer. Und es sieht ganz echt aus. Unglaublich, wie kann der so glücklich aussehen?

Du Frosch! Du Memme!, sage ich laut, als ich am Garderobenspiegel vorbeilaufe. Es ist niemand im Flur außer mir.

Das Becken im Strandbad ist klein, dafür hat das Wasser 25 Grad. Fast Wettkampftemperatur. Ein Mann krault auf der rechten Seite, sonst ist so früh am Morgen nichts los. Ich wärme mich am Beckenrand auf und übe zuerst mit wechselnder Beinarbeit, anschließend drehe ich mich auf den Rücken. Die Arme seitlich am Kopf vorbei nach oben strecken, die Hüfte stabil halten. Die Beine kicken so kräftig wie möglich. Das Wasser rauscht. Das sind die Körper, die es verdrängen. Ich habe wieder mal die Ohrstöpsel vergessen und höre sogar das hohle Scheppern des Torpfostens, wenn der Ball dagegendonnert.

Nach einer Dreiviertelstunde mache ich Pause und schwimme zum Floß draußen im See. Die Enten machen mir tonlos Platz auf den Planken. Das Holz ist warm an den Schenkeln, am Bauch, am Gesicht. Das Gluckern unterm Floß wäre was für Simons Soundsammlung. Vielleicht fahre ich mal vorbei, um ihm das zu sagen. Irgendwann später. Handy ist einfacher als irgendwo vorbeizufahren und jemandem etwas zu sagen. Aber ich habe gerade kein Handy. Ich müsste ihn ansehen. Simon. Ein Gesicht dazu machen. Das richtige Gesicht dazu zu machen, ist das Schwierige daran.

Jan und Nuri rennen auf dem Badesteg hin und her. Natürlich fliegt

der Fußball in den See. Jan hüpfte hinterher wie ein Frosch und fischte ihn raus. Ich schloße die Augen. Im Trainingsbecken in der Schwimmhalle springen sie gerade von den Startblöcken. Am anderen Beckenende steht Frau Kramer mit ihrer Stoppuhr. Das ist Wasser! Schwimm doch!, ruft sie, wenn eine nicht schnell genug ist. Und ich habe keinen Quatsch über Linda erzählt, sage ich zum Floß, das bloß leise gluckst.

Schwimm, Nuri, hol ihn! Schwimm doch!, schreit Jan. Als ich mich aufsetze, steht mein Bruder am Ende des großen Badestegs und starrt hinunter ins Wasser. Der Fußball treibt auf den See hinaus. Nuri sehe ich nirgends.

Das Wasser ist eiskalt auf der aufgeheizten Haut. Kraulen ist von allen die schnellste Schwimmart. Der Steg kommt trotzdem nur langsam näher. An seinen Pfählen wachsen unter Wasser grüne Bärte. Es sieht aus, als würde der Steg schunkeln. Weiter unten wird die Sicht immer schlechter. Jans Beine zappeln über mir in Wolken aus Luftblasen. Nuri sehe ich nirgends. Mein Kopf beginnt zu dröhnen vom Sauerstoffmangel. Tauchen konnte ich nie gut. Bei den Pfählen ist ein heller Fleck, gelb vielleicht. Das Seegrass kratzt über meine Arme. Dahinter ist es dunkel und trüb. Wo war der helle Fleck? Das Wasser trägt dich, es lässt dich nicht untergehen. Einen aus dem Krieg, einen, der es übers Mittelmeer bis hierher geschafft hat, schon gar nicht. Meine Lunge platzt gleich. Als wir auftauchen, spuckt mir Nuri Wasser ins Gesicht. Mit einem Arm halte ich ihn fest. Er hustet und läuft dazu im Wasser wie auf festem Boden. Ich hebe das dünne Kind weiter hoch. Es drückt mich unter Wasser. Endlich spüre ich Schlamm unter den Zehen, dann Kies. Ich niese See aus der Nase. Nuri sitzt still auf den Steinen am Ufer und streift etwas Grünes von seinen neongelben Shorts.

Ich wusste das nicht, heult Jan und lässt sich neben uns fallen, ich wusste das doch nicht.

Den Fußball hat Jan gerettet. Ich bekomme immer noch keine Luft. Wenn ich wieder welche bekomme, steche ich ein Messer in seinen Scheißball. Nuri leckt sich die Lippen, den Blick irgendwo auf dem See.

Und grinst. Unglaublich. Da war die kleine Kröte fast draußen aus dieser Welt, tot, richtig tot. Und grinst.

Jan boxt in Nuris Schenkel: Bist du bescheuert?! Wieso springst du ins Wasser, wenn du nicht schwimmen kannst?

Schwimm oder tot, krächzt Nuri und lächelt mich an. Du sehr schnell.

In meinen Ohren knackt es. Jetzt in beiden.

Dieser Text wurde 2021 mit dem Publikumspreis des Münchner Kurzgeschichtenwettbewerbs ausgezeichnet.

WERKSTATT

Denial Bahtijaragic

SAMOA

Wie der Orion den Winter ankündigt, so kündigte in meiner Psyche die anbrechende Pubertät den Beginn eines lähmenden Grübelns über den Tod an. Eines Nachts lag ich wach im Bett, und auf einmal schoss mir der Gedanke durch den Kopf, dass, egal was der Mensch auch täte, er durch nichts dem Tod entkommen könne. Ich sah dann in meiner Vorstellung Bilder tiefer Gräber, von viel Erdreich zugedeckt, in welchen ich lag. Ich sann über zukünftige Generationen nach, eine Welt, in der ich nicht mehr war. Ich fühlte Eiswüsten der Antarktis und mich in ihren Eisschichten verschüttet. Die Sonne wurde nach Äonen schließlich zur Supernova, und ich war nicht mehr da. Diese stumme, tierische Angst (heute würde ich dieses Grauen vor dem Nichts mit dem Begriff „Horror Vacui“ benennen) bemächtigte sich meiner in dieser Zeit immer wieder, paralyisierte mich, und ich rief Vater einige Male, weil ich glaubte, nicht atmen zu können, und fürchtete, mein Herz würde aufhören zu schlagen.

„Du musst Deine Gedanken ordnen. Du musst in die Realität zurückkehren, sonst kann ich Dir nicht helfen.“

„Ich will es versuchen, Vater“, stammelte ich unter Tränen.

Eines Sommers fuhren wir nach Griechenland, ich saß am Strand, und wie eine Wolke, die jäh zu Regen wird, verdunkelte sich meine

Stimmung, und ich dachte an die vielen Männer, die in der Antike über diese Meere gefahren waren, auf diesen Feldern geschritten sind.

„Das Nichts hat sie genommen, wie es auch mich nehmen wird“, sagte ich zu mir und hatte das Verlangen wegzulaufen. Doch wohin?

Vater fragte mich, ob es nicht andere, passendere und schönere Dinge gäbe, über die ein junger Mensch nachdenken könnte. Ich gab ihm keine Antwort. Doch eines Nachts hatte ich im Halbschlaf ein Traumbild, welches mich zu beruhigen vermochte: Ich sah mich als älteren Mann mit grauen Schläfen, und ich schritt aus. Wohin, das wusste ich nicht. Ich sah mich einfach nur schreiten.

„Vielleicht gibt es doch noch irgendwo einen Ausweg“, flüsterte ich und dachte, dass ich vielleicht irgendwie doch weiterleben könnte.

So beruhigten sich allmählich in jener Nacht meine Gedanken, und der Tod wurde so etwas wie eine unbewiesene These oder, besser gesagt, eine abstrakte Drohung.

Die Anfälle viehischer Angst aber kamen und gingen seit meinen Knabentagen, wie das Gefühl sexueller Erregung auf einmal da ist, um dann wieder zu verschwinden.

Ich begann mich mit Philosophie zu beschäftigen und sie nach meiner Reifeprüfung auch zu studieren.

Vater sagte nichts dazu, denn wir redeten kaum noch über abstrakte Themen.“ Ich habe keine Lust mehr, in irgendwelche Kontradiktionen mit Dir zu geraten“, resümierte er einmal unser beider Verhältnis zueinander und riet mir, mehr Kontakt mit meinen Kommilitonen zu suchen.

„Du gehst in die Fakultät wie in einen Tunnel“, sagte er manchmal zu mir.

* * *

Sterben und Leben mit Arthur Schopenhauer – Ich verstand lange Zeit nicht, weswegen Schopenhauer den Suizid verdammt, ich glaubte, dieser von mir sehr verehrte Philosoph wäre in diesem Punkt nicht

konsequent gewesen. Zu postulieren, das Leben hätte keinen Sinn, wäre bestimmt von Schmerz und Leiden, ein blindes Feuer, welches sich selber verzehrt, zugleich aber zu sagen, dass, wenn ein Mensch Hand an sich legte, er es nur noch schlimmer machen würde, fand ich höchst widersprüchlich. Wie könnte der Selbstmord den Willen nur noch stärker machen, wenn der Mensch dann ohnehin nicht mehr ist? Doch dann glaubte ich seine Motive verstanden zu haben. Ich begann zuerst zu mutmaßen, dann aber zu hoffen, dass Schopenhauer ein geheimes Wissen gehabt haben müsste, für welches er den durchschnittlichen Leser nicht reif hielt. Deswegen sein Appell, sich nicht zu töten und stattdessen mittels Askese und Musik den blinden Willen zum Leben zu bekämpfen.

„Der Tod ist wie das Winken der Augen, welches das Sehen nicht unterbricht“, las ich bei Schopenhauer und dann noch deutlicher: „Ich glaube, dass, wann der Tod unsere Augen schließt, wir in einem Licht stehn, von welchem unser Sonnenlicht nur der Schatten ist.“

An dem Abend, als ich diese Zeilen las, es muss etwa mit zwanzig gewesen sein, fühlte ich gleichsam frisches Blut in meinen Kopf strömen, und während ich aus der Nationalbibliothek hinauslief, belehrte mich eine innere Stimme: „Hab ich Dir nicht gesagt, irgendwie geht es weiter.“

Auf dem Heldenplatz sah ich Orion und Sirius, den Aldebaran und die Plejaden. Ich sprach leise die Namen der Sterne, wie eine geheime Beschwörung: Alnitak, Alnilam, Mintaka, Beteigeuze, Rigel ...

Doch das sind lediglich die Namen, welche ihnen die Menschen gaben. Die Sterne selber sind namenlos und unbegreiflich. So unbegreiflich wie der Tod und wie das Leben.

Auszug aus einer unveröffentlichten Erzählung; sie soll gemeinsam mit anderen Novellen unter dem Titel „Wermutkraut“ mit Zeichnungen von Richard Hofbauer demnächst im Wiener Castrum Verlag erscheinen.

Gerhard Blaboll

WENN SICH ZWEI STREITEN, FREUEN SICH VIELE DRITTE

Der Sturm tobte immer heftiger und peitschte die Wellen hoch auf, so hoch, dass das Wasser in unregelmäßigen Schwallen über das Deck strömte. Und das Deck der Sabtai Lozinsky lag an der niedrigsten Stelle in der Schiffsmittle immerhin gut fünf Meter über dem Meeresspiegel. Wenn auch das Wetter als Empfang in der neuen Heimat nicht gerade einladend war – für ihr Vorhaben war es ideal. Denn für die englischen Zerstörer und die Flugzeuge, die regelmäßig entlang der palästinensischen Küste patrouillierten, würden sie bei diesem Wetter nur schwer zu erkennen sein.

Außerdem war Davids Idee, das umgebaute Handelsschiff mit den über achthundert Einwanderern von Süden aus anlanden zu lassen, natürlich genial. Die Britische Küstenwache hielt, wie allgemein bekannt war, nach Schiffen Ausschau, die von Westen kamen, von Italien, Griechenland oder Zypern. Dass aber ein Schiff, das vor sechs Tagen in Tarent abgelegt hatte, also sozusagen von der Sohle des italienischen Stiefels, Kurs auf Ägypten nehmen würde und von dort aus Tel Aviv erreichen wollte, würde für die Briten völlig unerwartet kommen.

„Die Passagiere halten sich ausgezeichnet“, rief David auf der Brücke durch den Sturm seinem Stellvertreter zu. Die beiden waren im selben Alter, noch nicht einmal fünfundzwanzig. Dennoch hatten sie bereits große Verantwortung übertragen bekommen. „Es macht sich eben bezahlt, dass wir mit ihnen in Mataponto so lange geübt haben, dass die englischen Lageraufseher schon misstrauisch geworden sind“, rief Josua grinsend zurück. In diesem Moment schwappte eine besonders hohe Welle von links übers Schiff und riss die flache Mütze von Davids Kopf. Seine langen schwarzen Locken hingen ihm nun

ins Gesicht, aber das hinderte ihn genauso wenig daran, den Kurs beizubehalten, wie das Wasser, das mittlerweile wie unter einer Dusche an ihm hinunterrann. Mit beiden Händen umklammerte er konzentriert das Steuerrad am Heck. Er war froh, sich vor zwei Stunden links und rechts mit einem Seil an die Brücke angebunden zu haben. Andernfalls wäre er vermutlich nun dort, wo jetzt auch seine Mütze schwamm, irgendwo da draußen im Meer zwischen Ashkelon und Jaffa.

Obwohl, so fiel ihm ein, ein unfreiwilliges Bad in der tosenden See könnte in dieser Gegend ja auch gut ausgehen. Er schmunzelte. War gemäß der Bibel nicht Jonas nach mehreren Tagen im Bauch eines Wals von diesem gerade hier, vor Jaffa, wieder ausgespuckt worden? Es war doch Jaffa, oder? David war sich nicht sicher, denn besonders bibelfest war er als typischer Kibbuznik nicht. Die detaillierte Kenntnis des Talmuds überließ er lieber den Orthodoxen in den langen schwarzen Kaftanen mit ihren Schtreimeln, diesen riesigen Zobelmützen, zotteligen Bärten und zahlreichen Kindern.

Im Kibbuz war man der Religion gegenüber nicht gerade feindlich eingestellt. Wer wollte, sollte beten dürfen, zu wem auch immer. Doch eigentlich sollten Kibbuzim eine Art Heimstätte für Juden in Palästina bilden und zudem eine sozialistische Zukunftsvision des Zusammenlebens umsetzen. Alles gehörte ihnen gemeinsam, Privateigentum war, bis auf einige persönliche Gegenstände, ebenso wenig erforderlich wie Tempel oder Rabbis. Ziel waren das Wohl und die Sicherheit der Kibbuzbewohner. Jeder arbeitete mit, jeder machte, was zu machen war, niemand durfte sich für eine Arbeit zu gut sein.

David, zum Beispiel, hatte sich mehrere Monate um den Hühnerstall gekümmert und war erst später in einem anderen Kibbuz mit dem Meer in Berührung gekommen. Aber auch dort war er nicht gleich Kapitän eines Schiffes geworden, sondern er hatte zuerst im Hafen von Haifa Wellenbrecher zu errichten, Netze zu flicken, Boote auszubessern und zu streichen und Abfälle zu entsorgen. Nur nach einiger Bewährungszeit hatte er auf einem angeblichen Fischerboot mitfahren dürfen. Warum

angeblich? Das hatte er gleich bei seiner ersten Ausfahrt lernen sollen, und die hatte sich denkbar aufregend abgespielt:

Der Tag war sehr stürmisch gewesen und daher für einen Fischzug nicht geeignet. Dennoch hatten sie zu Davids Verwunderung abgelegt. Aber, wie er auf hoher See erfahren hatte, hatte man auf das Wetter keine Rücksicht nehmen können, denn der eigentliche Zweck der Fahrt war es nicht gewesen, Fische zu fangen. Ihre Beute sollte eine andere sein, und zwar Gewehrmunition, die sie für den Freiheitskampf gegen die Engländer übernehmen und an Land hätten schmuggeln sollen. Als sie etwa fünf Meilen von der Küste entfernt waren und das Schiff mit der Munition nicht mehr weit weg sein konnte, war der Sturm so heftig geworden, dass ihr Bootsrunder brach. Ohne Möglichkeit zu navigieren, waren sie nach Nordosten abgetrieben worden, in Richtung Beirut. Zwei Meilen vor der Stadt hatte sie die englische Küstenwache gesichtet, ihr Boot beschlagnahmt und sie als Spione und Schmuggler festgenommen. Damals war David gerade achtzehn Jahre alt gewesen.

„Lange her!“, dachte David, als ihm sein erstes Seeabenteuer nun einfiel. „Aber heutzutage ist so vieles schon lange her. Und alles dreht sich immer schneller!“ Damit nahm er einen ständig geäußerten Gedanken seiner Eltern auf, denn diese, Sarah und Yaakov Wassermann, wurden nicht müde, das hohe Tempo der modernen Zeit wieder und wieder zu beklagen. Und tatsächlich, vor dreißig Jahren, als sie mit der großen Auswanderungswelle aus Kamnitz–Podolski nach Tel Aviv gekommen waren, war die Welt noch eine andere gewesen.

Kamnitz–Podolski war damals, wie sie gerne erzählten, eine beschauliche mittelalterliche Stadt zwischen Lemberg, Czernowitz und Kiev gewesen, wo drei Viertel der Menschen Jiddisch sprachen und viele von ihnen koscher lebten. Es hatte Brautvermittler gegeben, Wanderhändler mit Holzkarren und vielleicht auch einem Zugtier, umherziehende Messerschleifer, Mützenmacher, Perückenmacher für die orthodoxen Frauen, die vorschriftsgemäß einmal im Monat den Kopf geschoren bekamen, und natürlich Rabbis, denen von allen Bewohnern großer Respekt entgegengebracht wurde. Tel Aviv war

dagegen ganz anders: Da war nichts mit mittelalterlichen Gebäuden, tiefen Lehmstraßen und jiddischem Shtetl – das war eine moderne kleine Siedlung am Meer mit heißen Asphaltstraßen, stinkenden Autos, ständiger Hektik, kaum einem Tempel oder Rabbi und mit nur wenigen Hausreihen und Straßen entlang der Küste nördlich von Jaffa. Erst später waren dann weitere Straßenzüge hinzugekommen, besonders in den Neunzehnhundertdreißigerjahren. Damals waren zahlreiche jüdische Architekten aus Deutschland eingewandert und hatten die typischen Gebäude im Bauhausstil mit ihren symmetrischen Rundungen und Kalkanstrichen errichtet. Und das Leben wurde weiterhin immer schneller und hektischer, sodass sie, Sarah und Yaakov, sich an manchen Tagen trotz aller Repressalien durch die russische Polizei nach der Beschaulichkeit in Kamnitz–Podolski zurücksehnten.

Dennoch, und das überraschte David bis heute, wenn er darüber nachdachte, hatten sich seine Eltern zu einem mutigen Schritt durchgerungen. Irgendwann hatte David nämlich gefunden, dass der Name Wassermann zu sehr nach einem typisch jiddischen Shtetl klang und er seinen Familiennamen ändern wollte. In der Schule hatte er von einem angesehenen spanischen Juden aus dem zwölften Jahrhundert gehört, Moshe ben Maimon. Der war unter dem Namen Maimonides der bedeutendste jüdische Gelehrte des Mittelalters, ein Philosoph und Arzt, der in Andalusien und Ägypten gelebt und seine Spuren hinterlassen hatte. Ihn hatte sich David zum Vorbild genommen und beschlossen, seinen Familiennamen von Wassermann auf Maimon zu ändern. Und seine Eltern, die den Namen Wassermann stets wie den Rest einer sentimental Erinnerung an ihre ukrainische Heimat getragen hatten, hatten es ihm nachgemacht! Darauf war er stolz gewesen, und er war es auch jetzt, als er das Schiff weiter Richtung palästinensischer Küste steuerte.

Die Leute von der Palmach erwarteten sie sicher bereits ungeduldig, um sie ins Land zu schmuggeln. Die Häfen Ashkelon und Jaffa konnten sie wegen der Engländer nicht benutzen, aber irgendwo dazwischen würden die Sabtai Lozinsky schon vor Anker gehen können und die Einwanderer

mit den Booten zum Strand bringen, war David zuversichtlich. Dann könnten sie endlich aus den umgebauten Laderäumen unter Deck herauskommen. Wenn bloß der Sturm bis dahin nachließe!

Zwei Stunden später hatten sie das Zielgebiet zwar erreicht, aber von Davids Zuversicht war nicht mehr viel übrig. Der Sturm war nochmals heftiger geworden und schaukelte das ehemalige Handelsschiff in den Wellen so sehr, dass an ein halbwegs geordnetes Von-Bord-Gehen nicht zu denken war. „Was meinst du, was sollen wir machen?“, rief er Josua zu. „Hier können wir nicht ankern und die Boote nach unten lassen!“

„Viel zu gefährlich!“, brüllte der gegen den Wind zurück. „So, wie das Schiff auf und nieder schwankt, würden die Leute mit den Rettungsbooten bloß ins Wasser stürzen.“

„Ein paar haben Schwimmwesten, aber bis zur Küste sind es gut zwei Meilen. Das kann bei diesem Wellengang kaum jemand überleben!“

„Können wir näher an den Strand?“

David überlegte kurz. Dann warnte er seinen Stellvertreter: „Pass auf, ich finde es einfach heraus, wie weit wir kommen!“

Damit drehte er mit kräftigen Zügen das Steuerrad nach rechts, sodass sie direkt auf die Küste zuliefen. Der Rückenwind gab dem Schiff zusätzlichen Antrieb, und sie wurden immer schneller. Als David keine Anstalten machte, das Tempo zu drosseln, um rechtzeitig vor Anker gehen zu können, ahnte Josua den Plan des Kapitäns: „Du verrückter Kerl!“, schrie er anerkennend. „Aber es könnte klappen! Halt ordentlich drauf!“

Und wirklich, als sie nur noch etwa hundert Meter vom Strand von Nizanim entfernt waren und dort bereits eine große Anzahl von Helfern jubelnd winken sahen, knirschte es unter ihnen. Die Sabtai Lozinsky hatte aufgesetzt. Mit einem lauten Ächzen neigte sie sich ganz leicht nach links, blieb aber aufrecht stehen. Sofort hörte David vom Unterdeck her trotz des Sturms panische Schreie und erschrecktes Gekreische, und beinahe zeitgleich stürzten hunderte Einwanderer aufs Deck. Derweil versuchten mehrere Palmachniks, ihnen vom Strand aus gegen den Wind mit Ruderbooten entgegenzukommen, aber das Unwetter war zu heftig. Sie wurden abgetrieben und mussten aufgeben.

David und Josua standen ratlos auf der Brücke und überlegten, wie man die Passagiere an Land bekommen könnte.

Da kämpfte sich ein kräftiger Mann gegen den Sturm zu ihnen nach hinten durch: „Haben wir ein langes Tau? So lang, dass es bis zum Strand reicht?“

„Ja, schon. Aber was wollen Sie damit?“

„Ich bringe es zu den Palmachniks, und dann können wir die Boote daran entlang ziehen.“

„Können Sie das bei diesen Wellen schaffen?“, fragte David ungläubig.

„Ich denke, ja. Ich war olympischer Schwimmer. Binden Sie das Tau an mir fest, dann müsste das schon gehen.“

„Hmm ...“

„Glauben Sie mir, das klappt!“, war der Mann überzeugt. „Und falls nicht, ertrinke ich lieber im Meer vor dem gelobten Land, als in einem weiteren Lager in Europa von Aufsehern schikaniert zu werden.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, schlüpfte er aus seinem Hemd und seiner Hose. Sein beeindruckender Brustkorb ließ die Zuversicht in David steigen.

„Gut, probieren wir es!“

Vom Sturm vorwärtsgetrieben, liefen sie zum Bug. Dort schlangen sie ein Seil um den Bauch des Sportlers und verknoteten es, während hinter und neben ihnen die Einwanderer staunend, ungläubig und ängstlich durcheinanderschrien. Ein Sprung über die Reling, und schon war der Mann in den Fluten versunken. Zugleich spulte sich das aufgerollte Seil blitzartig ab. Nach endlos dauernden Sekunden tauchte er zwanzig Meter weiter vorne wieder auf. Die Passagiere hatten sich mittlerweile wie auf der Tribüne einer Sporthalle dicht am Bug zusammengedrängt. Die einen feuerten den schwimmenden Helden begeistert mit lauten Zurufen an, während andere die Hände betend nach oben streckten oder ihre Augen verdeckten. Wieder andere diskutierten heftig gestikulierend seine Erfolgsaussichten und kommentierten jede seiner Bewegungen.

Auch vom Strand her bekam er unterstützende Zurufe der jubelnden

Palmachniks, die allerdings im Sturm kaum zu hören waren. Mehrmals verschwand er in den Wellen und tauchte bald darauf an anderer Stelle wieder auf. Das wiederholte sich gut zwanzig, dreißig Mal. Endlich, nur mehr wenige Meter vom Ufer entfernt, stand er aus den Wellen auf, wendete sich zum Schiff und hielt triumphierend das Tau hoch. In der Zwischenzeit waren die am Strand wartenden Helfer ihm entgegen ins Wasser geeilt. Sie umringten ihn, klopfen ihm anerkennend auf die Schultern und nahmen ihm das Seil ab. Das zogen sie hinaus und befestigten es an einem großen Stein.

Während mehrere mutige Einwanderer nun Schwimmwesten anlegten, ebenfalls ins Wasser sprangen und sich entlang des Taus schwimmend ans Ufer zogen, kamen ihnen auf demselben Weg Boote der Palmachniks entgegen, um die Passagiere an Land zu bringen. Auch sie hantelten sich am Seil vorwärts, um nicht wie vorhin abgetrieben zu werden. Bald hatte sich eine bunte Menschenkette auf der ganzen Länge des Taus gebildet. Als die ersten Glücklichen den Strand erreichten und sich mit den Helfern der Palmach mischten, konnte man sogar einige vor Freude tanzen sehen. In kurzer Zeit waren mehrere Hundert Personen an Land gegangen.

Doch dieses Glück hatten nicht alle: Ein britischer Zerstörer hatte von Tel Aviv aus die Sabtai Lozinsky ausgemacht und umgehend angesteuert. Angesichts der nahenden Engländer wurden die noch an Bord Befindlichen panisch; viele sprangen ins Meer, um der drohenden Festnahme durch die Behörden zu entgehen. Einige schafften das tatsächlich, aber gut dreihundert waren weiterhin auf dem Schiff, als der Zerstörer anlegte und die an Deck stürmenden Marinesoldaten sie daran hinderten, den anderen an Land zu folgen.

Einen Verantwortlichen für den Schiffstransport konnten die Briten nicht finden; der Kapitän war vermutlich ebenfalls schon über Bord gegangen. Routinemäßig wollten sie beginnen, die Reisepässe der Menschen zu kontrollieren, doch es stellte sich heraus, dass niemand von ihnen irgendwelche Dokumente bei sich hatte. Lediglich zwei junge Burschen, vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, zeigten ihre

Ausweise. Diese wiesen sie als Bewohner eines Kibbuz nahe Haifa aus; die beiden hielten sich also berechtigterweise im Mandatsgebiet auf. Die anderen aber waren offensichtlich durchwegs illegale Einwanderer. Daher mussten diese auf den Zerstörer umsteigen, denn die englische Mandatsmacht wollte einen massenhaften Zuzug von Juden in Hinblick auf die ohnehin bestehenden Probleme mit den Arabern tunlichst verhindern. Nach einem Halt in Tel Aviv wurden die Unglücklichen tags darauf nach Zypern gebracht, wo in Famagusta bereits ein riesiges Flüchtlingslager bereitstand.

In der Zwischenzeit war die Menschenmenge am Ufer weiter angewachsen. Die Helfer von der Palmach hatten die Bewohner nahe gelegener Kibbuzim alarmiert, und diese waren in großen Scharen an den Strand geeilt und hatten sich unter die Ankömmlinge gemischt. Und wirklich, bald danach war auch eine britische Landpatrouille aus Ashkelon auf die vielen Menschen aufmerksam geworden. Sie sperrte den Strandabschnitt und forderte alle dort Befindlichen auf, mit ihnen zu ihrer Militärbasis zu kommen. Anfangs wollten sich die Einwanderer weigern, doch David und Josua redeten auf sie ein:

„Kommt mit! Wir gehen auch mit euch. Es bringt nichts, sich zu wehren. Die sind imstande und schießen einfach in die Menge. Spielt mit, wir haben einen Plan!“

„Ihr beide habt leicht reden! Ihr seid hier geboren und habt Ausweise! Wir aber werden nach Zypern deportiert, wenn sie uns erwischen!“

„Wie sollen sie euch denn erwischen? Ihr habt ja wie vereinbart sämtliche Dokumente in Italien gelassen. Also seid ihr ab sofort genau solche Juden wie wir, Juden aus Israel. Wer soll euch das Gegenteil beweisen?“

Zwei Stunden später hatten sie alle die Kaserne in Ashkelon erreicht, Einwanderer wie Kibbuzniks. Wie befohlen stellten sie sich in einer langen Reihe auf, und die Befragung durch den diensthabenden Leutnant konnte beginnen. Und sie sollte einige Hundert Mal gleich ablaufen:

„Wie heißen Sie?“

„Ich bin Jude aus dem Land Israel.“

„Wie Sie heißen, will ich wissen.“

„Ich bin Jude aus dem Land Israel.“

„Sind Sie mit dem Schiff, das da am Strand vor Nizanim gestrandet ist, gekommen?“

„Ich bin Jude aus dem Land Israel.“

„Welche Staatsbürgerschaft haben Sie?“

„Ich bin Jude aus dem Land Israel.“

„Wo leben Sie?“

„Ich bin Jude aus dem Land Israel.“

„Kennen Sie jemanden der anderen hier?“

„Ich bin Jude aus dem Land Israel.“

Nach zwei Stunden gab der untersuchende Leutnant auf.

„Bringt sie ins Einreisezentrum nach Haifa“, wies er seine Lkw-Truppe an. „Die sollen sich dort mit ihnen beschäftigen. Mir ist das zu blöd, mich mit denen noch länger herumzustreiten. Wenn sie lieber mit den Arabern zusammenleben wollen, als in Europa zu bleiben, sollen sie das eben tun.“

Ein vielstimmiges Jubelgeschrei dankte dem Leutnant. Nur David reichte ihm die Hand: „Toda! Toda raba! Danke vielmals!“

Der schüttelte nur den Kopf und zuckte mit den Schultern. Gleichzeitig gab er ihm zu verstehen, dass er sie längst durchschaut hatte: „Ich wünsche Ihnen viel Glück. Und ich hoffe bloß für Sie, Sie wissen, was Sie tun!“

Auszug aus einem demnächst im Verlag Berger erscheinenden Zyklus von siebenundzwanzig Erzählungen, die zwischen 1903 und der Gegenwart spielen und den Nahostkonflikt und seine historischen Wurzeln aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten. Die vorliegende achte Episode spielt am 12. März 1947.

Martin Dragosits

DREI GEDICHTE

BEOBACHTUNG

der Regen

zu nass

das Licht

zu hell

der Boden

zu fest

der Himmel

zu weit

das Leben

zu eng

CORPUS DELICTI

Der Messerstecher hat im Zirkus den Clown erwürgt.

Er wollte keine Spuren hinterlassen.

Nach der Vorstellung klebte Farbe an seinem Messer.

Er hatte sich zu spät die Hände gewaschen.

ZEUGNIS

Die Welt macht einen gewöhnlichen Eindruck.
Zwischen Käsetoasts, Installateurrechnungen,
Taschendieben und Werbung für feuchtes
Klopapier. Nicht zu vergessen mögliches

Mundwinkelgeflüster von Kollegen,
ihr Magenbrummen im Nebenzimmer,
gepflegt, aufgewärmt und einen
winzigen Schritt von der Hölle entfernt.

Franz Forster

LEBENSVERLÄUFE

1

Anfangs
natürlich

Zwar schon der Säugling
Hilfe durch Brutkasten

Bald
– und wieder natürlich –
wäre der Tod auch

zumal
ärztliche Kunst
fleißig mitgeholfen

Dennoch
seither

Augen
neue Linsen
(künstlich)
Sonst
auf natürliche Weise
blind

146

Das Gehör
natürlich halbtäub
Wieder hören können
mit Gerät
künstlich

Zähne
schon noch eigene
Natur und Kunst

Das Herz
so weit ganz brav
zwar mit Medikamenten
– künstlich –
gestützt

Damit auch das Gehirn
noch eine Weile
mitspielt

Jetzt käme eigentlich
das Wesentliche
an die Reihe

2

Man glaubt
nach den ersten Schritten
Erprobungen
und Erfolgen

den Weg gefunden
den Platz
ein Haus erbaut
sich etabliert

eingewohnt
eingerichtet

und nun auf
schöner Bahn
gesichert
weiterzurollen

Doch alles
fängt von neuem an

Irrfahrt des Lebens

Wiederum
von anderswo

Und ein ums andre Mal
zerfallen

Und hoffentlich
rettend ein Rest

Nie hätte man am Anfang ahnen können
wohin an welches Ende man gelangt

Noch vom Ende her sich wundern
wer am Anfang man wohl war

*Die vorliegenden beiden Gedichte stammen
aus einem Buchmanuskript, das mehrere
Lyrikzyklen in sich vereinigt.*

Markus Grundtner

DER FALL DER FANTASIE

Auszug aus dem ersten Aktenstück:

EINE JAHRTAUSENDEALTE FANTASTISCHE RECHTSKRAFT

Mit halboffenen Augen hatte Anwalt Anatol Altmann seine Fristenuhr im Blick, als um 00:00:00 die Kanzleiklingel schellte. Die großen roten Zahlen auf der LED-Anzeige an der Schreibtischwand zählten nun rückwärts, als Altmann vom Sofa hochschreckte, aus seinem Zimmer durch die engen Gänge der Kanzleigemeinschaft zum Eingang hastete und, ohne über die späte Stunde nachzudenken, den Gangflügel der Doppeltür öffnete. Im Stiegenhaus herrschte Düsternis, nur Mondstrahlen durch das Innenhfenster erhellten den Türbereich. Die Orientierungsleuchten waren ausgefallen. Im Notfall einen sicheren Fluchtweg aus dem Haus zu finden war somit erschwert, ja, unmöglich. Altmann seufzte und fühlte sich an so manch undurchsichtigen Rechtsweg durch Paragraphen erinnert. Seine gedanklichen Abschweifungen verflüchtigten sich, als aus dem Dunkel eine Hand einen RSA-Brief in den Mondschein reichte. Das Blau des Rückscheinbriefs, das Altmann schon so oft gesehen hatte, erschien ihm wie eine unbekannte Farbe, die seine Aufmerksamkeit bannte, als stammte sie aus dem All. Hinter dem Fenster des Kuverts las Altmann seinen Namen und nahm den Brief entgegen. Die Hand zog sich zurück, um flink mit Kugelschreiber wieder aufzutauchen. Altmann leistete seine Paraphe auf den Rückschein, der am Umschlag klebte. Eine Hand des Zustellorgans pflückte den Stift aus Altmanns Fingern, die andere riss den Rückschein ab. Beide Hände verschwanden in der Finsternis. Aus Gepflogenheit sagte Altmann „Auf Wiedersehen!“, bekam jedoch keine Antwort, hörte auch keine Schritte im Stiegenhaus und erkannte nicht einmal den schummrigen Umriss der Person, zu

der die Hände gehörten – das Zustellorgan musste sich zurückgezogen haben, mit der Dunkelheit verschmolzen sein und still ausharren, um abzuwarten und Altmann zu beobachten. In Luft konnte es sich wohl nicht aufgelöst haben. Altmann schloss die Tür und verriegelte sie von innen. Zurück in seinem Zimmer tat er das Gleiche, obwohl die Tür aus Glas war. Am Schreibtisch blickte er zur funkgesteuerten Fristenuhr, die weiter rückwärts lief, vermerkte gedanklich, sie später zurückzusetzen – zuerst ein Soft Reset, nur eventuell ein Hard Reset – und öffnete das Kuvert. Das Schriftstück stammte vom Höchsten Gerichtshof, kurz: HGH, und besagte Folgendes, was Altmann sich selbst in hörbarem Unglauben vorlas: „Per null Uhr des heutigen Tages unterfällt Rechtsanwalt Dr. Anatol Altmann nicht mehr der sachlichen und örtlichen Zuständigkeit der weltlichen Gerichte. Ihm steht frei, im außerweltlichen Rechtsbezirk des HGH erstmals in seinem Leben weltliche Gerechtigkeit zu bewirken.“ Während kurzer, aber gedankenrasender Überlegung versteinerte sich Altmanns Miene, deren Härte erst sein Auflachen sprengte. Altmann verdächtigte die Kollegenschaft aus Anwaltei und Rollenspiel gleichermaßen, Absenderin des Schreibens zu sein. Er legte sich zurück aufs Sofa und rief, bevor er die Augen schloss, in Richtung des dubiosen Zustellorgans, als würde dieses draußen horchen und Altmanns Worte durch die Glastür, die Kanzleigänge und die massive Eingangspforte hören: „Gelesen und gelacht!“

Auszug aus dem zweiten Aktenstück:

FRISCH VERBLICHEN

Altmann lief die Wendeltreppe im Höchsten Gerichtshof hinauf und hinunter. Sein Kopf drehte sich. In jedem Stockwerk versuchte er es erneut an jeder Türklinke. Oben angekommen, kurz bevor er nur noch den Weg aufs Dach suchen konnte, um herauszufinden, ob es die Option gab, sich hinunterstürzen, fiel ihm auf, dass die Zugänge zum Großen Sitzungssaal nicht nur offenstanden, nein, es gab gar keine Türen mehr.

An der Wand neben einem der Türstöcke klebten wirr angeordnete Zettel, wie sonst in den Kanzleien über den Schreibtischen der Rechtspfleger und Rechtspflegerinnen angebracht – mit Klebestreifen oben und unten fixiert, der Klebstoff bereits gelblich, das Papier gewellt und verblichen. Per Schreibmaschine darauf getippt war eine stilistisch-inhaltliche Mischung aus administrativem Aushang und ineinanderlaufenden Kalendersprüchen. Eine amtliche Legende, die Altmann für sich aus ihrer bürokratischen Sprache übersetzte: Sie berichtete davon, dass Recht in Gerechtigkeit steckte, und, so wie bereits im Wort, es sich bei Recht immer nur um eine Schnittmenge mit Gerechtigkeit handelte. Recht konnte gerecht sein, Gerechtigkeit konnte aber viel mehr sein. Für dieses Mehr hatte sich die Justiz jedoch unzuständig erklärt und dazu einen eigenen Aktenschrank in ihrem allerobersten Stockwerk angelegt, zur Bearbeitung durch eine weisungsfreie und unabhängige Abteilung, die jedoch nie mit der notwendigen Rechtskraft ausgestattet und vollständig besetzt worden war. Altmann rang nach Atem, denn plötzlich schrieb nach der Anmerkung zur fehlenden Rechtskraft und der nie vollständigen Besetzung eine unsichtbare Hand hinzu: „Bis jetzt.“

Auszug aus dem dritten Aktenstück:
DIE ERÖRTERUNG DES GRÖSSTEN G

E. T. A. Hoffmann, ja, *der* E. T. A. Hoffmann, hielt den kleinen Korkenzieher in der Hand, dessen Windungen aus seiner Faust zwischen Mittelfinger und Zeigefinger in einer hervorstechenden Spitze endeten. „Sie denken, ich lüge?“, sagte E. T. A., betrachtete sein leeres Handgelenk, und sein Gesicht erhellte sich. „Endlich darf ich Ihnen den Gerechtigkeitspfad nach antikem Vorbild entbieten“, sagte er. „Justitia ging voraus – Sie folgen!“

Und unversehens dumpf und dröhnend schrie E. T. A.: „Augen her! Augen her!“, schwang seine Arme und kam mit der Korkenzieherhand

Altmanns Augen gefährlich nah. Altmann stieß sich vom Tisch ab, fiel, landete auf dem Hinterkopf, und, als hätte E. T. A. soeben mit der Korkenzieherspitze seine Augäpfel gepflückt, erlosch Altmanns Augenlicht.

Dunkelheit umgab Altmann und zugleich gedankliche Klarheit. Im Grunde durfte er sich über nichts Seltsames wundern, was innerhalb einer oberen Gerichtsinstanz wie dem HGH geschah. Von außen betrachtet erschien das Wirken letzter Instanzen von jeher esoterisch. In der Regel ließen diese Gerichte niemanden in ihre Räumlichkeiten, außer das Gerichtspersonal selbst. Verhandelt wurde fast nie mündlich, sondern nahezu immer schriftlich, wobei die umfangreichen Rechtsmittelschriftsätze anwaltlich einzubringen waren. Selbst für Rechtskundige wurde das Formale Ebene um Ebene unzugänglicher. Wer über schriftliche Eingaben selbstherrlich behauptete, alle besonderen Voraussetzungen zu wahren und innerhalb der vorgegebenen Beschränkungen zu bleiben, sprich Rechtsmittel immer gesetzmäßig auszuführen, log entweder wider besseres Wissen oder war schlicht ahnungslos. Altmann hatte sich nie zu derartiger Hybris verstiegen. Obere Instanzen fokussierten sich auf Spezielles und Abgegrenztes, ja, das Sonderbare. Altmann hätte damit rechnen müssen, dass am höchsten aller Gerichtshöfe das Allersonderbarste auf ihn wartete, wobei die Entfernung seiner Augen per Korkenzieher durch niemand Geringeren als E. T. A. Hoffmann zu den unwahrscheinlichsten aller abschätzbaren Gefahren zu zählen war.

Aus der Ferne drang die körperlose Stimme von E. T. A.: „Wir schlafen nicht, wir träumen nicht, wir schweben auf der Bahn des Wunderbaren, nur unsere Augen tauschen wir aus.“

Bevor Altmann antworten konnte, explodierte um ihn herum die Dunkelheit. Es war so, als wäre er wieder ein Kind, das mit Zeigefinger und Daumen seine geschlossenen Augen rieb, bis ein Meer an Farbwellen lospulsierte, tanzte, sich in Spiralen drehte und zu allen möglichen und unmöglichen fraktalen Mustern formte. Jedoch spürte Altmann keinerlei Druck auf seinen Augen. Wie auch, sie waren ja weg. Er spürte

nicht einmal seinen Körper. Altmann wollte sich bewegen, sich nur ein wenig rühren, doch es war so, als hätte jemand seine Gliedmaßen abgeschraubt.

Zuerst meinte er, die Moleküle um ihn herum redeten nun auch, doch hörte er eine Stimme, die etwas fragte, und schließlich verstand er die Frage, die da lautete: „Was zum Teufel ist hier los?“

Auszüge aus einem Roman, der im Herbst 2024 in der Edition Keiper erscheint.

Ida Leibetseder

DIE MENSCHIN

Da lag er. Der Brief. Und irgendwo anders Hannes. Und hier, hier saß sie. Hatte sich setzen müssen und saß hier nun. Die Tür stand offen, der Wind fuhr über den Steinboden und traf sie, kühl. Das Gras wucherte, die Tiere schrien nach ihr, Apfelmus gehörte eingekocht, doch konnte sie nur sitzen. Sie saß und dachte daran, wie sie das von nun an mit der Holzarbeit erledigen sollte.

Die Mauern ihres Hauses umrahmten sie. Und nur sie. Alte Gemäuer und sie. Inmitten vieler Generationen. Ein Erbhof. Ihr Erbhof, die Grippe, die Kriege, die Not. Ihre Schritte waren immer lauter geworden. Auf dem gezeichneten Holz. Durchzogen. Der Wurm war standfester gewesen als ihr Blut. Fraß sich durch das Holz. Ihr Fleisch. Fraß sich durch die Generationen. Die Zeit. Wurm der Welt. Und unter ihr die Treppe. Fleißig abgegangen. Und doch traf jetzt ihr Beckenknochen auf das Holz. Knochen an Knochen. Gerippe an Gerippe. Es war, was blieb. Der Hof.

Die Katze kam und mauzte. Strich ihr um die Füße, sah zu ihr hoch, mauzte wieder und rieb ihr Fell an den nackten, haarigen Beinen. Sie stand auf. Die Treppe ächzte. Die Angeln der Türen schrien, und ein Windzug donnerte sie zu. Die Krallen der Katze scherten über die Holztreppe. Geduckt rannte das Vieh unter dem Lärm davon.

Aus der Speisekammer kramte sie die Zuckerdose hervor. Stellte sie auf die Anrichte. Sie ging in den Schuppen. Sie holte den Korb. Sie sammelte die Äpfel auf. Einen nach dem anderen. Dann schneller. Dann mit beiden Händen. Es schabte. Frisch. Der Saft saute den Tisch ein und ihre Hände. Ihre Nägel braun von den Äpfeln. Es ging mit Wasser nicht ab. Sie schälte den Apfel, in gleichmäßigen Kreisen. Halbte ihn, halbte die

Halben, schnitt die Ecke des Strunkes ab, halbierte sie wieder und ließ sie in den Topf fallen.

Rrtsch–rrtsch–schab–rrtsch–plumps.

Apfelmus, sie aß es nicht.

Klonk. Sie legte das Messer ab. Schob den Stuhl zurück, ging zur Haustür und über den Hof zum Schuppen. Die Dämmerung hatte eingesetzt. Die Grillen zirpten der Wärme nach. Spätsommer. Sie hörte, wie ein Apfel fiel. Und im Wald ein Schuss.

Sie nahm einige Holzscheite vom Stapel, erst einen, dann schneller, dann mit beiden Händen, flüchtete. Ins Haus. Dann in die Küche. Sie nahm den kleinen Besen, kehrte jedes Holzscheid ab, stapelte sie im Ofen, zündete sie an. Als der Haufen unter Flammen stand, schloss sie die Luke. Ein Becher Wasser, zwei Hände Äpfel.

Sie ging in den Garten. Neumond. Die Nacht war rabenschwarz. Blind suchte sie die Äpfel im nachtnassen Gras. Hörte sich atmen. Und im Wald den Schuss. Sie eilte in die Küche, griff zum Messer. Schälte. Entfernte die faulen Stellen. Rrtsch–rrtsch–schab–rrtsch–plumps. Das Feuer loderte, sie öffnete die Luke. Legte ein Scheit nach. Schloss sie später. Ein zweiter Topf auf dem Ofen. Tropfen auf dem heißen Stein. In dem anderen brodelte es bereits. Zwei Becher Wasser. Vier Hände Äpfel. Garten. Schuss. Rrtsch–rrtsch–schab–rrtsch–plumps. Brodeln. Drei Becher Wasser, sechs Hände Äpfel.

Und als es am Herd wild kochte, hob sie die Schalen vom Boden auf. Sortierte sie in eine Reihe, hackte sie klein. Schob sie zu einem Haufen. Hackte sie klein. Haufen, kleingehackt. Das Messer schmetterte auf das Holz nieder. Sie hob eine neue Hand Schalen vom Boden herauf. Hacken. Immer und immer wieder, und als nichts mehr übrig war, da begann sie den Boden zu schrubben. Schrubbte ihn. Schrubbte ihn wund, den alten Boden. Es schäumte, es dampfte in der Küche. Sie zerrte den Fleckerlteppich unter dem Küchentisch hervor. Zog ihn nach draußen und schlug auf ihn ein. Und es staubte, es rauchte im Hof.

Und als die Sonne aufging, schrie der Hahn dreimal, und sie stand schon vor ihm. Griff in die Schüssel und peitschte die Körner auf den

Boden. Und um sie wuselte die ganze Hühnerschar. Pickte emsig. Wuselte, pickte, und der Hahn, aufgebracht vom Körnerregen, sträubte seine Flügel und tänzelte seitlich auf sie zu. Sie trat ihn weg, mit einem Ruck.

Und während er davongackerte, plünderte sie die Nester.

Und beim Melken schnaufte die Kuh unter ihren Händen.

Und den Schweinen schmiss sie die Apfelreste auf die Schädel.

Und die Katze scheuchte sie von der Milchkanne weg.

Und dann saß sie draußen auf der Bank und kaute abwechselnd auf einem Stück Brot und einem Apfel herum, neben ihr ein Glas Milch, und zwischen Schuppen und Scheune blitzten die voll behangenen Obstbäume hervor, und keiner sah, dass etwas fehlte. Keiner wusste, was sie tat. Die Hühner legten Eier. Die Kühe gaben Milch. Die Bäume trugen Äpfel. Und sie hatte nichts beizutragen.

Inmitten dieser vollen Welt. War sie ein leeres Gefäß.

Und dann weinte sie doch.

Sie wartete, bis es vorüber war. Dann wusch sie sich das Gesicht in der Regentonne. Band sich das Kopftuch neu und ging zum Hof vom Hofer Franz.

Es roch nach Saustall. Vor der Scheune stand der Karren mit dem Pferd vorgespannt. Das nasse Fell unter den Riemen. Schaum um die Trense. Ein Fetzen Stoff an den Schiefern der Kiplade. Blau. Weiß. Blutig. Der Hund erhob sich in seiner Hütte. Lief jetzt bellend auf sie zu. Sein Hinterteil schien rechts am Rumpf vorbeizuwollen. Die Ohren schlackerten. Braunes Fell in der Sonne. Er stellte sich breitbeinig hin, Pfoten in die Erde gerammt. Wuff, wuff. Durch das Fenster sah sie das Gesicht von Franzens Frau verschwinden. Der Hund schnüffelte jetzt an ihrem Rock. Er roch die Katze. Einige Zeitlang tat sich nichts. Bloß der Karren, das Ross und der Hund, der um sie herumschlich. Dann ein Krawall im Inneren des Hauses. Franz schob sich aus der Tür, und hinter dem Küchenfenster tauchte wieder das Gesicht seiner Frau auf. „Hm,“ knurrte Franz wie sein Hund.

Dass sie nicht mehr wusste, was sie fragen wollte, war nicht schlimm, weil sie jedes Mal, wenn sie die Augen schloss, die Äpfel vor sich sah und

es ihr wieder einfiel. Aber sie hatte nicht daran gedacht, dass fragen sprechen hieß.

Sie hatte lange nicht gesprochen. Sie hatte nichts mehr zu sagen. Sie kannte auch die Wörter gar nicht. Äpfel wusste sie. Die Katze. Die Hühner. Die Schweine. Die Kühe. Karren, Ross und Hund. Und Hannes. Aber das bliebe lieber ungesagt. Sie wollte bloß die Äpfel loshaben. Sie wollte bloß, dass es gesagt war. Aber sie wollte es nicht sagen.

Zusammen mit dem Haus war sie still geworden.

Und gleich erging es ihr, als Franz sie auf seinem Karren ein Stück mit des Weges nahm. In ihrem Inneren war nichts, was nach außen hätte dringen können. Keine Laute für ein Wort. Keine Worte für den Satz. Kein Gefühl, kein Gedanke, keine Bitte. Bloß die Katze, die Hühner, die Schweine, die Kühe. Immer wieder. Und Äpfel, so viele Äpfel ... Und allmählich hatte sie Angst. Angst, dass sie es bereits verlernt hatte, doch jedenfalls verlernen würde. Zu sprechen. Sich zu unterhalten. Sich um die gegenseitigen Worte anzunehmen. Sprache zu pflegen. Sie hatte Angst, dass ihre Worte schimmelten. Nass vom Schweiß ihrer Arbeit liegen gelassen. Verrotteten sie, ungebraucht. Ja, sie hatte Angst, dass ihre Sprache sie verließ. Und mit der Sprache alles. Jedes Gefühl, das sie benannte, jeder Gedanke, den sie dachte, jede Erinnerung, die sie beschwor. So auch Hannes.

Selbst er war ja nur noch Worte.

Inmitten dieser geformten Welt.

Wänn älle Strick reißen, äft hänga ma ins af. Sie stieg vom Karren und wusste, dass sie sich nun erhängen müsste. Oben am Dachstuhl am Heuboden. Pünktlich zum Schwarzmond. Nahtstelle zwischen Abschluss und Neubeginn. Franz würde in der nächsten Woche kommen und die Äpfel holen. Und die Katze. Und die Hühner. Und die Schweine. Und die Kühe.

Sie stolperte den Weg weiter in Richtung ihres Hofes. Hinter ihr ruckelte der Karren in Richtung Wald. Über ihr zogen die Vögel. Vor ihr lag ihr Hof. Die Katze hockte auf der Hausbank und trank aus dem Milchglas. Sie ging in den Schuppen. Sie holte den Strick. Legte ihn sich um die Schulter und ging ins Hausinnere. Sie sah an sich hinab. Sie stieg die

knarrende Holztreppe hoch, ging in das Schlafzimmer. Sie öffnete die Schürze, knöpfte die Bluse auf, streifte den Unterrock ab und legte ihr Arbeitsgewand sorgfältig zusammengefaltet auf die Bettkante. Sie zog sich ihr *Feichtagewand* an. Das gehörte sich so. Sie öffnete die Schublade ihres Schreibtisches, wo sie alles Wichtige beieinanderhatte. Sie wollte sie nicht herumstiereln wissen. Sie griff nach den Papieren. Stieß mit ihrem Finger gegen etwas. Zog die Zettel heraus und sah das Buch und den Stift.

Sie schloss die Lade.

Durch die Dielen tönnten die Geräusche vom Stall zu ihr hoch.

Sie öffnete sie.

Sie schloss sie wieder. Sie ging nach unten, legte die Unterlagen fein sortiert auf den Tisch in der Stube und ging zur Haustür. Die Klinke in der Hand, machte sie kehrt. Sie öffnete die Lade.

Sie nahm das Buch und den Stift.

Montag.

Stille.

Heute hab ich mit Franz gesprochen.

Einatmen. Die Uhr tickte.

Der holt sich meine Äpfel ab.

Ausatmen. Draußen wechselte eine Amsel schnatternd den Ast.

Den Boskoop zumindest, die anderen, sagt er, geben nichts mehr her. Um die verwürmten, schorfen Äpfel reißt sich niemand mehr, sagt er. Er zieht jetzt Jonagold und Gala, da kann nichts mit. Das ist, was die Menschen wollen. Was wir wollen. Jonagold und Gala.

Was will ich? Das tägliche Bemühen um das Grundlegende lastet mich aus, Nahrung gegen den Hunger. Und ab und zu ein Geldstück für das, was der Hof nicht hergibt: ein paar Schuh, einen Löffel Zucker, Stoffe zum Flicken. Was hätte sie daran geändert? Diese Frage. Was bringt sie einem, wenn es ja doch nicht wird, wie man möchte? Ja, wenn man will und nicht kann, dann fühlt es sich an wie einem angetan. Und dann.

Sie setzte den Stift ab, las und kratzte mit der Spitze des Bleis „und nicht kann“ durch. Sie mochte nicht, dass es sich reimte. Das fühlte

sich so an. So richtig. Sie schrieb der Worte wegen. Und schrieb nicht richtig.

Und es doch nicht so wird. Dann fühlt es sich an, wie einem angetan. Dann erst merkt man die Macht. Und dann seh' ich sie. Seh' ich sie, seh' ihre Gewalt. Erkenne sie, und schau auch in mein Gesicht und weiß. Ich bin Österreich. Ich habe meinen Sohn erschossen.

Sie legte den Stift ab. Sie klappte das Buch zu. Sie schloss die Lade.

Sie ging nach unten. Der Boden war hell. Nach draußen. Die Sonne schien. Die Hühner gackerten. Franz würde die Äpfel holen. Vor dem Stall stand die volle Kanne Milch. Auf der Hausbank sonnte sich die satte Katze, und die Welt wusste: Hannes war tot.

Und sie stand auf der Schwelle und atmete.

Etwas war gesagt.

Erstes Kapitel („Die Stille“) einer Erzählung, die im Herbst 2024 im Verlag Bibliothek der Provinz erscheint.

Wolfgang Mayer König

EIN LYRISCHES TRIPTYCHON

1

UNSERE SINNE

Als müsse das Sagbare hin und her pendeln,
uns selbst immer unähnlicher, stellen wir
große Versäumnisse in fremde Verhältnisse
zum Sinn, als wolle, was man will oder
was man wollen soll, zwischen dem Defizit der
Sinne weiterkriechen.

Mit dem bloßen Vorhandensein von Grütze
behältst du Recht, weil du nicht Recht sprichst,
weil du der Unterste bist der Bremer Stadtmusikanten.

Wer versteht, dass die Fantasietätigkeit
dazu gelangen kann, in Abwehr und Abkehr
den Sinn zu suchen, dann in gemäßigte Zonen
zu entlassen, für die Entbehrung des Vermissten,
nachsichtig gegenüber der verlorenen Dimension,
bereit die sinnliche Wahrnehmung auf die
bloße Nachbildung zu überschreiben,
je zwingender die Einsicht dazu drängt,
sich für das Entgangene zu entschädigen,
denn Sinnlosigkeit ist jener Zwang,
der das Errungene dem Unterbliebenen
ähnlich macht.

2

MISSGLÜCKTE WORTE ANSTELLE DER TAT

Gezeugt von der schwer zu ergründenden Rolle
des Vaters, Sprache und Sinn werden knapp,
bevor der Wortregen das Gedächtnis über und über
bedeckt, als hätte es auf den Buckel geschneit.
Schnaubende Rosse aus Stein und Erz
mit ängstlichen Augen und zornigen Nüstern,
Stein bleibt ängstlich und zornig,
Rossebändiger stehen im Regen.
Jemandes weglose Sinneswahrnehmungen,
wie die des Vogelflugs,
und es muss ein Genuss sein
so fliegen zu können und mit solcher Tastfertigkeit
irgendwoher erstaunlich zu landen.

3

DIE SINNLOSIGKEIT VON KRIEGEN

Hie und da kam eine Suchaktion zustande,
ein hilfloses Fallschirmen und In-Trümmern-Graben.
Tatsächlich unentrinnbar, tatsächlich ausgeliefert,
stinkt es nach Grenzen der Sinnlosigkeit.
Und es kommt ein Versuch vor, den dogmatischen Besitz der Wahrheit,
den unterschiedlichen
und damit gleich feindlichen
Gesichtskreis in ein Sperrgitter zu ordnen.
Die mit Verhandlungsrecht und Kriegserklärungspflicht werden den Vorschlag
sorgfältig prüfen,
werden die Mobilmachung nicht verhindern
aber in geheimer Mission unterwegs sein.
Ein Preis zum Ablehnen. Jeder Preis für den Frieden?
Der Preis für den Frieden? Friedenspreis.
In den letzten 110 Jahren mehr Kriegsopfer
als in der gesamten Geschichte der Menschheit davor, zuletzt jährlich verdoppelt,
weil eine unverbesserlich bössartige Gesellschaft für sich alles
nur nicht den Frieden erfand:
verrottet, verkommen, verseucht, verheert,
verwüstet, verpfuscht und verspätet

Brigitte Pixner

BLAUE DAME ZUKUNFT

Zukunft heißt die blaue Dame.
Ungewiss ist schon ihr Name,
ihre Herkunft und ihr Alter.
Wer ist ihr Alleinerhalter?
Ist sie rosig, ist sie groß,
wohlgeformt und tadellos?
Ahnt uns Gutes, schwant uns Böses ...
hat ein Herz sie, ein nervöses,
hat sie Hand und Fuß und Hirn?
Was erträumt die weiße Stirn,
ihre Locke, ist sie echt ...?
Und ihr Biss – wie wird er? – Schlecht?
Fällt die Plombe, fällt die Bombe,
oder, weil's an was gebricht,
fällt sie lieber weiter nicht?
– Fragen, Fragen, nichts als Fragen,
die die Zukunftsdeuter plagen,
Astro- wie Futurologen.
Ob sie wahrsagten, ob logen,
weiß man nicht. Man wird es sehen.
Etwas muss ja doch geschehen.

Doch die Dame, guter Dinge,
bläst einstweilen blaue Ringe,
hüllt sich kühl in milden Dunst.
– Wem doch schenkt die Zukunft
Gunst?
Dem, der Prozessoren–hörig,
ihr nicht mikro nur gehörig,
der ganz einfach raffiniert
klönt und klont und kombiniert?
Mag sein – mag nicht sein.
Ich bin alt. Darum lässt mich die Dame
kalt.
Und bin ich gänzlich doch vernarrt
in meine letzte Gegenwart.
Wem auch ihr Herz schlägt digital,
es ist, verzeiht es mir, egal.
Denn bald wird mich die Hölle rösten.
Für alte Knochen ist's am besten.

Karl Plepelits

DIE ITALIENERIN IN MELK

EINE JUGENDERZÄHLUNG

Jänner 1954. Endlich Schnee!

Endlich hatte Frau Holle eine ausreichende Menge ihres weißen Goldes über unserem Städtchen abgeladen. Unser Städtchen heißt Melk und ist weithin bekannt durch sein berühmtes Barockstift.

Endlich konnte sich also die Melker Jugend nach Herzenslust dem winterlichen Vergnügen des Schlittenfahrens hingeben. So auch Stephan und ich. Wir waren damals dreizehn Jahre alt und besuchten gemeinsam die vierte Klasse des Melker Stiftsgymnasiums.

Leider waren die Möglichkeiten fürs Schlittenfahren in Melk denkbar bescheiden. Die längsten und steilsten Schlittenhänge fanden sich in der sogenannten Ofenschüssel, einer schüsselförmigen Mulde unmittelbar hinter der Melker Kaserne, in die sich seit 1945 die sowjetische Besatzungsmacht eingenistet hatte. Dazwischen lag ein von einem doppelten Stacheldrahtzaun und nackten Ziegelmauern umgebenes Gelände mit barackenartigen Gebäuden, das wir nicht weiter beachteten. Immerhin reichte es bis direkt an die Ofenschüssel. Vermutlich gehörte auch diese Fläche den Russen und war darum für Österreicher unbetreibar.

Während wir uns also im Schnee vergnügten, fiel uns auf, dass am oberen Rand der Ofenschüssel die längste Zeit schon eine Dame ohne Schlitten müßig herumstand. Wurde ihr denn gar nicht kalt? Sie schien andächtig den Stacheldrahtzaun oder das Gelände dahinter zu betrachten, als sähe sie darin irgendeine höhere Offenbarung.

Da überkam uns unbezähmbare Neugier, vielleicht auch so etwas wie Mitleid. Wir schlichen uns an, sprachen die Unbekannte zögernd an und fragten mit aller uns zur Verfügung stehenden Höflichkeit,

ob wir ihr irgendwie helfen könnten. Sie starrte uns ein Weilchen mit einer Miene an, als wären wir zwei Exemplare einer besonders seltenen Spezies, sodass wir es beinahe mit der Angst zu tun bekamen und es schon bereuten, unserer Neugier nachgegeben zu haben.

Dann sagte sie mit merkwürdigem Akzent: „Ja, wisst ihr, da drinnen habe ich gewohnt. Ein volles Jahr.“

„Aha“, machte Stephan, und ich sagte: „Und jetzt?“

„Jetzt wohne ich wieder zu Hause“, erwiderte sie. „In Italien. In Verona.“

„Ach so“, sagte ich. „Und jetzt wollen Sie wieder ihr altes Zuhause besuchen und können nicht hinein? Was sind denn das überhaupt für komische Baracken hinter diesem Stacheldraht?“

„Ein KZ. Das heißt natürlich, ein ehemaliges KZ.“

„Und was ist das, ein KZ? Gehört habe ich das Wort schon des Öfteren. Nur vorstellen kann ich mir darunter nichts.“

„KZ“, erklärte sie geduldig, „das bedeutet Konzentrationslager.“ Und offenbar, um ihre Erklärung anschaulicher zu machen, streckte sie ihren rechten Arm aus und schrie: „Heil Hitler!“ (Oder, um ganz genau zu sein, „Eil Itler!“)

In normalem Ton sagte sie: „Lernt ihr in der Schule Latein?“ Stumm vor Verwirrung, nickten wir.

Hierauf fuhr sie im Ton einer Rezitation fort: „Infandum, regina, iubes renovare dolorem. Das heißt auf Deutsch: Unsagbaren Schmerz, o Königin, befehlst du zu erneuern. Ein Vers aus der ‚Aeneis‘ von Vergil. Wisst ihr, ich bin professoressa di latino e tedesco, Latein- und Deutschprofessorin, an einem Gymnasium in Verona. Habt ihr im Lateinunterricht schon Vergil gelesen?“

Ich verneinte mit einem Kopfschütteln, und Stephan sagte: „Nein. Wir haben erst das zweite Jahr Latein.“

„Aha. Also, das ist so. Vergil ist der große römische Nationaldichter. Von ihm stammt das Epos ‚Aeneis‘, die Geschichte von Aeneas, dem Urvater der Römer, einem Trojaner, Sohn der Göttin Venus. Er flieht aus dem brennenden Troja und fährt übers Meer, um eine neue Heimat zu

suchen. Nach langer Irrfahrt, auf der er viele Abenteuer erlebt, gerät er an die afrikanische Küste und wird von der karthagischen Königin Dido gastfreundlich aufgenommen und gebeten, ihr alles zu erzählen, was er während der Eroberung und Zerstörung Trojas und danach erlebt hat. Und er beginnt seinen Bericht also mit den Worten: Unsagbaren Schmerz befehlst du zu erneuern. Alles klar?“

Nur noch stärker verwirrt, schüttelten wir den Kopf und warteten schweigend auf weitere Erklärungen.

„Genauso befiehlt ihr mir, unsagbaren Schmerz zu erneuern.“

„Das wollten wir aber wirklich nicht“, sagte ich betroffen.

„Ich weiß, ich weiß. Aber so ist es nun einmal. Wie gesagt, dieser Ort, vor dem wir stehen, war vor zehn Jahren ein Konzentrationslager. Und das war eine Art Gefängnis, wo Volksschädlinge, Volksverräter und Volksfeinde konzentriert, sprich, gefangen gehalten wurden.“

„Volksschädlinge, Volksverräter und ...?“, wiederholte ich entgeistert. „Sind Sie denn ...“

Ich wagte meine Frage nicht zu vollenden.

Die Dame lachte. Ein bitteres Lachen. „Ganz recht. Für die Nazis war ich ein Volksschädling, eine Verräterin. Und warum? Ganz einfach, weil ich mich in meiner Heimat der Resistenza angeschlossen hatte. So nannte man die Widerstandsbewegung gegen die Deutschen, die Italien besetzt hielten, unterdrückten, terrorisierten. Und solche Schädlinge und Verräter wurden entweder gleich liquidiert ...“

„Liquidiert?“, warf Stephan ein. „Was bedeutet das?“

„Getötet. Ermordet. Ins Jenseits befördert. Oder sie wurden als Zwangsarbeiter in einem der zahllosen Konzentrationslager inhaftiert, um ihre Arbeitskraft auszubeuten und sie am Ende doch zu liquidieren.“

„Nur weil Sie Ihre Heimat beschützen wollten?“, empörte ich mich.

„So gemein!“

„Nicht wahr? Übrigens kamen nicht nur solche wie ich ins KZ, sondern auch Menschen, die von vornherein als Volksschädlinge angesehen wurden, so vor allem Juden. Ungefähr ein Drittel der Häftlinge hier in Melk waren Juden.“

„Und die wurden hier gefangen gehalten, nur weil sie Juden waren?“, empörte sich Stephan, und ich sagte: „Auch wenn sie gar keinen Widerstand geleistet haben?“

„Ihr sagt es. Gefangen gehalten und ermordet. Weil sie als Volksfeinde galten.“

„Als Volksfeinde?“, erwiderte ich. „Wieso denn das?“

„Ach, das beruht auf einem uralten Vorurteil. Ursprünglich hatte das religiöse Gründe. Sie waren eben keine Christen. Und galten als Gottesmörder. Weil sie angeblich schuld an der Kreuzigung Jesu sind. Später sagte man, sie gehören einer anderen Rasse an und können daher keine Deutschen sein. Und daher muss man sie entweder vertreiben oder, noch besser, gleich liquidieren, egal, ob Männlein oder Weiblein. Und egal, ob Erwachsene oder Kinder.“

„So gemein!“, rief Stephan aus.

„Und da haben Sie hier ein ganzes Jahr lang unsagbaren Schmerz ...“, rief ich voller Entsetzen und wagte auch diese Frage nicht zu vollenden.

„Richtig. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie ich und meine Mitgefangenen hier gelitten haben. Mit unfassbarer Brutalität wurden wir gequält, gefoltert und gedemütigt, das heißt, unserer menschlichen Würde beraubt. Und nirgendwo war Hilfe, nirgendwo Trost. Kurz, es war die Hölle. Die SS-Männer, unsere Peiniger, hatten beim Peinigen und Demütigen eine unerschöpfliche Phantasie. Sadismus in Reinkultur. Zum Beispiel durften wir nicht während der Arbeit aufs Klo und mussten uns anbrunzen und in die Hose scheißen. So sagt man doch im Deutschen, ja? Dabei war das noch die harmloseste Art von Qual. Und all das nur, um uns zu demütigen, uns die Menschenwürde zu nehmen. Dazu gehört, dass man uns gleich bei der Aufnahme ins Lager das Kopfhair schor und die eigene Kleidung abnahm. Oder dass wir anstelle unseres Namens eine Nummer erhielten, mit anderen Worten, unsere Identität verloren. Ich war also nicht mehr Signora Lorenza Montefusco, sondern die Nummer 139.317. Und natürlich ließen uns diese Sadisten auch grausam hungern. Die Verpflegung war nicht nur denkbar schlecht, sondern vor allem völlig unzureichend. Viele meiner

Leidensgenossen sind tatsächlich verhungert. Übrigens gab es unter meinen Mitgefangenen unglaublich viele Kinder und Jugendliche.“

„Kinder und Jugendliche?“

„Kinder und Jugendliche. Und die mussten genauso dieselbe Arbeit machen wie die Erwachsenen. Nämlich unmenschliche Sklavenarbeit.

Signora Montefusco streckte ihren Arm aus und zeigte in die Ferne. „Ihr kennt doch sicher den Wachberg am anderen Ende von Melk.“

„Na klar.“

„Dort mussten wir, also auch die Kinder, unter unmenschlichen Arbeitsbedingungen für eine unterirdische Fabrik Stollen in das extrem harte Quarzgestein treiben, und zwar im ausbeuterischen Dreischichtsystem, natürlich ohne passende Arbeitskleidung, ohne alle Sicherheitsvorkehrungen und bei ungenügender Sicherung der Stollen. Dass sich in ihnen in einem fort tödliche Unglücksfälle ereigneten, ist da kein Wunder, ganz abgesehen davon, dass viele auch einfach so an dieser auszehrenden Arbeit starben. Denn bestimmt die Hälfte von uns Häftlingen war bereits schwerkrank, erhielt aber keinerlei ärztliche Versorgung. Und trotzdem wurden auch sie Tag für Tag oder Nacht für Nacht dorthin getrieben und mussten genauso hart und genauso ohne Pausen schuften wie alle anderen. Die Toten mussten wir dann täglich hierher zurückschleppen, das heißt, je zwei mussten sich je einen Toten aufladen. Und als ob das nicht genug an Toten gewesen wäre, wurden obendrein zahllose meiner Mitgefangenen einfach mutwillig ermordet. Natürlich auch Kinder und Jugendliche.“

„Mutwillig ermordet? Von wem denn?“

„Na, von unseren Peinigern natürlich. Den Lageraufsehern. Entweder einfach so, zum Spaß ...“

Ich schrie entsetzt auf. „Zum Spaß? Das darf ja nicht wahr sein.“

„Ist aber wahr. Ihr kennt doch sicher den Begriff Bluttausch. Ich hatte oft den Eindruck, dass die SS-Männer die Häftlinge aus reinem Bluttausch töteten. Also, wie gesagt, zum Spaß. Aber natürlich auch als Strafe. Als Strafe für belangloseste Vergehen, für geringfügigste Missgriffe. Oder als Abschreckung für alle anderen. Oder wenn einer

zu schwach geworden war für die schwere Arbeit. Und wenn einer die Misshandlungen nicht mehr aushielt und zu fliehen versuchte, so wurde er garantiert auf der Flucht erschossen. Und erst später habe ich erfahren, dass viele Mithäftlinge, die plötzlich verschwunden waren, in eine sogenannte Tötungsanstalt gebracht wurden, um dort vergast zu werden.“

Wieder schrie ich entsetzt auf. „Tötungsanstalt? Grauenhaft!“

„Jawohl, grauenhaft. Darum nennt man die Konzentrationslager auch Vernichtungslager. Das Motto lautete: Vernichtung durch Zwangsarbeit.“

„He, da haben Sie ja anscheinend noch Glück gehabt, dass sie diese Hölle ...“, sagte Stephan und verstummte mitten im Satz.

„Richtig. Ich habe Glück gehabt, dass ich diese Hölle überlebt habe. Glück, dass ich noch lebe. Mein Glück im Unglück war, dass ich schon recht gut Deutsch konnte. Denn die Gefangenen kamen aus allen Teilen Europas und konnten klarerweise vielfach kein oder nur wenig Deutsch. Nun musste man sich, wenn man es mit einem SS-Mann zu tun hatte, als Erstes die Mütze herunterreißen und seine Nummer laut und deutlich aufsagen, und zwar, wohlgermerkt, auf Deutsch. Aber viele meiner Mitgefangenen konnten ihre Nummer auf Deutsch nicht sagen, verstanden keinen Befehl, konnten keine deutschen Lieder singen. Und das war ausreichend, um brutal geschlagen, manchmal sogar totgeschlagen zu werden. Wir mussten nämlich, wie zum Hohn, beim Hin- und Rückmarsch zum und vom Wachberg auch noch deutsche Lieder singen.“

„Aber da sind Sie doch sicher mitten durch die Stadt marschiert?“, warf Stephan ein.

„Nun, gerade mitten durch die Stadt nicht. Aber durch die Straßen von Melk – das ja.“

„Eben. Wie hätte dieses ständige Hin und Her den Melkern verborgen bleiben können? Die müssen Sie doch gesehen haben.“

„Haben sie. Na klar. Aber sie haben weggeschaut. Was hätten sie auch sonst tun sollen?“

„Na, protestieren zum Beispiel“, erwiderte Stephan, und ich ergänzte: „Oder mit den Aufsehern einfach reden und sie ...“

„Und sich ins KZ verschleppen lassen“, sagte Signora Montefusco, mir ins Wort fallend. „Oder sich überhaupt gleich totschießen lassen? Ja?“

Ich schüttelte heftig den Kopf. „Aber wegen so einer Lappalie ...“

„Ah, hast du eine Ahnung. Ein falsches Wort, ein falscher Blick oder zum Beispiel auch nur ein falscher Freund, und schon ging's ab ins KZ. Oder ins Jenseits.“

„Wirklich? Ein Wahnsinn! Aber trotzdem. Wenigstens nachher ... Ich meine, heute besteht diese Gefahr doch längst nicht mehr. Und trotzdem hat man uns Kindern kein Sterbenswörtchen von diesen abscheulichen Vorkommnissen erzählt.“

„Das glaube ich dir gern. Und weißt du, warum? Ich vermute, das macht die Scham. Die Menschen schämen sich einfach, fühlen sich vielleicht sogar irgendwie mitschuldig an diesen Verbrechen. Das ist überall dasselbe. Aber was ich sagen wollte: Beim Hin- und Rückmarsch zum und vom Wachberg mussten wir deutsche Lieder singen. Ihr wisst schon, diese berüchtigten Nazi-Lieder. Um überleben zu können, war es also notwendig, wenigstens die allereinfachsten Befehle und Antworten auf Deutsch verstehen und sprechen zu können. Und seine Nummer. Und die wichtigsten Liedtexte. Wie gesagt, ich habe maßloses Glück gehabt, dass ich diese Hölle überlebt habe. Trotzdem, bei unserer Befreiung, das könnt ihr mir glauben, war ich mehr tot als lebendig. Und nur noch Haut und Knochen.“

„Wer hat Sie denn befreit?“

„Die Amerikaner. Am 6. Mai 1945. Übrigens hatten die Lageraufseher von der SS geplant, uns alle in die von uns ausgehauenen Stollen zu treiben und diese dann zu sprengen. Warum sie es dann doch nicht getan haben, weiß ich nicht. Gerüchteweise habe ich gehört, dass unser Lagerarzt Dr. Sora sie durch seine entschiedene Initiative von dieser ultimativen Gräueltat abgehalten hat. Und das glaube ich sofort. Denn wenn ich vorhin sagte, nirgendwo war Hilfe, nirgendwo Trost, so

stimmt das nicht ganz. Der Dr. Sora, ein Wiener Arzt, war der Einzige, der mit uns Mitleid hatte. Er war ein echter Menschenfreund und nützte jede Gelegenheit, uns zu helfen, übrigens nicht selten unter Gefährdung des eigenen Lebens und des Lebens seiner Familie. Auf diese Weise hat er mir und vielen anderen Menschen das nackte Leben gerettet. Aber was ich sagen wollte. Statt dass wir am Ende des Krieges, als die russische Rote Armee nur noch wenige Kilometer von Melk entfernt stand, alle liquidiert wurden, trieb man uns ins KZ Ebensee. Das heißt, alle Erwachsenen. Die Kinder trieb man, soviel ich weiß, ins KZ Mauthausen. Das waren sogenannte Todesmärsche, weil vor Erschöpfung viele unterwegs zusammenbrachen und sofort erschossen wurden. Alle, die gar nicht mehr marschieren konnten, wurden zuvor durch Giftinjektionen ins Herz ermordet. Aber den nach Mauthausen gebrachten Kindern dürfte es nicht viel besser ergangen sein. Sie starben, vermute ich, alle in den dortigen Gaskammern.“

„Grauenhaft“, rief Stephan aus. „Wie ist es möglich, dass Menschen zu derartigen Bestien werden können?“

„Ja, wie ist so was möglich? Ehrlich, ich weiß es nicht. Ich würde es selber gerne wissen. Nachgedacht habe ich darüber schon oft genug. Vielleicht sind viele Menschen einfach anfällig für menschenfeindliche Parolen mancher Politiker, deren Herz vergiftet ist oder aus Stein besteht, und können so zu solchen Bestien werden.“

Und ich sagte: „Sind diese Bestien, also Ihre Peiniger, nach dem Krieg und dem Ende der Naziherrschaft wenigstens für ihre Verbrechen bestraft worden?“

„Ach Gott, so viel ich weiß, konnten von ihnen nur wenige festgenommen und bestraft werden. Einige sind zwar festgenommen und vor Gericht gestellt, aber von Richtern, die mit ihnen sympathisieren, freigesprochen worden. Aber die meisten sind vermutlich rechtzeitig ins Ausland entwischt.“

„Heißt das ... soll das heißen, dass die meisten dieser Unmenschen noch frei herumlaufen?“

„Genau das heißt es. Jawohl. Nun gut, Strafe oder Rache macht unse-

re unsagbaren Leiden ohnedies nicht ungeschehen und die Ermordeten nicht mehr lebendig. Trotzdem würde es mich interessieren, mit dem einen oder anderen von ihnen einfach nur zu sprechen und zu erfahren, wie er heute über seine damaligen Untaten denkt. Ob er wenigstens so etwas wie Reue empfindet. Oder heute noch hemmungslos genauso handeln würde. Und wie er überhaupt zu einer derartigen Bestie werden konnte. Im Übrigen ist mir wohlbekannt, dass es immer noch genügend Menschen gibt, die dieser Ideologie des Faschismus und Nationalsozialismus anhängen, auch wenn sie selber nie jemanden getötet oder auch nur gedemütigt haben. Auch in Italien.“

Darauf wussten wir nichts zu erwidern, und auch Signora Montefusco blieb nun stumm und blickte nachdenklich in die Ferne, und wir erkannten, dass aus ihren Augen die Weisheit derer spricht, die gelitten haben. Dann aber riss sie sich zusammen, wandte sich wieder zu uns und sagte: „Ist euch noch nicht kalt geworden? Ihr wollt doch sicher wieder Bewegung machen, um nicht ganz zu erfrieren. Habe ich richtig geraten?“

„O ja, schon“, murmelte ich. Stephan sagte nichts mehr, nickte lediglich in schweigendem Einverständnis. Und ich sah, dass ihm vor Kälte die Hände zitterten.

Ja, dieses Gespräch hatte uns vergessen lassen, dass wir mittlerweile zu Eis erstarrt waren. Schwerstens erschüttert, dankten wir ihr für ihre Erklärungen, setzten uns auf unsere Schlitten und sausten auf ihnen in die Tiefe. Und als wir uns, unten angekommen, umwandten und zurückblickten, war Signora Montefusco verschwunden.

Heidelore Raab

STILL IST'S GEWORDEN

Haiku

Frühling!

Der Knoten im Herzen

löst sich auf

Allein leben,

Kuckucksrufe

zählen

Wie Seide schimmert

gelbe Kürbisblüte Mond

im dunklen Weiher

Inferno

auf der Wiese! Mähwerk

dröhnt

Mit elegantem

Looping landet

ein Libellenpaar

Rabenmutter's Beute:

mageres Mäuschen!

C'est la vie

Heimweg

unter Sternen –

Katzenjammer-

sehnsuchtsschrei

Hubschrauber hebt ab,

zurück bleibt ein Mensch –

zugedeckt

Stunden, lavendelblau,

grüne Akkorde verweh'n

ins Abendrot

Geborstener Baum –

auf unreifen Äpfeln

rote Nacktschnecken

Geburtstag –

Freunde stellen Blumen

auf das frische Grab

Vor dem Gewitter –

Derwische in Trance

am Sommerlieder

Allein leben,

Libellenräder

überm Teich

Zärtlicher Falter

in den Fängen der Spinne –

ach, zu spät

Vom Sturm gespalten

mächtige Linde,

Blüten und Duft – dahin

In meinem Garten

schaut mich prüfend an

die fremde Katze

Über Bergrücken

tragen Baumwipfel

das Abendrot

Allein leben,

Grillenbesuch bis spät

in die Nacht

Nüsse fallen,
ein Specht klopft
den Takt

Applaus für Kasperl!
Der Mann dahinter
lächelt

Nach dem Applaus
allein ...
der Puppenspieler

Still ist's geworden ---
ob sie noch mal erwacht,
die Puppenbühne

Im Spiegel
der Clown, abgeschminkt,
einsam

Gespenstisch taucht
aus Nebellabyrinth
ein Burggerippe

Hohlwangiger Mond –
im Gemäuer gefangen
winseleider Wind

Bröckelnde Zähne,
zwischen den Zinnen
rüttelt der Wind

Alter Burgturm –
Dohlenrufe geistern
ums Gemäuer

Ufer im Nebel,
ruderloses Boot
ins Nirgendwo

Würzige Stille,
aufleuchtend im Unterholz
schreiendes Rot

Die alte Katze
auf meinem Schoß –
warmer Duft nach Heu

Glitzernde Wellen,
lautlos gleiten
Seidenreiherr

Mein Sommerfreund –
längst verstummt
sein zärtliches Zirpen

Erste Fröste,
Stürme komponieren
leuchtende Haiku

Nebelstille,
auch die Krähen
schweigen

Des Nachts
die tiefe Stille
der Entlaubten

Nebelfelder,
nach traumschwerer Nacht
nirgendwo Himmel

*Proben aus einer neuen, als
Manuskript vervielfältigten
Haiku-Sammlung.*

Gerald Szyszkowitz

EIN AUTOR TRITT VOR DEN VORHANG

DER AUTOR

(kommt auf die Bühne)

Ich weiß, was Geheimdienst bedeutet, sagt der Syrer Khaled El Masri: „Das ist ein schönes Wort für Gesetzlosigkeit und für Verbrechen.“

(Er lacht.)

Ja ... Diesen Mann haben die Amerikaner jahrzehntelang in Afghanistan rücksichtslos gequält, weil sie fälschlich angenommen haben, dass er zur Islamistenarmee gehört ... Aber daran sieht man auch wieder, die Geheimdienste haben sich seit fünfhundert Jahren in ihrem Machtanspruch nicht verändert ... Ja, ich gebe es zu, ich bewundere diesen Syrer dafür, was er alles ausgehalten hat ... Und auch die russische Journalistin Anna Politkowskaja habe ich von Anfang an für ihren Widerspruchsgeist bewundert ... Allein schon für ihren Satz: „Seid mutig und nennt die Dinge immer beim Namen!“ Ich weiß, es klingt etwas großspurig ... Aber entweder man sucht die Wahrheit ... Oder man sucht sie eben nicht ... Wobei das Wunderbare am Theater ist, dass hier nicht immer die ‚wirkliche Wirklichkeit‘ stattfindet, sondern dass da manchmal ... eben auch die Phantasie mithelfen kann.

(Er lacht.)

Ist dir eigentlich aufgefallen ... dass die Autoren, die sich bisher ‚wissenschaftlich‘ mit dem Autor Marlowe beschäftigt haben ... sich mit sehr wenigen Fakten zufriedengeben ...? Ich fürchte ... wenn man ‚streng wissenschaftlich‘ forscht ... kommt man irgendwann auch wirklich nicht weiter ... Darum habe ich mich nun auch mit ‚Indizien‘ beschäftigt, die

sogar manchmal ‚im Widerspruch zu gewissen Fakten‘ stehen, die uns aber gerade deswegen helfen ...

(Kommt an die Rampe vor.)

Fast alle Wissenschaftler sind fest davon überzeugt, dass unser Autor Christopher Marlowe am 30. Mai 1593 in dem Dorf Deptford in einer lächerlichen Wirtshausrechnungs–Auseinandersetzung ... umgekommen ist ... Und so steht das auch im Protokoll der fünfzehn Geheimdienstleute ... Die dieses ‚Faktum‘ in ihr ‚offizielles Protokoll‘ aufgenommen haben ... Aber mittlerweile nehmen einige Schriftgelehrte doch an, dass diese Leute damals auftragsgemäß schamlos gelogen haben ... Und dass Marlowe, während ein anderer, nämlich der walisische Prediger John Penry an Marlowes Stelle ganz offiziell auf dem Dorffriedhof von Deptford verbrannt und seine Asche dann begraben worden ist, dass währenddessen aber eben der ‚Geheimdienstler Marlowe‘ direkt von diesem Dorf Deptford aus – auf einem Schiff des Geheimdienstes – nach Frankreich abgesegelt ist ...

Auftakt einer Gaunerkomödie rund um Christopher Marlowe

Peter Veran

JÁNOS UND HANS

EINE EUROPÄISCHE ERFOLGSGESCHICHTE

Aus dem Abschnitt „Spes“

LILLY

Wien, Jänner 1964

Lilly sitzt fest. Das steht fest. Sie ist eingeschlossen, in einer Zelle des Wiener Polizeikommissariats Landstraße. In Österreich nennt man das *Schubhaft*. Anderswo wohl auch.

Bereits unmittelbar nach ihrer Festnahme hat sie die österreichische Fremdenpolizei kurz vernommen. Lilly hat ihren Asylantrag stellen dürfen. Eine knappe Woche danach, noch immer in der Zelle, ist ihr lapidar mitgeteilt worden: Hier, in der Republik Österreich, im *freien Westen*, ist keine Bleibe. *Nicht für so eine wie sie*.

In ein paar Tagen schon soll Lilly abgeschoben werden. Über die österreichisch-ungarische Grenze. Über die frisch geegten Felder, die jede verdächtige Fußspur verraten. Durch einen der mächtigen Grenzbalken, zwischen starkstromgeladenen und stacheldrahtgekrönten Zäunen. Majestätisch wird er gehoben werden, der Balken, nur für sie. Dort irgendwo, im Niemandsland. Ein Zwischenland ist das, von Nickelsdorf bis Hegyeshalom. Vermutlich werden sie dort die ungarischen Behörden übernehmen. „Ein wenig Bürokratie nur“, so sagt man ihr freundlich. Dann sei sie wieder zu Hause. Das sei vorerst alles.

Und was dann? Lilly hat wenig Vorstellung, was und wie genau dieses *Dann* aussehen wird. Klar ist wohl: Man wird sie bestrafen. Man muss sie bestrafen, so will es das Gesetz. Dort in Ungarn, von wo sie gekommen ist. Wie genau sie zu bestrafen sein wird, wie hart, wie lange, das entzieht sich ihrer konkreten Vorstellung.

Vor drei Wochen, um Mitte Jänner, ist sie in Budapest in den Autobus gestiegen und János nachgereist. Der ist bereits, wie lange geplant, im Oktober des Vorjahres über die Grenze gekommen. Wie Lilly auf einer ordentlich angemeldeten und behördlich genehmigten Auslandsbildungsreise mit einem ordentlich angemeldeten und für diese Zwecke genehmigten Autobus. In beiden Fällen verwirklicht der geschilderte Sachverhalt, wie in allen *sozialistischen* Republiken des Ostblocks, den Strafrechtstatbestand der Republikflucht. Weil man ja, und das vor-sätzlich und vorwerfbar, gar nicht vorhatte, von seiner Bildungsreise zurückzukehren. Sich abwenden will, endgültig, von diesem herrlich-schönen, sozial-gerechten, kulturell-progressiven, egalitär-befreiten und überhaupt Arbeiter- und Bauernstaat. Mit einem solch unverant-wortlichen Tun schadet man sich nicht nur selbst, sondern schädigt vor allem den Staat, der schließlich alles für den nun so Undankbaren und Unzuverlässigen getan hat. Und ganz gewiss auch noch tun wird, sollte man ihn doch noch einfangen.

Lilly sorgt sich. Gar nicht so sehr um die Strafe, die sie nun erhalten wird. Sie sorgt sich vielmehr um ihre Eltern. Die sind nun auch dran. So viel steht ebenfalls fest. Vor allem sorgt sich Lilly um ihre Liebe zu János. Wie lange wohl werden sie nicht zusammen sein? Überhaupt, irgend-wann einmal wieder? Und nimmt sich ihr János – wie sie’s besprochen und vereinbart haben –, bald schon ein reicher Mann im reichen Öster-reich, womöglich eine andere? Irgend so eine ohnehin schon reiche, ös-terreichische *Kurva*?

ÁRPÁD

Gran, August 1000

Esztergom, deutsch *Gran*, János’ erste Heimatstadt, ist das, was sich *ungarischer Urboden* nennt. Vom zehnten Jahrhundert, also nahezu den Anfängen der ungarischen Nationalerzählung, bis Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war *Esztergom* die Hauptstadt des Königreiches Ungarn.

Die Stadt selbst hat freilich noch viel tiefer liegende Wurzeln. Das Nibelungenlied kennt Gran als Sitz des Hunnenkönigs Etzel. Hier soll er, Attila, seine Burg gehabt haben. Seine schöne Frau, die Witwe des schönen Siegfried, die Burgunderblüte, die Elite ihres Volkes, soll hier ihre eigene Verwandtschaft niedergemetzelt haben. Weil man ihr mit sicher, wenn auch schnöde–niederträchtig geführtem Heldenschwert, präzise durch das von ihr mit allergrößter Zärtlichkeit gestickte Kreuzchen gestoßen, ihren schönen Helden genommen hat. Durch schnöde–niederträchtige Frauenhand sind sie gefallen, die edlen Recken. Pfui! Sowa kann *Mann* nicht einmal als Rache für schnöden Heldenmord, nicht einmal als Totschlag aufgrund verständlicher Gefühlsregung durchgehen lassen.

Nach dem großen Slawenaufstand 983 richtet Kaiser Otto III. das *Erzbistum* Gran ein. Der Name Gran leitet sich vom Fluss Hron ab, der gegenüber von Esztergom in die Donau mündet. Das Land – im Wesentlichen identisch mit der heutigen Slowakischen Republik, die wiederum erstmals unabhängig seit 1993 und damit so gar nicht *identitär* mit Viktor Orbáns heutigem Ungarn – soll christianisiert werden. Stefan, *István*, Fürst aus dem Geschlecht der Árpáden, gebürtig zu Gran, lässt sich 985 taufen. Im rundesten der runden Jahre, 1000, wird Ungarn fast zeitgleich mit Böhmen die Königswürde verliehen – gerade als alle meinten, jetzt komme Christus, ihr Herr, wieder und bringe Apokalypse und Strafgericht.

Der Erzbischof von *Esztergom* trägt den Titel *Primas von Ungarn*. Erst der Mongolensturm und die Zerstörung der Stadt 1241 führen zur Verlegung der Hauptstadt nach Buda, später der südliche der beiden großen Stadtteile von Budapest.

Heute liegt *Esztergom* hart an der Grenze zur Slowakei. Gleich über der Donau, im Norden, sieht der Nachbar vom Burgberg die europäische Schwesterstadt *Štúrovo*, ungarisch *Párkány*. Die aktuelle Grenzziehung, ein schwerer sozialer und wirtschaftlicher Eingriff in die Lebenswirklichkeiten hüben wie drüben, erfolgt 1919 nach dem Ersten Weltkrieg mit dem Friedensvertrag von Trianon. In Ungarn wird heute noch von einem Trauma gesprochen. Im ungarischen Parlament ebenso wie an den ungarischen Wirtshaustischen. Anderswo weniger. Was war zuerst?

Ein Trauma, ein einziger Seufzer, dieses Trianon. Ein Trauma, ein Aderlass, wird lamentiert, ungerecht und willkürlich der ungarischen Nation zugemutet. Immer schon sei Ungarn das Aschenputtel Europas gewesen, gedemütigt und geringgeschätzt. Kleingehalten. Ein Trauma also, dieses Trianon, das den ungarischen Traum willkürlich amputiert hat. Man kann es nicht oft genug sagen: Trauma, Trauma, Trauma! Eine Schwerstverletzung, eine tiefgehende Kränkung, die erst überwunden sein wird, wenn das alte, große, herrlichste ungarische Ungarn wieder auferstanden ist. Orbán wird's richten. Gengerechte Grenzen! *Bis zum Augsburger Lechfeld?*

Wermsdorf, Oktober 1847

János' Großvater Johann wird am 14. Oktober 1847 in Wermsdorf, *Vernířovice*, geboren und in der Hubertuskirche getauft. Die Kirche steht auf bedeutenden romanischen Fundamenten und wurde nach dem großen Kirchenbrand 1557 gotisch umgebaut. Es folgten die üblichen Verwüstungen und Plünderungen der Reformation und Gegenreformation, des Dreißigjährigen Krieges. 1696, nachdem der *politische Katholizismus* triumphiert hat, erhält das Gotteshaus einen barocken Turm über dem Chor.

Das kleine Bergdorf Wermsdorf liegt im Norden Mährens, nicht weit von der historischen Grenze zum Königreich Brandenburg–Preußen. Das Altvatergebirge, Hrubý Jeseník, teilt auch ein wenig östlicher das alte Schlesien. Ein Jahrhundert vor Johanns Geburt hat der preußische König Friedrich, man sagt: *der Große*, seiner Cousine Maria Theresia, man sagt: *der Kaiserin*, den größten Teil Schlesiens im österreichischen Erbfolgekrieg und im Siebenjährigen Krieg abgejagt. 1938, nach dem Münchner Abkommen, wird Wermsdorf unter dem Anschlusspezialisten Adolf Hitler an das Deutsche Reich angeschlossen. Ein Gutteil der deutschsprachigen Bevölkerung jubelt. Warum genau, weiß sie da noch nicht.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges verschiebt die polnische Grenze weit nach Westen. Es ist Raum zu schaffen für die siegreiche Sowjetunion, die schon von ihrem Pakt mit Hitler und seinem Außenminister Ribbentrop 1939 so ansehnlich profitiert hat. Heute ist die polnische Grenzstadt Bystrzyca Klodzka in gemütlichen eineinhalb Autostunden zu erreichen.

Die Gipfel des Altvatergebirges über dem Dorf, alle auf Mittelgebirgshöhe, heißen Ameisenhügel, Brännlberg, Schieferheide oder Hirschkamm. Und Erzberg. Aus einem der birkenbewachsenen Gräben zieht das Flüsschen Merta durch das Dorf. Es versorgt die Gemeinde mit Wasser und entsorgt die Abfälle. Zu trinken gibt es hier ausreichend. Zu essen hingegen nicht viel.

Die Familie spricht Deutsch. Johanns Vater heißt im Familiennamen Knorr, seine Mutter Klara, hat vor ihrer Ehe Stanzel geheißt. Freilich spricht die Familie auch recht gut Tschechisch und Slowakisch. Die Mutter ist aus Košice oder *Kaschau*, der Name wurde nach 1918 behördlich auf Tschechisch *Stanzelowa* korrigiert. Und schließlich kann man auch ein paar Brocken Polnisch. Man will sich doch mit all seinen Nachbarn gut verstehen!

Wermsdorf, Februar 1854

Johann schläft mit seinen sechs Geschwistern auf dem Dachboden. Darunter befindet sich die Küche und ein weiterer Wohnraum des ärmlichen Hauses. Der Schlafraum der Kinder ist unbeheizt. Durch die undichten Sparren zieht der Wind.

Johann ringt jeden Winter, Nacht für Nacht, wie seine drei Schwestern und drei Brüder auch, in einer Holzkiste um Wärme. Die Kiste ist mit Heu gefüllt, darüber wird eine grobe Decke gebreitet. Gegen die Kälte ist die Kiste oben, wie ein Sarg, mit einem Brett abgeschlossen.

Johann liegt auf dem Rücken. Über seinem Gesicht hat das Brett ein Loch. So kann er gut atmen und sieht durch eine kleine Dachluke

ein Stück Nachthimmel. Um das Mundloch kondensiert der Atem. Der *Spund* verziert sich mit einer Reifschicht. *Recht hübsch*, findet der Bub. Johann weiß, er ist arm. Gewöhnlich macht ihm das nichts aus. Arm sind sie alle hier. Fast alle halt. Manchmal aber träumt Johann, gerade wenn er den zart schimmernden Nachthimmel betrachtet, vom sozialen Aufstieg. Vielleicht wird er ja, irgendwann, wer weiß, ein Forstoberadjunkt. Oder ein Prinzgemahl.

Aus dem Abschnitt „Prudentia“

Wien, März 1945

Anfang März legt der Frachtkahn im Hafen von *Esztergom* ab. Motorschlepper, von Hafen zu Hafen neu geheuert, werden die Juliska donauaufwärts ziehen. In Nyergesújfalu, einer Kleinstadt am Südufer, etwa zwanzig Kilometer von *Esztergom* entfernt – heute von einer Orbán-treuen Fidesz-Bürgermeisterin betreut – nimmt István Irene und die Kinder in die Arme und an Bord. *Minden rendben lesz*, sagt der Vater. *Das wird schon gutgehen.*

An Győr vorbei, die Donau weiter hinauf nach Pressburg geht es überraschend gut. Auch in Wien, das ja seit Jahrhunderten nicht mehr an der Donau liegt, sondern nur noch an der Wien, ist es ruhig. Die Knorrs legen an einer Lände an. Irgendwo bei Floridsdorf muss das gewesen sein. János sieht in der Ferne bereits die hohen Türme des Augustiner-Chorherrenstifts von Klosterneuburg, bekrönt mit den wertvollsten Kronen der Habsburger. Eine mächtige Burg, und Gotteshaus zugleich, sollte hier geschaffen werden. Prächtiger noch als der Escorial in Valladolid. Mit allen Fürstenhäusern in Europa sieht sich Habsburg in Konkurrenz, freilich auch mit der eigenen spanischen Nebenlinie.

Man vertraut die schwer beladene Juliska der kleinen Schiffsmannschaft an, die Familie geht zuerst zu Fuß, fährt dann mit der Straßenbahn in die Wiener Innenstadt. Einkaufen.

„Bummeln?“, fragt der Nachbar. „Bummeln“, wiederholt Hans müde. „Gebumst hat es. Plötzlich waren da nur noch Explosionen. Ein ungeheurer Krach und Geschrei. Und Feuer.“

Nach dem Verlust von Budapest, der gescheiterten Gegenoffensive am Plattensee, können die deutschen und ungarischen Verbände der sowjetischen Übermacht nicht mehr standhalten. Vor allem ukrainische Verbände drängen die Truppen der deutschen und ungarischen Armeen, Nationalsozialisten und Pfeilkreuzler, nach Ödenburg, Sopron, Steinamanger, Szobathely und Szentgotthárt ab. Am 28. März erreicht die Rote Armee die Raab und eröffnet den Angriff auf Győr. Der deutsche Brückenkopf bei *Komárom* wird durchbrochen, die Verteidigungslinien A und B des Südostwalls, an dem man die jüdischen Arbeitssklaven bis zur Erschöpfung hatte arbeiten lassen, mit überraschender Leichtigkeit überwunden. Vom zynischen Programm der Nationalsozialisten, *Vernichtung durch Arbeit*, bleibt nur die Vernichtung. Von Süden und Westen, schließlich auch von Norden und Osten, nimmt die Rote Armee Wien in zwei Zangen. Wiener Neustadt, die ehemalige Trutzburg gegen den Osten, seinerzeit gegen die Ungarn und Türken, wird bereits am zweiten April befreit. Von den Hügeln des Wienerwalds feuert schwere Artillerie auf die Stadt. Jenes Juwel, dem Hitler vollmundig von einem Balkon über dem Heldenplatz, erst sieben Jahre zuvor, die *richtige Fassung* geben wollte. „Die Sirenen haben geheult“, erinnert sich Hans. „Meine Mutter hat mich an der Hand genommen, mein Vater die beiden Mädchen. Wir sind nur noch gerannt. Man hat uns in einen Keller gelassen. Der war freilich völlig überfüllt, kaum Platz zum Niedersetzen. Ich kann mich an das bröckelnde Mauerwerk erinnern, den Staub, den Schweiß, die Angst. Die meisten Menschen waren ganz still. Wir haben gebetet. Das *Vaterunser* und das *Ave-Maria* gemurmelt. Ganz, ganz leise, erinnere ich mich. Ich vermute, wir wollten nicht auch noch als Ausländer auffallen. Draußen dann sind wir kaum an den Trümmern vorbeigekommen. Immer wieder haben wir ausweichen müssen, lange Umwege nehmen, weil da plötzlich eine Sackgasse war, die es vorher nicht gab. Ein Wunder, dass wir zurückgekommen sind zu

unserem Schiff vor Klosterneuburg. Aber irgendwie“, lacht Hans, „müssen wir es ja geschafft haben.“

Altenwörth, März 1945

Und wieder kracht es, *und wieder dröhnt und donnert die Erd'*. Anders aber tost es als in Wien vor einigen Tagen. Jetzt hört man die Flugzeuge. Sie brausen tief über den Boden, die vollautomatischen Bordwaffen, schwere Maschinengewehre, rattern. Aus der Donau spritzen Fontänen. Vom Boden des Frachtkahns splintern Holz und Metall. Erst brechen Teile der Reling, dann stürzen sie. Große, mächtige Brocken, oft mehr als einen Meter lang. János duckt sich in den Spalt unter der Seilwinde. Er schreit und heult, wo ist seine Mutter, der Vater? Die haben Edith und Veronika schon an den Armen gepackt, und nun fischen sie auch noch János aus seinem Spalt. Sie klettern und springen vom Kahn, klettern und kriechen an das schlammige Ufer der Donau. Die alliierten Flieger drehen ab. Sie ziehen eine enge Kurve und greifen wieder an. Hans glaubt, dass es amerikanische gewesen sind. Oder doch britische?

„Na, viel mehr Auswahl haben wir nicht“, sagt der Nachbar. Und vollmundig: „Das recherchiere ich noch.“ Ist sich aber nicht mehr ausgegangen, das mit der Recherche. Weil schon Ende Dezember ist. Und Leipziger Buchmesse Ende März. Drucken wär auch noch gut.

Die Projektile, heftig wie Starkregen, trommeln auf das Holz der Altenwörther Anlegestelle. Irgendwo weiter hinten und hoch oben, erinnert sich Hans, hat der kleine János einen Kirchturm auffragen sehen. Er will nur laufen. Er reißt sich los von seiner Mutter. Vater István hat seine Töchter ohnehin schon losgelassen. Unvorsichtig und sehr verantwortungslos auch. Wie er sich später noch vorgeworfen hat. Aber braucht man nicht seine eigenen Hände erst einmal für sich selbst? Und dann erst für jene lieben anderen, denen man nur mit sicheren, freien Händen helfen kann? Die Kinder laufen in den nahen Auwald. Und jedes, erinnert sich János, in eine andere Richtung. Laufen, nur laufen! Die Ma-

schinengewehre rattern. János rennt nach rechts, sieht Mutter Irene. Sie erkennt, dass ein Altarm des Flusses nach Norden fließt. Und dann ist es aus. Offenes Donauwasser. Man könnte schwimmen, hat dann aber keine Deckung mehr. Irene und István sprinten hinter János her, die Mädchen sind überhaupt schon verschwunden. Die Flugzeuge dröhnen, ihre Maschinengewehre streichen nun Salven über die Wipfel am Waldrand. Laub fällt wie Schnee, zerfetzte Äste überall. Jetzt sind alle im Wald. Das Bangen und Hoffen, um die anderen, die Familie, übersteht man am besten an einen Stamm geschmiegt. Oder unter dem Überhang einer Böschung. Das Rufen, das Schreien, das Weinen finden sich schließlich doch. Man ist wieder zusammen, und zwar vollzählig. Ein paar Minuten Krieg mehr überlebt.

Auszüge aus einem Roman, der demnächst im Promedia-Verlag erscheint. Darin zeichnet der Autor nach wahren Begebenheiten ein Immigrantenschicksal nach: die Geschichte eines Mannes, der 1961 über die grüne Grenze aus Ungarn nach Österreich flüchtete und sich hier ein neues Leben aufbaute. Dabei wird auch, vor einem weiten historischen Horizont, die Geschichte seiner Familie aufgerollt.



FEUILLETON UND ESSAY

Klaus Ebner

DER LETZTE INTELLEKTUELLE

Zum 40. Todestag von Friedrich Heer

Es war ein überraschend schwieriges Unterfangen, eines der Bücher von Friedrich Heer zu kaufen. An der Anzahl unterschiedlicher Publikationen kann es nicht liegen, denn die Auflistung, die etwa eine Online-Buchhandlung wie Amazon auswirft, reicht über mehrere Bildschirmseiten – und an anderer Stelle ist die Rede von über fünfzigtausend veröffentlichten Buchseiten. Bedauerlicherweise sind fast alle diese Bücher vergriffen und höchstens noch in einzelnen Antiquariaten erhältlich. Auch der Bekanntheitsgrad dieses Autors lässt wohl zu wünschen übrig; und das, obwohl Friedrich Heer eine überaus wichtige Persönlichkeit des österreichischen Kulturlebens war. Die Wikipedia bezeichnet ihn als einen „bedeutenden linkskatholischen Intellektuellen der Nachkriegszeit“.

Im September dieses Jahres jährt sich Heers Todestag zum vierzigsten Mal. Die Lebensdaten sind: 10. 04. 1916 – 18. 09. 1983. Heer war Kulturhistoriker, Mediävist, Schriftsteller, Germanist, Publizist und Redakteur katholischer Zeitschriften, er wirkte als Außerordentlicher Universitätsprofessor für Geschichte ebenso wie als Dramaturgischer Leiter am Wiener Burgtheater (von 1961 bis 71). Ein richtiger Tausendsassa, würde man heute sagen.

Ich wurde in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts zum ersten Mal auf den Namen Heer aufmerksam; nämlich, als der

Wiener Böhlau-Verlag mehrere seiner Werke neu auflegte. Darunter das Buch mit dem verheißungsvollen Titel *Der Kampf um die österreichische Identität*, das mich sogleich in seinen Bann zog. Mehr als vierhundert großformatige Seiten dicht gepackte Informationen prasselten auf mich ein; Analysen, wie ich sie selten gelesen hatte, Details, die mir trotz meiner durchaus gediegenen Geschichtskennntnisse völlig unbekannt waren, und ein positiver, weltoffener Patriotismus. Insbesondere blieb mir Heers Conclusio im Gedächtnis, dass der Name Österreichs mindestens zweieinhalbtausend, wenn nicht dreitausend Jahre alt sein muss. Da ich knapp zwei Jahrzehnte vorher, als Gymnasiast, das eintausendjährige Bestehen „ostarrîchis“ mitgefeiert hatte, ließ mich Friedrich Heers Aufschlüsselung den Atem anhalten: Bekannt ist die römische Bezeichnung „noricum“ für einen guten Teil des heutigen Österreich; das keltische Volk der Noriker soll dort gelebt haben, mit der nicht genau lokalisierbaren Hauptstadt Noreia. Laut Heer ist „noricum“ eine Latinisierung des keltischen Namens „norig“, wobei in der zweiten Silbe „rig“ das heutige Wort „Reich“ zu erkennen ist, und die Vorsilbe „no“ im Keltischen die Bedeutung „Osten“ haben soll. Somit hieße „norig“ also Reich im Osten: norig–noricum–regio australis–ostarrîchi–Österreich. *Der Kampf um die österreichische Identität* ist ein Spätwerk, und die Historikerin und Judaistin Evelyn Adunka, die eine umfangreiche Biografie zu Friedrich Heer schrieb, erwähnt auch, dass dieser seine geschichtlichen Werke sehr persönlich gestaltet hat und sich wenig um wissenschaftliche Methoden kümmerte. Mit dieser Kritik wurde Heer aber schon zu Lebzeiten konfrontiert.

Kernthemen der Schriften Heers sind die Geschichte des Mittelalters, der Katholizismus im Wechselspiel mit dem Nationalsozialismus, Europäische Geistesgeschichte und Judentum. In seinen Schriften wies er Entlehnungen der Nationalsozialisten aus dem Katholizismus nach und schuf einen nach wie vor bedeutsamen Beitrag zur Hitlerforschung. Für eine Ausgabe des umfangreichen Essays *Der Glaube des Adolf Hitler* schrieb keine Geringere als die Historikerin Brigitte Hamann das Vorwort. Dieses Buch und *Gottes erste Liebe* über das Judentum stellen für

mich eine Art Vermächtnis dar. Für die Lektüre muss man sich Zeit nehmen, denn jedes der beiden Bücher hat, in der Taschenbuchausgabe, über siebenhundert Seiten, und was Heer darin an profundem Wissen zusammengetragen hat, ist schlichtweg überwältigend.

Sein Hass auf Hitler und die Nazis entstand schon früh, wovon er in seinen Schriften sehr beredt Zeugnis ablegte. Als ein Schlüsselereignis überlieferte er eine Begebenheit aus den Dreißigerjahren, wo er als Gymnasiumschrüler miterleben musste, wie ein Zwölfjähriger, der die Uniform der sozialdemokratischen Roten Falken trug, quasi vor seinen Augen von einer Gruppe nationalsozialistischer Studenten – deren Bewegung damals in Österreich noch verboten war – zu Tode geprügelt wurde.

Publikationen über das Mittelalter haben viel mit der Professur für Geschichte zu tun. Dass manche einem breiten Publikum zugänglich gemacht wurden, spricht deutlich für die Bedeutung und *Mainstream*-Eignung dieser Arbeiten. Ebenso interessant finde ich das Buch *Der König und die Kaiserin* über die Beziehung und vor allem die Konflikte zwischen Maria Theresia und Friedrich II., welche die politische Landschaft Europas grundlegend veränderten. Das Buch ist zwar vollgepackt mit historischen Informationen, doch gelang es Heer, es in einer Art und Weise zu gestalten, dass es sich nicht wie ein langweiliges Geschichtslehrbuch, sondern wie ein überaus spannender Roman liest. Nun, auch diese Ausgabe, aus dem LIST-Verlag, erstand ich nur noch im Antiquariat.

Friedrich Heer wuchs an der Grenze zwischen dem bürgerlichen vierten und dem zehnten Arbeiterbezirk auf. Diesen Umstand machte er selbst für seine intellektuelle Offenheit und die insbesondere von andern empfundenen Widersprüche in seiner Haltung verantwortlich. Er wurde einerseits als erzkatholisch bezeichnet, war andererseits mit dem späteren sozialistischen Justizminister Christian Broda seit der gemeinsamen Schulzeit befreundet und ging mit diesem auch zu den sozialdemokratischen Maiaufmärschen. Indem er „seinen“ Katholiken einen gewissermaßen nationalsozialistischen Spiegel vorhielt, legte er

sich mit der kirchlichen Obrigkeit an. Der tiefen Ablehnung der Nazis stand eine ebenso tiefe Verehrung für Engelbert Dollfuß gegenüber, und zu seinen Freunden zählten auch Kommunisten. Er verkehrte stets mit Linken und Rechten; dass anlässlich seines Ehrenbegräbnisses 1983 sowohl der sozialdemokratische Bundeskanzler als auch der Obmann der Volkspartei eine Rede hielten, war kein Zufall.

Zeit seines Lebens sah sich Heer zahlreichen Angriffen und Anfeindungen ausgesetzt. Er hatte zwar Verbindungen zu einzelnen Kommunisten und setzte sich in der Publikation *Gespräch der Feinde* bereits in den Anfängen des Kalten Krieges für die Entwicklung einer Gesprächsbasis mit den kommunistischen Staaten ein, stand dem Marxismus allerdings sehr ablehnend gegenüber. Trotzdem wurde ihm wiederholt vorgeworfen, dem Bolschewismus Vorschub zu leisten und den kommunistischen Staaten sowie Stalin, der damals noch lebte und an der Spitze der Sowjetunion stand, einen großen Dienst zu erweisen. Einer seiner rabiatesten Gegner war der Schriftsteller und Literaturkritiker Hans Weigel. Die Beziehung von Heer und Weigel liest sich wie eine Abfolge öffentlicher verbaler Gefechte, die sogar mehrmals vor Gericht landeten. Als Verteidiger trat in der Regel der anerkannte Kulturpolitiker Viktor Matejka auf.

Das gesellschaftliche und kulturelle Klima Österreichs erschien Friedrich Heer engstirnig, konservativ, um nicht zu sagen: verzopft, und in Bezug auf die Vergangenheit unter der Nazidiktatur heuchlerisch. Er kämpfte gegen diese Haltungen an, hatte sich Humanismus und Offenheit verschrieben und versuchte diese durchaus lautstark durchzusetzen. Die persönlichen Verbindungen zu Politiker*innen und Kulturschaffenden unterschiedlicher Couleurs halfen ihm dabei, lösten aber auch Konflikte aus. Als Schriftsteller und Publizist engagierte sich Heer im PEN-Club sowie im Österreichischen Schriftsteller/innenverband. Die Stellung als Dramaturgischer Leiter des Wiener Burgtheaters nahm er erst im zweiten Anlauf an, 1961, und für letztendlich zehn Jahre – doch war diese Ernennung keineswegs unumstritten und sorgte bei manchen für Missgunst. Die Buchveröffentlichungen Heers hatten zwei Jahre nach

Kriegsende eingesetzt und hielten trotz der zahlreichen beruflichen Aktivitäten bis zu seinem Tod 1983 ohne auffällige Unterbrechungen an.

Während die Schriften und Essays zu breitgefächerten geschichtlichen Themen zweifelsohne das Hauptwerk bilden, schrieb Friedrich Heer auch Romane. Den ersten, *Der achte Tag*, veröffentlichte er 1950 unter dem Pseudonym Hermann Gohde. Dieser religiöse Zukunftsroman beschreibt eine dystopische Welt, in der Gewalt und Missgunst herrschen – als Gegenpol dazu entwarf Heer ein utopisches Urchristentum, das der Protagonist im Laufe des Buches kennen und lieben lernt. Der Roman ist in Tagebuchform geschrieben und berichtet von den sieben Tagen einer Tagung zur europäischen Zukunft in Wien; sieben Tage, die natürlich auf die sieben Tage der Schöpfung anspielen.

Der zweite Roman, *Scheitern in Wien*, verarbeitet die resignativen Erfahrungen als reformorientierter Katholik; ein Werk, zu dem ihn der Romancier Heimito von Doderer animierte, den Heer als geistig Verwandten schätzte. Zwar handelt es sich um kein autobiografisches Buch, doch die Parallelen zu Heers Leben sind nicht zu übersehen. Der Roman präsentiert einen auktorialen Erzähler, der mitunter einen eher süffisanten Ton anschlägt. Was mich verwunderte, ist die Art und Weise, wie in diesem Buch Frauen beschrieben und dargestellt werden, denn ich höre darin einen überheblichen und machomäßigen Ton. Anscheinend passte das noch zur Gesellschaft jener Zeit – das Buch erschien 1974 und somit noch vor den familienrechtlichen Reformen und den großartigen Errungenschaften einer Johanna Dohnal –, doch wirkt eine solche Art der Beschreibung aus heutiger Sicht unangemessen. Die Sätze des Romans sind in der Regel sehr lang, durch zahlreiche Kommata – auch vereinzelt welche, die grammatisch nicht ganz korrekt sind – irgendwie zerhackt, und es gibt viele Wiederholungen von Wörtern und Phrasen, oft in kaum merklichen Varianten, sodass der Text einem relativ aufgeregten Bewusstseinsstrom ähnelt. Ungewöhnlich, dass die Hauptperson stets nur „Er“ genannt wird, das heißt, mit einem Großbuchstaben; das bezieht sich des Weiteren auf alle Personal- und Possessivpronomen des namenlos bleibenden Akteurs. Dass eine solche Großschreibung nor-

malerweise in Referenzen auf Gott üblich ist, befremdet und macht im Zusammenhang mit dem „erkatholischen“ Autor zumindest nachdenklich. Aus meiner Sicht lässt sich der Roman trotz allem gut lesen und stellt in mehrerlei Hinsicht ebenfalls eine Art österreichisches Zeitdokument dar.

Die nachhaltigste Bedeutung liegt wohl in den Essays, also in jenen Schriften, die Heer als Historiker ebenso wie als Intellektuellen auszeichnen. Es fällt mir zugegebenermaßen schwer, einen zufriedenstellenden Überblick über das reichhaltige Werk dieses Mannes zu bekommen. Die ungeheure Vielfalt zeigt sich allein schon im Inhaltsverzeichnis von Evelyn Adunkas Biografie; ihr gleichermaßen umfangreiches Buch, das auf ihre Dissertation zurückgeht und das sie *Eine intellektuelle Biographie* nannte, möchte ich als Einstieg in das Werk von Friedrich Heer empfehlen, denn es beleuchtet die unterschiedlichen Facetten des Œuvres und enthält eine Vielzahl von Ausschnitten und Zitaten aus Heers Texten genauso wie aus Artikeln, Briefen, Kommentaren und Gesprächsaussagen seiner Zeitgenoss*innen. Interessierte mögen sich in einen bestimmten Bereich vertiefen oder gleich in alle Themen hineinschnuppern, um zu erfahren, welchen Beitrag Friedrich Heer hier geleistet hat. Die Biografie ist eine ideale Anleitung zum Weiterlesen.

Eine breite öffentliche Diskussion rund um Kultur und Geschichte, wie Friedrich Heer sie zeitlebens entfachte und führte, kenne ich in Österreich eigentlich nicht. Mir kommt vor, das alles war vor meiner Zeit, und die Berichte darüber scheinen von einer Vergangenheit zu sprechen, die heute fremd geworden ist. So betrachte ich Heer als einen der letzten, wenn nicht sogar den letzten Intellektuellen unseres Landes.

Matthias Mander

„HAUPTAUFGABE DES MENSCHEN IST ES, MENSCH ZU SEIN“

Gedanken bei der Lektüre einer neuen Erasmus-Biographie

Dass ich 2024 meine Begegnung mit oben erwähntem Buch als biographisches Ereignis empfinde, hat zwei Ursachen: erstens dessen singuläre wissenschaftliche und empathische Qualität und Quantität; und zweitens mein zuvor nur noch das unwahrscheinliche Überleben der Menschheit umkreisende Denken angesichts der aktuellen tagtäglichen frivolen Kriegsgreuel. Da mir persönlich das 20. Jahrhundert leidvoll präsent ist und nun vor meinen Augen dessen entsetzliche Fehlleistungen im 21. Jahrhundert in unveränderter Besessenheit perpetuiert werden, sah ich (unausgesprochen) keine Hoffnung mehr.

Denn alle zur Abwehr von Unvernunft und Blutausch eingerichteten Sicherungen ersticken in einem Lügen-Tsunami, versagen, verkommen in ekelhafter intellektueller Korruption. Dem leiblichen und seelischen Leiden von Millionen schuldlosen Mitmenschen antworten nur formelle Verzweiflungsgesten und ohnmächtige Trauer. Größenwahnsinnige Scheusale beherrschen mit widerwärtiger Rabulistik wie eh und je den katastrophalen Weltlauf. Seit Monaten spüre ich mein Erlahmen vor dem blanken Zynismus, der moralisches, humanitäres, kulturelles Bemühen als Märchen abtut, zur Täuschung mißbraucht. Wessen macht sich die institutionalisierte Menschheit – trotz aller Verfassungen, „Deklarationen“, Universitäten, Ministerien, geteilten Gewalten und Vereinten Nationen (mit Sollbruchstelle Veto im „Sicherheitsrat“) und wohlmeinenden Nichtregierungsorganisationen in ihrer De-facto-Ohnmacht – noch schuldig? Gibt es kein rettendes wirksames spirituelles Potential mehr, diesen Weltuntergang zu stoppen?

Und nun: Diese rezente 1000-seitige, realitätsbebende, wahrheitsgezogene, alle korrupte Wirklichkeit läuternde Totalerfassung der Lebensleistung des Erasmus von Rotterdam in dem Buch der preisgekrönten niederländischen Historikerin Sandra Langereis: Vollbild des äußeren und inneren Menschen Erasmus, der inmitten aller irdischen Hinfälligkeit einen Leuchtturm strahlender Klarheit des Denkens und Erkennens und Handelns von überzeitlicher Kompetenz geschaffen hat: die ganze Bewährung des Theologen, Philosophen, Priesters, Humanisten, Philologen, Pädagogen, Professors und Spitzenautors Erasmus von Rotterdam – der sein singulär schweres Schicksal von der Geburt bis zum Tod wie ein Heiliger getragen hat – in unverbrüchlich wahrhaftig demütiger Welt- und Nächstenliebe, aber auch in unwiderlegbarer Denkschärfe zur Unterscheidung des zuträglichen Guten vom letalen Schlechten, des friedlichen Lernens, Arbeitens, Bessermachens, Entwickelns vom stolzen, machtdürstenden, unbilligen Dreinschlagen.

In welche „Welt“ wurde gegen Ende des 15. Jh. das Kind Erasmus hineingeboren? Allerorten, allerzeit drohender Pest-Tod: Von 1347 bis 1722 wurde Europas Bevölkerung durch diese Pandemie um ein Drittel dezimiert. – Ständeordnung galt als gottgegeben: Adel, Geistlichkeit, Mönche, Soldaten und 80 Prozent Bauern, hiervon teils leibeigene, teils freie Steuer- und Kriegsdienstpflichtige. – Bauernaufstände mit 70.000 Todesopfern. – Langsames Wachstum von Handwerk, Papiererzeugung, Buchdruck, Handel, Seefahrt, Geldwesen, Städten. – Verkehrsbedingungen belastend: Zu Pferd, tage- bzw. wochenlang schwer bepackt über Feldwege oder Felssteige quer durch Europa zwischen Italien und England; streckenweise auf Flusskähnen; Räuberbanden, Hafengesindel, Herbergsdiebe, Rosstäuscher ... – Und unter welchen geistigen Überbau geriet damals das Kind? Die katholische Kirche mißverstand weltlichen „Erfolg“ als Bestätigung ihrer Praktiken. Ungebührlich indiskrete Position der scholastischen Theologie gegenüber seriösem Gottesbegriff. Allgemeine souverän routinierte faktische Unmoral in allen Ständen. Religionskonflikte, kontinentweite Religionskriege – 1300 Jahre nach der heroischen Urkirche ...

Skizze eines Lebensweges: Im Anfang war ... der Fluch! Denn der Säugling Herasmus war als Kind eines Priesters „zur Hölle verdammt“ (nicht etwa die leichtfertigen Eltern). Späteres kirchliches Amt war ausgeschlossen, illegaler Status lebenslänglich (Langereis S. 105, 185, 188). Sein Vater Pfarrer Gerard sorgte weitblickend für seine gute Ausbildung zu einem weltlichen Beruf. (Der 47-jährige Erasmus besorgte sich 1516 aufwendig eine Dispens bei Papst Leo X.) Frühkindliche Einschulung in Gouda, Kleine Schule. Anschließend in die Große Schule von Deventer, hervorragende Latein-, später Griechischausbildung! Vorzeitiger Tod der Eltern durch Pest. – Ohne seine Zustimmung in ein strenges Kloster abgeschoben (vom unredlichen „Vormund“, um das zur Finanzierung seines Studiums bestimmte Erbe seines Vaters zu veruntreuen!). Der Novize litt unter der „Barbarei“ des korrumpierten Lateins! Und unter der stur asketischen Klosterordnung ohne Spiritualität. Arbeit an Handkopien für Bücher, zugleich geheime Nachtstudien der klassischen Literatur. – Ein Bischof holte ihn aus dem Kloster, er brauchte den besten Lateiner als Sekretär, wollte – vergeblich – das Kardinalsamt kaufen. Er zahlte Erasmus nicht. Der Prior gab ihn nach der Priesterweihe frei zum Theologie-Doktoratsstudium an der Sorbonne in Paris – ohne Mittel! Bittere Armut. Nimmt Privatschüler aus England. Privatlehreereinkommen. Kostenlose Aufenthalte in London. Verfasst Studienbehelfe für seine Studenten; diese werden später gedruckt und begehrte Bücher – in flüssigem Latein. Als Studienbegleiter in Italien, Prüfung und Doktorat in Turin, reist zu seinem Verleger nach Venedig. Lebt als Gast bei Hofleuten, Verlegern, in Klöstern, die ihm gratis Arbeitsraum, Kost und Logis wegen seiner wertvollen Textstudien gewähren. Seine Lebensaufgabe, der Erasmus alle Energie widmet, wurde das neue Erschließen der Heiligen Schriften aus den Ursprachen: Hebräisch, Griechisch, klassisches Latein. Er studierte die Schriften des hl. Hieronymus, des Übersetzers der Vulgata-Bibel aus dem 4. Jahrhundert, und dessen Arbeitsbriefe. Er reiste zwischen Italien, Frankreich, den Niederlanden, England mühsam zu Pferd oder auf Lastkähnen mit seinem Studienmaterial, versorgte seine Verleger

mit Manuskripten. Einladung als Dozent nach Cambridge. Wurde zu wichtigen Reden bestellt. Lebte prekär von Zuwendungen hierfür, auch für Buchwidmungen an Päpste, Bischöfe, Könige. Findet hochrangige Freunde: Thomas More, William Mountjoy, John Colet, Dekan der St.-Pauls-Kathedrale London, sowie den Primas und königlichen Kanzler, den Erzbischof von Canterbury. Dieser machte ihn zum Pfarrer in Aldington (Kent) mit kleinem sicheren Einkommen. Papst Hadrian bat ihn um Rat zur Befriedung der Christenheit. Erasmus bestätigte ihm, dass „*die Sache in einen blutigen Mord ausgehen wird*“. (!)

Als herausragender Vertreter des Humanismus erheblicher Einfluß auf die Geistes- und Kulturgeschichte Europas: „*Hauptaufgabe des Menschen ist es, Mensch zu sein und andere Menschen als solche zu erkennen. Durch Vernunft und Bildung zu wachsen und sich zu verbessern*“. Viele schwere und lange Reisen zu Pferd zwischen Räuberbanden. Zuletzt in der Druckereistadt Basel, sogar mit eigenem Haus neben der Verlagsredaktion. Von dort 1529 – brutaler Bildersturm in Basel – für sechs Jahre Emigration wegen der Gewalt-Maßnahmen nach Freiburg, um dort als katholischer Priester weiterleben zu können. 1535 zurück nach Basel. Dort blieb es ihm nicht erspart, von der Hinrichtung seines engsten Freundes Thomas More zu hören, der den Herrschaftseid für Heinrich VIII. über die neu gegründete Kirche verweigerte; Thomas wurde 1935 (!) heiliggesprochen als „Märtyrer gegen einen Willkürstaat“. Erasmus klagte: *Seine Seele war weißer als der weißeste Schnee*. – Erasmus ist der bedeutendste Vertreter des Humanismus; der bekannteste Renaissance-Humanist und einflußreicher Kirchenreformer; der „Fürst der Humanisten“. Wegbereiter der Aufklärung. Ehrenvolles Begräbnis im Basler Münster, frühere katholische Bischofskirche.

Er hinterließ eine Stiftung von 5.000 Gulden für Wohltaten und Stipendien.

Sein Werk: „Zum ersten Mal seit 1.000 Jahren gab es ein gedrucktes vollständiges ‚Neues Testament‘ in der Sprache, in der es ursprünglich verfasst wurde! Zweispartig in Griechisch und Latein samt Erläuterungen. Gewaltige Wirkung!“ (Quelle: Wikipedia)

Erasmus: Größter Schriftsteller aller Zeiten (Langereis S. 17, S. 43, S. 55, S. 59, S. 118, S. 608/9, S. 632, S. 639, S. 712, S. 724) – sowohl in Menge als auch Wichtigkeit.

Begründer der neuzeitlichen Philologie als Textkritiker, Herausgeber, Grammatiker. Und als begnadeter Autor. 1487: Erste Gedichte, Klage-Dialog gegen die Barbaren, die gelehrte Literatur mißachten. 1509: „Lob der Torheit“, Satire. 1513: „Julius vor der verschlossenen Himmelstür“, Satire zum Soldatenpapst Julius II. 1504 fand Erasmus in Löwen die Handschrift des italienischen Philologen Lorenzo Valla aus 1444 mit über 400 Korrekturen der lateinischen Vulgata-Bibel des hl. Hieronymus; 1505 edierte er sie mit dem Namen des Verfassers. – Zehn Jahre arbeitete Erasmus an der Bibelrevision. Ab 1514 war er mit dem Basler Buchdrucker Johann Froben im Einvernehmen: Im Februar 1516 war der zweisprachige Text mit dem Titel „Novum Instrumentum“ vollendet: 1000 Seiten im Folioformat, zweispaltig, links griechisch, rechts lateinisch in der neuen Übersetzung von Erasmus, gewidmet Papst Leo X., der diese Arbeit begrüßte. Die zweite und die weiteren Ausgaben von 1519 mit dem Titel „Novum Testamentum“, verbessert und erweitert 1522, 1527, 1535. Schon zu Lebzeiten von Erasmus erreichte die Auflage über 100.000 Exemplare. 1518: „Die Vernunft der wahren Theologie“, christozentrische Schriftbetrachtung. Hohe Auflagen! Das zweite Großprojekt nach dem „Novum Testamentum“ war 1516 die „Gesamtherausgabe des Kirchenlehrers Hieronymus“ in neun Bänden mit umfassendem Kommentar. Es folgten mit „Neuübersetzungen von Kirchenvätern“ 13 weitere patristische Werke. Weiters verfasste Erasmus lateinische Bibel-Paraphrasen, Nacherzählungen der Evangelien zwischen 1517 und 1524. 1522–1534 setzte sich Erasmus mit den Lehren Luthers auseinander: „Über den freien Willen“. Zwei Jahre vor seinem Tod versuchte er die Glaubensparteien zu versöhnen. In Erasmus' Todesjahr erschien das große Werk „Prediger des Evangeliums“, Basel 1535, ein Höhepunkt seiner literarischen und theologischen Gelehrsamkeit. Das allerletzte Werk, 1536, „Von der heilen christlichen Kirche“, eine Auslegung von Psalm 14 (*Haben denn die Übeltäter keine Einsicht?*). Darüber hinaus hat Erasmus

15 „Friedensschriften“ veröffentlicht sowie medizinische Schriften („Das Lob der Gesundheit“). Die philologischen Schriften befassen sich mit der Sprache: 1511 „Ein ciceronisches rhetorisches Handbuch“, ferner eine Latein-Grammatik, und schließlich „Übersetzungen von Klassikern“ (Lukianos, Euripides, Ovid, Plutarch usw.) Eines seiner umfangreichsten Hauptwerke ist die „ADAGIA“, Sammlung antiker Weisheiten und Sprichwörter, vor 1500 begonnen und von etwa 800 auf 4.250 Zitate ausgebaut ... Goethe hatte sie stets zur Hand! Luther hat seine deutsche Bibel aus Erasmus' „Novum Testamentum“ übersetzt. Der Werkkatalog umfasst 444 Einträge!

In den 1530er-Jahren machten die Veröffentlichungen des Erasmus zehn bis 20 Prozent der Buchverkäufe in Europa aus.

Das Anliegen der erasmischen Theologie: Die Verantwortlichkeit eines durch die Gnade befreiten Willens, Rückbesinnung auf die Hl. Schrift, d. h. nicht spekulative Fundamentaltheologie, sondern lebenskundliche Exegese! Zweimal wurde ihm das Kardinalsamt angeboten: 1522 von Papst Hadrian VI. und 1534 von Papst Paul III. Erasmus hatte seinen Kirchenobersten jedesmal volle Mitarbeit angeboten (und auch schriftlich geleistet), aber den römischen Amtsplatz nicht eingenommen wegen Kränklichkeit und seiner epochalen Editionspläne!

Das Konzil von Trient 1545–1563 setzt Erasmus' Werke auf den Römischen Index verbotener Bücher! Dort blieb es bis 1966, also 407 Jahre lang (bzw. kurz!) Hat vielleicht der Existenzialismus des 20. Jahrhunderts (Sartre und Camus) durch seinen schockierenden totalen „A b s u r d i t ä t s“-Fluch samt „Revolte“ diesen letzten Schlag auf Erasmus tilgen geholfen? Kardinal Henri du Lubac (Seligsprechungsverfahren seit 2023) und Weltethos-Verkünder Hans Küng sowie der Jesuitenorden setzten sich für ein würdiges Andenken ein. Die Katholiken brauchen sich für Erasmus nicht zu schämen: Ein gemäßigter Idealist ist selten! Begründer der Friedenswissenschaft und der modernen Bibelforschung.

Ein heller Strahl aus Erasmus' Wirkungsgeschichte fällt auf Wien: Hier nämlich wurde 1776 als europäische Pioniertat die Folter in der Justiz durch Maria Theresia abgeschafft! Der Studienfreund und

Bewunderer des Erasmus in Paris und Löwen war Luis Viva, der ebenfalls zu den Größen des Humanismus zählt. Er schrieb: „Folter befriedigt nur den Sadismus, bewirkt keine Wahrheitsfindung.“ Viva wurde wie Erasmus im 16. und 17. Jahrhundert sehr viel gelesen. In Wien studierte Joseph von Sonnenfels ab 1750 Politikwissenschaft, hat sicher diese großen Autoren rezipiert, wurde Rektor der Wiener Universität, Humanist, Aufklärer, Staatsrat. Er bewegte seine Kaiserin zu dieser ersten fundamental innovativen frühen Justizreform im ganzen Habsburgerreich.

Die Gegenwart des Jahres 2024: Die breite Mehrheit ist von jeglicher Humanität – dem einschlägigen Vakuum konform – abgemeldet. Sie ignoriert ihre eigenen lästigen formalen Grundrechte zugunsten unterhaltsamer Spiegelfechtereier in den komfortablen Zellen diffundierter Verantwortung. Die letzte Rechenschaft ist wegadministriert. Ethische Agonie. Blindwütige, hassvolle Geschäftsmodelle: Volksverhetzung als lukratives Rauschgift. Empathielose Labors programmieren die Zielautomaten der Raketen gegen kultivierte Wohnanlagen. Großtechnische Allmacht samt raffiniertem legislatischen Überbau der Haftungsbeschränkung lassen orgiastische Raubtierinstinkte los: Der „Fortschritt“ ist auf Ermächtigungsräusche luziferischer Rhetorikfiguren fokussiert, die immer wirksamere Tötungsmaschinen befehligen: Der Dreißigjährige Krieg im 17. Jh. – der während der aktuellen Erasmuslektüre kausal unverdrängbar herantobt – verschlang sechs Millionen europäische Menschenleben; der Erste Weltkrieg im Anfang des 20. Jh. in vier Jahren zehn Millionen und der Zweite Weltkrieg in der Mitte des 20. Jh. in sechs Jahren 35 Millionen (ohne China und Japan). Seit Anfang 2022 rast die Kriegsfurie im östlichen Europa und seit 2023 im Nahen Osten – mit maßloser Erbitterung („Feindesland in radioaktive Wüste verwandeln!“), im Fernen Osten wird ein vorgelagerter souveräner Inselstaat periodisch mit totalen Invasionsmanövern gewürgt. Und zwei andere gleichsprachige asiatische Staaten quälen einander mit Flugblättern und Fäkalienbomben: Die Devianz unserer Gattung ist evident. Die Erkenntnisse und Leistungen der besten Menschen aller Zeiten sind zu studieren und ohne Unterlass tätig zu verehren. Sie geben

die einzige Hoffnung: Etwa Albert Schweitzer, Friedensnobelpreisträger 1952, konnte seine Dankesrede wegen Unabkömmlichkeit (!) von seinem Spital in Lambarene erst 1954 in Oslo halten: Der Pastor und Arzt und Orgelvirtuose und Krankenhausstifter sowie -leiter in Afrika hatte in langem Nachdenken die „absolute Ethikformel“ – wahrlich universell verständlich und verbindlich – 1923 verkündet: „Ehrfurcht vor dem Leben“! (1915 bis 1923 erdacht, in seiner Schrift „Kultur und Ethik“ 1923 veröffentlicht.) – Albert Schweitzer zitiert in seiner Friedensnobelpreisrede den großen Humanisten des 16. Jh., Erasmus von Rotterdam, den Begründer der Friedenswissenschaft: „Krieg macht uns der Unmenschlichkeit schuldig!“ Ja, dessen Vorbild zu folgen, mit aller seelischen Kraft, geistigen Anstrengung, moralischen Demut und praktischen Nächstenliebe, wirkt – ungeachtet empirischer Anfechtung – für jeden, der begnadet ist, diesen Satz zu verstehen, rettend.

Somit gerät diese Rezension der neuesten minuziösen, vollständigen und vollkommenen Lebensbeschreibung des Erasmus von Rotterdam von Sandra Langereis unwillkürlich zur Konfession.

Ich bin lesend atemloser Zeuge – zugegeben, wiederholt mit nassen Augen – und erschütterter seelischer Teilnehmer eines exemplarisch moralisch höchstrangigen und tapferen Lebens, damit eines ewigen Lebens geworden. Danke, Frau Dr. Sandra Langereis, für Ihr belebendes und tröstliches Geschenk tiefsten Erkennens dieses Giganten des Humanismus, Erasmus von Rotterdam! Ihre unzerstörbaren 1.000 Seiten Kompetenz und Lauterkeit, unbedingten Idealismus und liebender Mäßigung sind mir trotz unverändert blinder Weltempirie geistige Ertüchtigung und Rüstung geworden. Mögen solches auch viele Mitmenschen erfahren!

Sandra Langereis, „Erasmus. Biografie eines Freigeists“, Deutsch aus dem Niederländischen von Bärbel Jänicke. Propyläen, 2023. 976 S.

ISBN 978-3-549-10064-6

Originalausgabe De Bezige Bij. Amsterdam 2021

Maria Dippelreiter

MONSTER UNDER (DE)CONSTRUCTION

Literat/inn/en wollen erzählen, allenfalls um (so Eva Menasse in einer Laudatio für Imre Kertész) über den Umweg der Fiktion und Sprache komplexe, unverständliche, ambivalente Wirklichkeit zu transportieren. Das Monster schaut ihnen dabei immer über die Schulter als Protagonist, Antagonist oder als verleugnetes Spiegelbild.

1 Monster als Gefahrenzeichen und Grenzbalken

Das Entschlüsseln der „klassischen“ Monster wird begünstigt durch eine Physis der Andersartigkeit bzw. eine Abweichung von der Norm: zu groß oder zu klein, zu stark, zu dauerhaft oder zu flüchtig, falsch proportioniert, unsterblich oder hybrid (Mensch/Maschine, Mann/Frau, Mensch/Tier). Der auf ästhetische und visuelle Strategien reduzierte Prozess zeigt den verkörperten Irrtum, den Abweg in der Sinngebung des (was auch immer das sein mag) „Natürlichen“, die Gegenwelt des „Schönen“. Nehmen wir moderne Monster wie Shrek oder das Krümelmonster, so ist es immer noch – wenngleich parodierend – die körperliche Andersartigkeit, die das Monster „lesbar“ macht.

Diffuse Ängste brauchen ein (er)fassbares Bild. Erzählung und Bild bedingen einander: Anfang 2020 fanden wir Visualisierungen des Covid-Erregers als stachelige giftgrüne Kugel mit Tentakeln. Das Bild als solches „funktioniert“ jedoch nur vor unserem Erfahrungshorizont, denn ohne den Kontext der Pandemie wäre das Ding ein harmloses gefräßiges grünes Igelchen.

Andererseits verstärkt es den Charakter des Monströsen, eben kein bleibendes Bild zu ermöglichen: Bei den Barbapapas, in den Siebziger-Jahren von der französischen Architekturstudentin Annette Tison und dem amerikanischen Biologielehrer Talus Tylor entwickelt, kommt das Prinzip der Formwandler zur Anwendung, das wir auch vom Verwandlungsduell bei „Merlin und Mim“ im Walt-Disney-Film von 1963 kennen.

Wirksame Bilder transportieren explizites, aber vor allem implizites Wissen, das uns als Leitmotiv, Symbol, Metapher oder durch andere rhetorische Mittel erreicht. Das „Andere“ verstört, das Un-Geheuer (denn im Wortsinn ist das „Geheuer“ ein zur gleichen Siedlung oder Hausgemeinschaft gehöriger Geist) erschüttert unsere kulturelle oder personale Identität – oder stiftet sie.

Das Zeichen, das besagt: „Achtung, Abweichung!“ ist ein Gefahrenzeichen. Das Monster bildet Gesellschaft, Zuschreibungen, Ein- und Ausgrenzungen ab. Wenn die Referenzgröße der „durchschnittliche Körper“ ist, sagt das unbarmherzige Maßband: „Du bist anders!“ Und weiters: „Wir nehmen uns das Recht heraus, dich zu bestaunen!“ Das ist das Prinzip der Freakshows. Besonders berührend ist die Beschreibung des Lebens der großwüchsigen Maria Faßnauer im Roman „Mariedl. Die Riesin von Tirol“ von Sophie Reyer.

Die Ab-Norm bekräftigt die Norm. Isidor von Sevilla hat in den „Etymologiae“, dem Wegweiser des mittelalterlichen Menschen, „monstra“ auf das lateinische „monstrare“ (zeigen) zurückgeführt. Monster sind Anzeigetafeln und Gefahrenzeichen. Im Vordergrund aber steht die Grenzziehung, denn in mythischen Zeitaltern galten Ordnungen als gottgegeben und Monster daher als Ausdruck von diabolischen Gegenkräften oder Störungen. Seit sich aber, besonders ab dem Zeitalter der Aufklärung in Europa, der Mensch nicht mehr als in die Welt geworfene Spielfigur Gottes sieht, sondern seinerseits als Schöpfer und Gestalter von Ordnungen, muss nun er selbst als Subjekt das „Wahre, Gute und Schöne“ definieren. Er ist angehalten aufzupassen, dass er nicht selbst und durch sein Handeln zum Monster wird. Ihm bleibt

nichts anderes übrig, als zu berücksichtigen, dass die Monster komplex und in ihrer Erscheinungsform flüchtig geworden sind.

Spätestens ab da entziehen sich Monster jeder monolithischen Begrifflichkeit. Allein an der Physis lassen sie sich längst nicht mehr erkennen. Bei Weitem nicht immer stehen die Verknüpfungen oder Umgebungen einzelner Zeichen eindeutig und entschlüsselbar vor uns. Unter Umständen sind sie daher Menschen wie du und ich. Olivier Guez schuf im Roman „Das Verschwinden des Josef Mengele“ eine erzählte Monster-Figur des Alltagsmenschen in seinem unreflektierten Handeln. Wir befinden uns in der späten Moderne, in der ein neuer Typus des Unmenschen auftritt als der exemplarische Mensch einer Epoche, der durch den Vollzug des Alltags, wie der deutsche Philosoph Matthias Burchardt in einem Essay schreibt, zum Mittäter an globalem Unrecht zu werden droht. Sind wir weitergekommen in unserem Mensch-Sein? Übertünchen wir komplizenhaft soziale Verwerfungen, Kinderarbeit, Armut, Kriege um Ressourcen, ökologische Katastrophen, Ausbeutung und vieles andere mehr durch Monsterbilder, die den Blick anziehen und die Aufmerksamkeit fokussieren?

„Prekäre Grenzbewohner“ nennt Roland Borgards (Goethe-Universität, Frankfurt) die Monster, weil sie Grenzen aufzeigen, sie aber gleichzeitig in Frage stellen, ständig verletzen und zu Randzonen machen. Grenzverletzungen geschehen dabei gern. Eines der Monster, das vor unseren Augen (ent)steht, ist bereits patentiert: „EP 322240“ verleiht ein hoheitlich erteiltes gewerbliches Schutzrecht für eine Erfindung, die sich u. a. auf Tiere bezieht, in die menschliche Zellen oder Organe verpflanzt werden. Wir sprechen etwa von der „Ohrmaus“, der ein menschliches Ohr auf den Rücken verpflanzt wurde: eine klassische Grenzverletzung entlang der binären Opposition „Natur“ versus „Kultur“.

2 Die Strukturierung des Monsters als Framing

Die „Dramaturgie“ und Strukturiertheit, die Verknüpfung von Einheiten besteht u. a. im Umrahmen des Bildes („Framing“), um affektgeladene

Inhalte zu transportieren und auf diese Weise Ängste schüren zu können. Etwa vor der Technik (Beispiel Frankenstein); vor politischen oder wirtschaftlichen Mächten („Neue Seidenstraße“) oder vor (dem) Fremden und Randständigen, („die Niqab-Trägerin“). Abscheulich ist, was abseits einer Norm ist. Das lässt uns vergessen zu fragen, wer die Regeln gemacht hat, wer die Grenzen und die Randbereiche zuweist.

Cynthia Erb überdenkt in der Liverpool University Press die kulturelle Bedeutung dieses Erzählmodus, indem sie untersucht, wie Filme, die scheinbar von der Realität getrennt und in einem zeitlosen Kontext präsentiert werden, tatsächlich mit den sozialen Praktiken und Überzeugungen ihrer Produktionszeit kodiert sind: „The Wizard of Oz“ (1939) ist ein Produkt der wirtschaftlichen Ängste der Depression, die „Die Sindbad-Trilogie“ (1958–1977) Vehikel für fremdenfeindliche Ängste vor dem Nahen Osten.

Auf den Ebenen zwischen Handlung und Poetologie treten Monster in unterschiedlichen Rollen auf: als gefährlicher Widersacher (Godzilla im ersten Film als Reaktion auf die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki), als treuer Gefährte („Mein Freund Harvey“, der Gestaltwechsler, der im Theaterstück von Mary Chase ein weißer Hase ist) oder als Helfer des Helden („Die Kobib'schen des Mr. Miggletwitcher“, Regie: Otto Tausig, Österreich 1969). Sie sind polyfunktional: So können sie sich von einem Helden bezwingen lassen (was auch der ursprünglichen Funktion in den verschiedenen Mythen entspricht) und können andererseits auch das geringe Selbstvertrauen der Helden stärken und sie eine beängstigende Situation meistern lassen.

3 Wirkungsabsichten

Das Zeichen ist geschrieben, in Szene gesetzt – und nun braucht es die Pragmatik, welche die Wirkungsabsicht der Monsterisierung verlässlich eintreten lässt: Erzählmodi wie Angstmanagement, Abgrenzungsfunktion, Vernebelungstaktik, Zurschaustellung der Ordnung(en) oder multimodale Inszenierung stehen für weitere Wirkmechanismen:

An der Angstschraube drehen etwa die Chupacabra, die Ziegenaus-sauger, die seit 1995 „gesichteten“ lateinamerikanischen Fabelwesen, die Kleinvieh wie Ziegen oder Schafe gleich einem Vampir in die Kehle beißen und das Blut aussaugen. Wird von ihnen als Monstern erzählt, dann mit den gleichen literarischen Mechanismen und Strategien wie über die in Freakshows ausgestellte „Affenfrau“ Julia Pastrana oder über das Klonschaf Dolly. Theodor Fontanes Monster in „Die Brück’ am Tay“ mit ihrem Ruf nach einem Korrektiv in der technisierten Welt sind Sinnträger und funktionieren nicht anders als beim Storytelling in modernen Medien. Erzählen am (auch digitalen) Lagerfeuer muss unser Angstlevel gleichbleibend halten. Aus psychologischer Sicht geht es um Entlastung und Lebensbewältigung durch Sinnggebung im Unbegreiflichen sowie um einen Orientierungsrahmen für ein entlastendes Leben unter „Gleichen“. Ein solches Leben muss zwangsläufig Diversität als verstörend in uns einschreiben.

Die Abgrenzung vom Ich mit der Wirkungsabsicht des sich selbst erhöhenden und voyeuristisch-schauernden Wohlgefühls ermöglichen die als die modernen Monster geltenden „Unzulänglichen“ im Reality-TV wie The Osbournes oder die Messies von nebenan. Ausgegrenzt und verdrängt muss werden, damit die hegemoniale Ordnung aufrechterhalten werden kann. Weil das „Selbst“ immer auf das „Andere“ angewiesen ist, braucht es diese Abgrenzung zum „Anderen“ und versichert uns: Ich bin in dem Maße Mensch, in dem ich nicht Monster bin.

Diffusität: Besonders wirksam ist das Monströse dann in einen Erzählkontext eingebettet, wenn wie bei heutigen FOAF-(„friend of a friend tales“-)Stories die Quelle nicht mehr auffindbar ist, man sich somit also vom Inhalt distanzieren und dennoch eine spannende Geschichte erzählen kann.

Zurschaustellung von Ordnung(en): Zweihundert Jahre ist es her, dass Mary Shelley „Frankenstein or the Modern Prometheus“ als Konglomerat aus unförmigen Haut-, Knochen- und sonstigen Geweberesten erschuf; ein Ungeheuer, das selbstlernend Mensch wer-

den wollte. Leben entsteht durch Moleküle und chemische Reaktionen, nicht durch göttliche Intervention? Die Bits und Bytes der künstlichen Intelligenz, die Algorithmen des 21. Jahrhunderts werden in dem Sinne vielfach ebenfalls als „Monster“ aufgefasst.

Literarische Texte enthalten oder provozieren oftmals auch die Frage, woran der Mensch sich als Schöpfer und Verwalter von Ordnungen orientieren kann, damit diese Ordnungen nicht selbst zu Monstern werden. Die Vampirin in Elfriede Jelineks Text „Krankheit oder Moderne Frauen“ drückt sich so aus: „Ich bin der Anfang und das Ende. Von dem ich esse, der wird ewig leben. Ich bin hier und dort. Niemand segnet mich mehr, nicht einmal das Zeitliche.“ Wir begegnen in ihr der idealen Störfriedin, der Antimutter (die nicht gebiert, sondern Leben vernichtet), die ihre sexuellen Wünsche auslebt. Gleichzeitig erfahren wir die Angst, die solche Verstöße gegen die Vorstellung vom Menschen als Vernunftwesen und gegen die „Ordnung“ begleitet.

4. Schreiben über Monster: ein In-Sprache-Fassen und Lehren des Hinschauen-Könnens

Literatur (unter dem Aspekt der Multimodalität etwas weiter gefasst als nur im herkömmlichen Sinn mündlich oder schriftlich fixierter sprachlicher Zeugnisse) denkt Kommunikationsmethoden in Form von textlichen, auditiven, sprachlichen, räumlichen und visuellen Ressourcen bzw. Modalitäten, die zum Erstellen von Nachrichten genutzt werden, stets mit. Damit hat die Monsterfikation mehr Raum und Möglichkeiten. Und dann ist ja auch – wir wissen es seit Marshall McLuhan – das Medium keineswegs „unschuldig“ („The Medium is the Massage“) und ermöglicht den Einsatz drastischerer Mittel (Tötung, Folter usw.) als für „Monster“ adäquat. Die Stärkung einer medialen Konstruktion lässt sich etwa an veröffentlichten Fotos des rechtskräftig verurteilten österreichischen Straftäters Josef Fritzl ausmachen (er hielt seine Tochter von 1984 bis 2008 in einer unterirdischen Wohnung gefangen): Betrachter/innen vermeinten, die „Natur des Monsters“ in

der Physiognomie des Abgebildeten zu erkennen. Hier wird ein Monster verstärkend akzentuiert. Wer Monster geschickt verwendet, kann Ängste und Misstrauen schüren und die eigene Macht stärken. In Social Media ist es die monetarisierte Aufmerksamkeit (Anzahl von Klicks und Verweildauer auf der Seite), die Konsumenten an sich bindet und gleichzeitig immer neue Monster wie z. B. die „Datenkrake“ gebiert.

Literatur bildet Welt ab und hat die mahnende Funktion, durch Monsterkonstruktion vor der Entmenschlichung ganzer Gruppen zu warnen, aber auch auf die Politik der Fälschungen aufmerksam zu machen. Literatur schafft Welt. Meist führte nicht die Schaffung der Monster zur Krise, sondern riefen umgekehrt die gesellschaftlichen Veränderungen Monster als „Anzeiger“ für Gefahr, Irritation und Umwälzung hervor.

Jede Zeit hat und braucht ihre Monster, die jeweilige Darstellung sagt etwas über diese Zeit aus. Wenn Kultur nicht als Ursache von Konflikten zu denken ist, sondern als deren Ergebnis, dann sind die geschaffenen Monster mit hoher politischer Bedeutung aufgeladene „kulturell hybride“ Mischwesen.

Monster werden erzählend konstruiert und lesend dekonstruiert. Leser/innen begegnen ihnen „im Schutzraum der Fiktion“, sagt die Oldenburger Hochschullehrerin Sabine Kyora: Wir üben uns in Angst, ohne wirklich bedroht zu sein. Wir suchen und finden Monster, notfalls erschaffen wir sie uns auch als Leser/in, um unserer Angstlust nachzugeben, um der inneren Bedrohung ein Bild zu geben, um uns abzugrenzen und sicherzugehen, dass wir selbst keine Monster sind.

Monster brauchen fantasiebegabte Leser/innen. Wer daran glaubt, wird zum Zwischenwirt des Monströsen, wer darüber schreibt, wird zum Schöpfer einer neuen Mutation, auf dass die Angst vor dem Monster sich weiter und weiter teilen kann. Monster versinnbildlichen Bedrohungen; Literatur stellt eine Möglichkeit dar, mit dem Schrecken umzugehen. In Ulrike Almut Sandigs Roman „Monster wie wir“ gehen das Leichte und das Schwere, das Poetische und das Monströse Hand in Hand und machen einander gegenseitig erträglich.

Monster ängstigen und halten uns den Spiegel hin, in dem wir uns erkennen. Literatur hilft, die eigenen Monster anzunehmen, sich aber auch entschlossen gegen sie zu stellen, bevor sie uns vernichten; sie ist somit auch Schutz, denn jede Geschichte, sei sie auch noch so monströs, kann in Sprache gefasst und beschrieben werden.

Literatur:

Guert, Oliver: Das Verschwinden des Josef Mengele. Berlin: Aufbau, 2018.

Jelinek, Elfriede: Was geschah, nachdem Nora ihren Mann verlassen hatte oder Stützen der Gesellschaft / Clara S. musikalische Tragödie / Burgtheater / Krankheit oder Moderne Frauen. Reinbek: Rowohlt, 1992.

Münkler, Marina: Die Wörter und die Fremden. Die monströsen Völker und ihre Lesarten im Mittelalter. In: Hybride Kulturen im mittelalterlichen Europa, hg. von Michael Borgolte und Bernd Schneidmüller, Berlin 2010, 27–49.

Reyer, Sophie: Mariedl. Die Riesin von Tirol. Bozen: Raetia, 2020.

Sandig, Ulrike Almut: Monster wie wir. Frankfurt: Schöffling & Co, 2020

Schriber, Margrit: Die hässlichste Frau der Welt.

Roman. Zürich: Nagel & Kimche, 2009

Shelley, Mary: Frankenstein oder Der moderne Prometheus. (Neuausgabe).

Herausgegeben von Karl–Maria Guth.

Berlin: Hofenbergl 2020

Martin Stankowski

ALLER ANFANG IST SCHWER

Ach, erst nach gutem Zureden übernahm ich es, den Text im Rahmen eines abendlichen Vorlesereignisses mit dem Zusatz nach einer jeweils eigenen Ansage vorzutragen. Letzteres ist eine Herausforderung ganz eigener Art. Und überhaupt und eigentlich war mein Stück allein zum Lesen gedacht. Ich zögerte, weil ich nachdenken musste, wie ich denn beginne und wie ich mich sprachlich verhalte. Worin liegt denn der Unterschied von Lesen und Vorlesen, eventuell gar von Vorlesen und Vortragen? Muss ich am Stück dafür etwas vielleicht sogar Erhebliches ändern, damit es verständlicher wird? Und: Wie beginne ich mit der Einführung? Aber finde da einer einmal etwas Neues heraus! Der erstaunlich breiten Thematik widmeten sich längst ganze Generationen von Germanisten, Ethnologen und Soziologen, auch als Kombination, einzeln oder in Gruppen. Sie befassten sich intensiv mit allen vorstellbaren Geschichten oder Gedichten, dem Geschriebenen jeglicher Gattung. Ihr Erfolg besteht im Ergebnis gescheiter Erklärungen, amüsanter Einblicke und spannender Impressionen. Was bliebe da trotz aller verbleibenden Echtheitsfragen für mich noch übrig?

Mir bleibt, nehme ich das Vorhaben als solches ernst, meine Stimme. Sie ist leider nicht stimmgebildet, wird also nicht so umfassend tönen und nicht so weit tragen, wie ich gerne möchte. Der heimatlichen Schweiz ermangelt auch das Meer, gegen das ich à la Demosthenes anschreien könnte, um sie zu kräftigen. Ich meine natürlich meine Stimme, nicht eine zu stärkende Schweiz. Für mediterrane Ferien fehlt mir das nötige Kleingeld, wobei das Stimmtraining ohnehin mit Blick auf das Vorlesen-Müssen oder sagen wir -Dürfen keine entspannende Urlaubstätigkeit darstellen dürfte. Mein Training eines eindrücklichen Redegestus darf keinesfalls einer Schnellbleiche oder einem Urlaubsspaziergang gleichen. Es muss gewissenhaft gründlich angepackt werden!

Wahrscheinlich bringt mich die mir selbst gestellte Anforderung, verständlich zu artikulieren, weiter. Ich setzte demgemäß dann die Artikel sorgsam ein: so, unverblümt, geradewegs die grammatikalischen direkten und indirekten Artikel, so, darüber hinaus, sinngemäß die sachlichen, sprachlich adäquat formulierten Argumente, Begründungen, Darlegungen, Folgerungen und Gleichgeartetes mehr. Um die kleinen, die lebensvollen Differenzierungen zum Ausdruck zu bringen, müsste ich beim Reden über das Wort-für-Wort hinaus das richtige Prononcieren lösen. Ich würde also den Wort-Sinn anschaulich, eindringlich und unmissverständlich vortragen. Meine Stimme vermöchte auf dieser Basis und selbstverständlich nach wiederholtem intensivem Durchgehen des Textes auch ohne eine vorangehende Spezialübung beim Vorlesen eine Führung zu übernehmen, Klartext zu sprechen, Ordnung in die Zeilenzusammenhänge zu bringen.

Ungeachtet solch positiver Überlegungen zu meiner Diktion, sollte ich gleichwohl gestehen: Weil es mir ja einer Stimm-Belehrung und gar einer Stimm-Bildung ermangelt, bleibe ich im Sprechen doch ein Dilettant. Aber halt, muss das unbedingt verkehrt sein? Denn hinter dem Substantiv steckt ja das Verb dilettare und damit ebenso das Vergnügen wegen, der Spaß mit, das Gefallen an, ja, salopp formuliert, das Amusement über ... eben die sprachliche Ausdrucksvielfalt. Was wiederum bedeutet: Eine aufmunternde Freude zu bereiten ist nun sicher die schlechteste Sache nicht – Menschen zum Lächeln zu bringen, Menschen zu unterhaltsamen Aha-Erlebnissen anzuregen, Menschen das Gefühl zu geben, dass ich gerne zu ihnen spreche. Sodass, würde ich gleichwohl mehr oder weniger versagen, es vielleicht bei der einen Hörerin, dem einen Hörer zu einem rücksichtsvollen Verständnis reichte. Dem letzten Gedanken folgend, erinnerte ich mich mit Blick an die letztlich wettbewerbsartige Situation im Sport. Wie die männlichen und weiblichen Cracks sage ich nämlich ebenso: Ich werde mein Bestes geben!

Sollte nun jedoch selbst meine beste Stimme nicht für höhere Weihen reichen, dann muss selbstverständlich der Gehalt nicht zuletzt meiner Einführung überzeugen. Der hätte mit Blick auf die sehr begrenzte Zeit

von meinen Formulierungskünsten, Geistesblitzen, philosophischen Höhenzügen, tief gründenden Schilderungen, kurz, von meiner generellen Kapazität, empfindsamen Kreativität und formulierenden Könnerschaft zu zeugen. So will ich denn diese Sache ebenfalls bestmöglich anpacken!

Zitate machen sich als Zeichen von Bildung immer gut. Predigten beginnen bekanntlich oft mit einem Bibelwort. Andere Redner leiten ihre Referate mit einem Satz von Goethe oder Schiller ein. Weitere Stilisten erwähnen zu Beginn ein Motto, unter das sie ihre Ausführungen stellen. Solche sprachlichen Tricks kennen also allzu viele Leute und somit ebenso das Auditorium. Demgemäß fiele ich mit derartigen kunstvollen Rückgriffen kaum positiv, ja wahrscheinlich überhaupt nicht auf. Außerdem sind Sprüche-Klopfen und Sprechen-Können bekanntermaßen beileibe nicht das Gleiche.

Zu jedem Vorlesen passt, als zweite Chance sozusagen, hervorragend Dichterisches, als da sind einfühlsame Erzählungen, liebenswerte Legenden oder malerische Märchen. Letzteres sind Geschichten voll Lebendigkeit, die die an einer Lesung Teilnehmenden dank ihrer Bilder im Innersten bewegen, in ihren Bann schlagen. Mein bevorzugtes Märchen wäre selbstverständlich, und das meine ich wortwörtlich im Sinn von selbstredend, einen großen gleichsam preiswürdigen Erfolg zu erzielen. Aber ach, beim Konjunktiv handelt es sich hörbar um die Möglichkeitsform, die unbeugsam nur den bohrenden Zweifel nährt, womöglich ginge dieses mein Stück alles andere als vorteilhaft über die Bühne. Abgesehen von dieser Besorgnis bleibt es höchst fraglich, ob der Versammlung eine solch persönlich gefärbte Vorstellung behagte. Als weit größeres Hindernis existieren, jedenfalls für meine Fähigkeiten, gerade bei den Sagen, Fabeln und nachgerade den Märchen viel zu viele übermächtige Vorbilder: Scheherazade zum Beispiel hielt ihren rohen Lotterbub, schwelgenden Mädchenjäger, zerstörerischen Wüterich immerhin 1001 Nächte mit ihrem Zauber fest. Und selbst wenn ich von meiner alles andere als vorderorientalisch reichen, also helvetisch mageren, sprich mangelhaften Fantasie absehe, könnte ich es mit der geistvollen wie liebreizenden wie sinnlichen Schönheit der jungen Dame nicht im Mindesten aufnehmen!

Wenn's demnach kein Märchen sein kann, wähle ich am besten einen Hinweis auf das Gebiet der Kultur. Das macht sich schon deshalb gut, weil niemand so ganz genau den Begriff zu definieren vermag. Durch diese Schwierigkeit erhalte ich die Aura eines Intellektuellen, ergatterte ich den Stempel von Wohl-Infomiertheit, ermöglichte ich mir den Wohlgeruch höchst exklusiver Kenntnisse. Überdies gelangte ich in einen Arbeitsbereich, in dem ich intensiv studierte und bereits – dieses Understatement sei mir gestattet – einige kleinere Erfolge vorzuweisen vermag. Ich könnte also aus dem Vollen schöpfen, recht gebildet den Komplex von Kunst und Mäzenatentum überfliegen, recht geistreich über Unternehmenskultur und ihren Konnex zur Kulturgeschichte plaudern oder recht gescheit den Kontext des Stilistischen in unser aller Leben ansprechen. Die darin enthaltenen Grundbegriffe und Inhalte müsste ich keineswegs theoretisch diskutieren, denn für eine Darlegung stünden mir dank meiner Erfahrung zahlreiche Anekdoten, Beispiele und Fallstudien aus der vergangenen und der heutigen Praxis zur Verfügung. Ich handelte in aller Kürze von Formen und Normen oder von Paradigmen und Produktion. Oder ich gäbe etwas zu Rezeption und Differenzierung und alldieweil zum Gegenteil zum Besten. Oder ich legte kritisch die Qualitätsfindung als niemals abgeschlossenen Ablauf dar oder ersetzte dies, umgekehrt, durch das Unabdingbare jedes Entwicklungsprozesses trotz des Wunschs nach Beständigkeit. Oder ich erläuterte das Verhältnis von individueller Marge und kultureller Dauer, exemplarisch beleuchtet an den schicksalhaften Polen von unumgänglicher Tradition einer- und erforderlichen Neuerungen andererseits.

Der Anspruch wäre damit allerdings gewaltig und die kulturelle Thematik ähnlich schwer wie, um bei meinem Land zu bleiben, das Erklimmen des schneebedeckten Piz Bernina. Denn ab einer bestimmten Höhe wird auch im geistigen Gelände das Terrain sehr steil, die Trittfestigkeit unsicher, wenn nicht riskant, sowie die Luft sehr dünn.

Und was passiert, wenn mein Werk nicht als ein in sich geschlossenes Ganzes zu wirken vermag? Der Text muss mithin nochmals genau überlegt, gut bedacht und gut ausgewogen sein. Dennoch muss er in der

Darstellung einleuchtend und leicht fasslich, fließend formuliert und mühelos zu genießen daherkommen: Denn bereits der Einstieg ähnelt dem Vorlesen des nachfolgenden Texts, ist damit zum Anhören gedacht – und alle im Saal sollen mir folgen können ... und wollen!

Ich muss demnach in meinen Überlegungen zum Vortragen unbedingt und eingehend an die Zuhörerschaft denken. Sie ist in diesem meinem Fall beileibe keine Vernissagen-Truppe, die bei Einführungen nur auf die Buffet-Eröffnung wartet. Sie ist keine spezialisierte Fachgruppe, die bei Seminaren auf die Bestätigung des eigenen Wissens abzielt. Sie ist kein Familiensippen-Festtags-Kollektiv, das bei sogenannten Produktionen nur auf bestimmte Pointen aus ist. Sie ist keine lockere Freizeitgesellschaft, die bei Ansprachen ohnehin nicht hinhört und weiter tratscht. Vielmehr handelt es sich bei ihr um eine Zuhörergemeinschaft, die weiß, weshalb sie hier sitzt. Sie spitzt, stillschweigend aktiv, die Ohren. Sie lauscht sehr aufmerksam, wenn sie nicht sogar grausam genau aufpasst. Meine Zuhörerschaft wird sich also engagiert, hellhörig-klug, wenn auch kritisch verhalten, aber andererseits sich, wie ich erhoffe, gleichfalls freundlich gesinnt, mir Dilettanten gegenüber verständig, ja kulant erweisen. Ergo halte ich meine Zuhörerschaft, um es in aller Bewunderung zu sagen, für so kompetent, dass sie differenziert beurteilt und feinsinnig einschätzt. Deshalb muss ich meine Anstrengungen verdoppeln, damit ich ungeachtet eines aufmunternden Applauses zu Beginn ehrenvoll bis zum Ende des Vorlesens werde bestehen können.

Eine Entscheidung über meinen Erfolg mag gleich anfangs in der Art der Anrede begründet sein. Es fällt mir indessen schwer, den notwendigen Kick dort hineinzubringen. Sehr geehrte Damen und Herren: Das klingt ja, wie wenn der Vorstandsvorsitzende über die Börsennotierung berichtete. Selbst wenn ich möchte, dass meine Aktien gut platziert stehen: Eine solche formal kühle Betitelung passt nicht zu mir. Und indem ich keine Funktion wie der Leiter des Abends ausübe, sondern eine mir gestellte Aufgabe optimal zu lösen versuche, sitze ich eigentlich mit den meisten anderen im selben Boot ... zumal, wenn ich die sicher starken weiteren Vortragenden begutachte. Soll ich also im Herausstrei-

chen einer Gemeinsamkeit eingangs sagen: Liebe Kolleginnen und Kollegen? Das aber tönt schon stark nach einer Mitarbeiterversammlung, und wenn einer im Moment arbeitet, bin es ich allein. Wobei, ungeachtet meiner Tat, ganz generell das peinliche Problem auftaucht, ob ich meine Zuhörerinnen und Zuhörer überhaupt als lieb bezeichnen kann oder gar darf. In der Hörerschaft sitzen womöglich einige Personen, die in derartigen Belangen extrem empfindlich reagieren, demnach überhaupt nicht nett sein wollen und sich, wie man sagt, dafür bedanken würden, dass sie mir von vornherein herzlich zugeneigt sein sollten. Nun gut, der Beispiele für diese Klemme ließen sich weitere und viele anführen. Denn in ebendiesem Sinn verbieten sich noch die Genossinnen und Genossen oder die Mitglieder und Mitgliederinnen, wobei hierbei eine ausdrücklich weibliche Form kaum existent und somit nicht erlaubt wäre.

Die gesellschaftliche Forderung nach Geschlechtsgerechtigkeit ist im Sprachlichen beschwerlich und im Inhaltlichen diffizil und oft nur heikel korrekt zu erfüllen. Eine Ausweichmöglichkeit besteht darin, einen nicht angreifbaren Sammelbegriff zu verwenden. Dieser Vorgang besitzt, wie ich im Selbststudium herausfand, folgende Vorteile: Der direkte Artikel ist tatsächlich sächlich, oder das – ja: das! – Wort zeigt schlicht die gewünschte Mehrzahl an. Ich probierte es nach Sehr geehrtes Auditorium weiterhin mit dem Geehrten Publikum. Allerdings stellte sich mir die Frage: Befriedigt es, anonymisiert in einer Gruppe eingebunden zu sein, welche bei völlig unterschiedlichen Anlässen zu finden ist? Zwar vereint an diesem Abend alle dasselbe Vorhaben, aber darf ich sicher sein, dass es wirklich allen Leuten nur ums Zuhören und nicht vielleicht zum höchst aktuellen Spaß-Haben geht? Diese Letzteren, mögen sie auch nicht zahlreich sein, möchte ich nun keinesfalls mit einer Ungenauigkeit in der Betitelung treffen. Ich darf also die Anrede weder zu sehr generalisieren noch zu sehr spezialisieren. Deshalb erwog und verwarf ich viele Ausdrücke und Wortverbindungen. Etwas verzweifelt ging ich in einem letzten Ansturm, gleichsam als Eselstreppe, das Alphabet durch. Und siehe da, gleich am Anfang, beim ersten Buchstaben, wurde ich fündig. Meine Goldader heißt: Sehr geschätzte Anwesende!

Somit hätte ich dann alles bedacht. Ich könnte mich gut gerüstet, ja getrost in die Ausführung der eigentlichen Aufgabe des Vorlesens stürzen. Doch halt, nun habe ich mich, obwohl es doch jetzt richtig losgehen sollte, dermaßen verzettelt, dass die mir eingeräumte Zeitspanne bereits verstrichen ist und ich, oh Schreck, eigentlich bereits am Ende meines Beitrags angelangt bin!

Gregor Auenhammer

O TEMPORA, O ZORES!

Ein leidenschaftliches Plädoyer für den Charme analoger Erlebniswelten, wider trashige Digitalisierung, für eine Kultur der Entschleunigung statt ständiger Verfügbarkeit. Oder, anders gesagt: ein Pamphlet zur Einmahnung von Qualität, vor allem aber zu mehr Bewusstsein und partieller Verweigerung.

„Cogito, ergo sum. Ich denke, also bin ich.“

René Descartes

„Nichts fürchtet der Mensch mehr als die Berührung
durch Unbekanntes.“

Elias Canetti, „Masse und Macht“

„Politische Korrektheit ist der Ausdruck fundamentaler Unbildung.“

Konrad-Paul Liessmann

„Die Verwandlung ist mir die liebste meiner vielen Künste.“

André Heller

„Seinerzeit war dieses Land ein Land der klugen, ja nahezu genialen Köpfe“, resümierte Manuel Liebkind. „Heutzutage hat man unentwegt den Eindruck, ein seltsames, skurriles, bizarres Satireprojekt zu beobachten; zudem auch Teil dieses Ganzen zu sein – zuweilen unfreiwillig aktiv als ungefragter Protagonist, oft passiv, als frappierter Zuschauer, de facto als Involvierter, letztlich als Betroffener. Die politische „Elite des Landes“ arbeitet seit Jahren erfolgreich daran, Kabarettisten den Rang abzulaufen, Satirikern und Künstlern das Handwerk schwer zu machen oder komplett zu verunmöglichen. In einer Art Vergartenzwer-

gung, die dazu führt, die tägliche Schmierenkomödie zu einer Tragödie antiken Ausmaßes auswachsen zu lassen, führt dazu, dass man ausweglos ins Nirwana abgedriftet. „Österreich ist ein Land, in dem jedermann und jede Frau sich jederzeit nach Veränderung sehnt, sich Veränderungen wünschen, aber nur unter der Voraussetzung, dass diese einerseits nur andere, nie aber einen selbst betreffen, und andererseits unter der Prämisse, dass alles exakt, ja haargenau so bleibt, wie es ist – und wie es immer schon war.“ „Amen“, fügte Freund Bouquiniste hinzu. Die beiden hatten sich in ihrem Heiligenschrein des Analogen, in Liebkind's Bibliothek, getroffen, um wie üblich über Gott und die Welt – räsonierend – abzulästern. „Österreich erscheint als Paradoxon ersten Ranges“, meinte Liebkind und präziserte seine Perspektive angesichts der über die dekretierte humanoide Absenz hocheufreuten Soziopathen des digitalen Zeitalters.

Vorab Wesentliches: Man muss sich definitiv nicht als realitätsverweigernder Modernisierungsverlierer apostrophieren lassen, wenn man so manche Metamorphose technischer Errungenschaften des jungen 21. Jahrhunderts verweigert respektive negiert. Im Gegenteil. Trotzdem der User sowohl phonetisch als auch faktisch nur einen Steinwurf vom Loser entfernt ist. Au contraire. Gerade aber als im Cyberspace-interplanetarischen Berufsleben verorteter tagtäglicher Nutzer von PC, Laptop, Internet, Smartphone, Tablet und Co ist es angebracht, diese Dinge dieses unseres Lebens zu hinterfragen, bewusst einzusetzen, ganz bewusst zu verweigern oder maßvoll zu verwenden; bestimmen sie doch ein Gros des Alltags. Nicht selten sitzt beispielsweise eine „klassische“ vierköpfige Familie abends im Wohnzimmer um ein Flatscreen-Plasma-TV-Gerät geschart, und jeder Einzelne blickt stumm in irgendein „Kastl“. Die Eltern rufen bis zum Schlafengehen via iPhone berufliche Mails ab, beantworten sie, die Kids chatten, machen sich über Facebook oder WhatsApp mit gefühlten 137 SMS einen Meeting-Point mit den „best friends“ aus. „Wann?“, „Wo?“, „Weiß nicht ...“

Reduzieren wir die Fragestellung aber einfach einmal auf das unmoderne, aus der Zeit und in Ungnade gefallene Wort Qualität. Gibt es

einen Verlust an Sprachgefühl, an Sprachkenntnis, an emotionaler Intelligenz, an sozialer Kompetenz? Oder handelt es sich nicht um einen Verlust, sondern nur um eine ganz normale legitime, der Zeit geschuldete Veränderung? „O tempora, o mores!“ „Welche Zeiten, welche Sitten!“, räsionierte Cicero im antiken Rom. „O tempora, o Zores!“, könnte man den kulturellen Status quo subsumieren. Dabei existiert so viel Interessantes und Schönes auf der Welt, abseits elektronischer Infotainment-Kanäle.

Qualität statt Kapitulation

Selbstverständlich und zweifellos gibt es durch das World Wide Web jede Menge Vorteile, hat das weltweite Netz seine Meriten. Naturgemäß ist es heute so leicht wie nie zuvor, an Informationen zu kommen: über alles und jedes – und jeden. Das erleichtert Recherchen – gleichgültig ob für private oder berufliche Zwecke. Aber gerade in diesem segensreichen Umstand liegt auch dessen Fluch. Denn die Fülle an Informationen unterliegt – abgesehen von Nachrichten-Channels, Qualitätszeitungen, honorigen Institutionen im Netz – keinerlei Qualitätskontrolle. Jede beliebige Kaulquappe kann ungefragt und ungebeten, vor allem aber auch ungefiltert und ungeprüft im Internet, auf Wikipedia, Homepages und Blogs, Podcasts etc. verbalen, akustischen und visuellen Sondermüll absondern, über den Äther der Mobiltelefonie „News“ in die Welt zwitschern, „Follower“ sammeln oder in schwachsinnigen Games virtuelle Bitcoins lukrieren, ohne dass Meinungen hinterfragt werden oder die Information gar geprüft ist. Influenza war früher eine Krankheit, meinte Liebkind grinsend. Fakten statt Fake-News! Natürlich haben all diese Geräte eine gewisse berechnete Faszination. Naturgemäß geraten vor allem Jugendliche unter enormen Druck durch das Kollektiv, dabei zu sein, mitzureden. Ähnliches gilt auch für Berufstätige. Die Selbstverständlichkeit vonseiten vieler Arbeitgeber, dass mit Smartphones Mitarbeiter rund um die Uhr erreichbar sein sollen/müssen, und der allgemeine Leistungsdruck verleiten zu ständiger Verfügbarkeit. Mails am

Abend, am Wochenende und im Urlaub zu lesen, zu bearbeiten und zu beantworten ist selbstverständlich. Burnout und Überlastung sind allzu oft die meist negierte Folge. Time-Management allein nutzt nichts. Nur Bewusstsein. Und bewusstes Verweigern. Disziplin einem selbst gegenüber. Unkommunikativ wird man im Privaten. Muße mutiert zum Fremdwort. Ein Time-out sollte man sich selbst auferlegen, will man nicht zum Erliegen kommen. Allen Usancen zuwider. Realiter sind doch nur wenige Menschen so wichtig, dass sie rund um die Uhr das rote Telefon der Atomwaffenarsenale für den Ernstfall bewachen müssen. Oder? Die Norm lässt sich im Office erledigen. Time-Sharing, um gesunder Work-Life-Balance nicht zu spotten, in das Zeitalter der frühen Industrialisierung zurückzufallen.

Was haben die mobilen Geräte aus uns, unserer Sprache, unserer Kommunikation gemacht? Wie steht es mit dem Lesen und Schreiben? Aber was erwartet man von einer Welt, in der Lehrpläne so verändert wurden, dass Handschrift gar nicht mehr als notwendig erachtet wird. Wie wunderbar ist die Gutenberg-Galaxis im Gegensatz zum Internet-Marketplace. Was gibt es Schöneres und Anmutigeres als Geruch, Optik und Haptik eines schönen, in Leinen oder Leder gebundenen Buches mit Lesebändchen und elegantem, gefälligem Layout, bestechender Typografie – gleichgültig ob auf dünnstem Halfa-Gras, handgeschöpften Papieren, Pergament oder Papyri gedruckt. Ganz zu schweigen von Spinnepapieren ...

Lob der Gutenberg-Galaxis

Überhaupt: Wie elegant und charmant sind analoge Fotos im Gegensatz zur sinnlosen Reizüberflutung digitaler Bilderwelten. Oft fühlt man sich so, als befände man sich in einem gallischen Dorf, wenn man, wie der Autor dieser Zeilen, noch mit einer Analogkamera fotografiert, Filme zum Entwickeln bringt, nach Kontrolle der Kontaktabzüge und Negative Vergrößerungen ausarbeiten lässt, Fotos in Alben arrangiert. Trotz innovativer Entwicklungen haben digitale Bilderwelten nicht denselben

Charme, Körnigkeit und Lebendigkeit. Nicht zu vernachlässigen die Authentizität analoger Fotos im Gegensatz zu unheiligen Allianzen von Photoshop und Manipulation.

Einspruch, Euer Ehren – auch früher konnte man (zwecks Propaganda) retuschieren! Richtig, aber das war nur wenigen Spezialisten vorenthalten. – Einspruch stattgegeben! Heute meint ja ohnehin jeder zweite Hobbyknipser, der seine Handycamera luftig in die Botanik reckt, Künstler zu sein, und penetriert die Umwelt mit artifiziell am Computer modifizierten Bildern wie weiland an unsäglichen Dia-Abenden. Unterlegt werden die Fotosessions dann stets mit Musik alias Samples im MP3-Format. Als Kapitulation des Gehirns kann man verstehen, dass man akzeptiert, was dem auf Mainstream getrimmten Gehör als Hype angedreht wird. Rudimentär ist hier ein euphemistischer Hilfsausdruck. Selig das schwarze Gold: Vinyl!

Ortsbild vs. Marketplace – Privatsphäre vs. Diskretion

Natürlich ist es ein Segen, via Internet diverse Dinge – Bücher, CDs, Kleidung und was weiß der Himmel noch – zu bestellen und mit der Post direkt nach Hause geliefert zu bekommen. Blöd nur, wenn die Post immer mehr Ämter schließt und man die Pakete dann erst quer durch den Bezirk schleppen muss. Blöd auch, dass es bei Zustellern Ausbeuter gibt, die jeglichen Kollektivvertrag unterwandern und moderne Sklaverei einführen. Noch blöder, dass der lokale Handel vom Aussterben bedroht wird. Richtig, dieser sollte selbst an Service und Freundlichkeit arbeiten. Wundern darf sich keiner, dass durch Verabschiedung ins Nirvana von Boutiquen, Kinos, Buchhandlungen und Reisebüros komplette Grätzeln zu Geisterstädten veröden. Es ist auch gar nicht opportun, mit dem Finger auf die Existenz von Menschen, die den ganzen Tag hinter ihrem Bildschirm sitzend im Internet surfen, anstatt ein reales Leben zu führen, hinzuweisen. Sozialautisten gibt es überall. Und über die Freaks, die sich anonym als Poster ihren Frust untergriffig und diffamierend von der Seele schreiben, breiten wir lieber einen Mantel des Schweigens

– um nicht unnötig Shitstorms oder gar Flashmobs in der Kloake des Internets zu evozieren.

Qualität hat ihren Preis, das ist etwas, was der Generation Scheißdirnix 2.0 offenbar nicht bewusst ist. Die wollen alles. Gratis – sofort und unmittelbar. Bezahlt werden wollen sie aber schon. Und „gut leben“. Kleinlich, das einzumahnen? Vielleicht kann man das Ganze anachronistisch ins Positive wenden, indem man einfach Nein sagen lernt. Bis hierher und nicht weiter. Oder aber man ergibt sich dem Fatalismus, den aktuellen Ratschlag befolgend: „Hey Mann, chillax doch einfach mal!“

Zukunft. Welche Zukunft?

Die Wahrheit, so sagt man, ist eine Tochter der Zeit. Und der Zweifel, heißt es, ist eine Hommage an die Hoffnung. „Da die Zukunft nie ist, sondern immer nur sein wird, existiert sie allein in unserer Vorstellung. Unser kritisches Denken und unsere Fantasie machen sich Bilder von Welten, die vielleicht einmal entstehen werden. Das beginnt mit Statistiken und ihrer mutmaßlichen zeitlichen Fortschreibung, es endet mit abenteuerlichen Science-Fiction-Technologien, die erst in einigen Jahrtausenden die letzten Grenzen menschlicher Existenz sprengen könnten“, meint der Historiker Jan Ogiermann. Albert Einstein meinte: „Ich Sorge mich nie um die Zukunft. Sie kommt früh genug.“ Und der dieser Tage aufgrund falsch interpretierter Geistes-Wahl-Verwandtschaft zu Unrecht in Verruf geratene verbale Pointilist Karl Valentin hatte konsterniert konstatiert: „Die Zukunft war früher auch besser.“

Jagdgesellschaften hier und dort. Chauvinistische Männerbünde aus der Ära der Jäger und Sammler. Vier- und zweibeinige Hasen jagende Jägermeister. Unzeitgemäß und degoutant?

Gesegnet museale Visitenkarten!

Gesegnet Blicke auf verborgene Schätze!

Gesegnet Unbeugsame!

Gesegnet integrale Intellektuelle!

Gesegnet Rufer in der Wüste!
Gesegnet transzendente Poesie!
Gesegnet Kathedralen des Wissens!
Gesegnet geistreiche Insubordination!
Gesegnet Refugien wider die Verdummung!
Gesegnet Zeugnisse zivilen Ungehorsams!
Gesegnet die Schneekugel der Empörung!

Während in den USA einst das positive Postulat des „Yes, we can!“ regierte, herrscht bei uns das zwischen Lethargie und Nihilismus agierende Protektorat der Pragmatisierung. Im Gegensatz zum Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist Österreich das Land der unbegrenzten Unwahrscheinlichkeiten, zugleich das Land der bekränzten Unmöglichkeiten. Pragmatisch betrachtet heißt das im alltäglichen Sprachgebrauch „Hamma net!“, „Tamma net!“ und „Samma net!“. Conclusio: „Kömma net!“. Unauffällige Gleichmut, die in Wahrheit als Agonie zu bezeichnen ist, „Wie’s ist, ist’s ...“, Langmut à la Delirium tremens, Charakterlosigkeit bis zur Selbstreinigung. Es gilt die Unmutsverschuldung!

Pittoresk der Sturm im Wasserglas. Inszenierung statt Ideologie! Brot und Spiele, Action statt Aktion. Der Operettenstaat mutiert zum Land kollektiven Lächelns. Es gilt die Unmutsverschuldung! Um das demokratische Recht freier Wahlen schmackhaft zu machen, werden anstelle von Versprechen, die einer Idee und einer Ideologie, einer Haltung entsprechen und nicht nur präjudizierende Meinungsumfragen als Klientelpolitik wiedergeben, an die man sich erinnern und deren Nichteinhaltung man einmahnen könnte, Wahlzuckerln verteilt. An Imperitienz und Häufigkeit zunehmend ist die Worthülse, die Sprechblase, sinnentleert und inhaltslos. Unangefochten an der Spitze populistischer Dreistigkeit die unsägliche Floskel „Am Ende des Tages“, gefolgt von sinnentleerten Termini wie „Verteilungsgerechtigkeit“, „unabdingbaren Notwendigkeiten“ etc., etc. Es gilt die Unmutsverschuldung!

Global grassiert die Epidemie namens Entscheidungsallergie. Ein Mantel kollektiven Schweigens verdeckt unangenehme Wahrheiten.

Der Maxime der beinahe in Grundrechtskatalog und Verfassungsrang erhobenen hierarchischen Unveränderlichkeit folgend, mutieren hierzulande seit Generationen obrigkeitsgläubige Steigbügelhalter und veränderungsresistente Wasserträger, dem Postulat des „Hände falten – Goschen halten“ gehorchend, im Lauf ihrer Vita zu waidwunden, geistig pragmatisierten und freundlich abnickenden, dem Paradies der Pensionierung entgegenschmelzenden Küss–die–Hand–Marionetten. Auch für sie gilt die Unmutsverschuldung!

Lethargie und selbstzufriedene Saturiertheit. Dichotomie von Tradition und Moderne, gepaart mit Xenophobie sowie Feindlichkeit gegenüber jeglicher Veränderung und Progressivität. Provinzialismus, oszillierend zwischen Selbstüberschätzung und Minderwertigkeitskomplex. Globalisierungswahnsinn, Bankrotteure, Pleitiers, Turbokapitalismus ohne Verantwortung, ohne soziales Gewissen. Wir bitten Dich, empöre uns!

Vorurteile, Ressentiments und Fremdenhass. Wir bitten Dich, empöre uns!

Perspektivenloser Pragmatismus, subjektive Visionen, substanzlose Obrigkeitsgläubigkeit. Wir bitten Dich, empöre uns!

Respektlosigkeit und beamtete Veränderungsresistenz, Agonie und Aggression. Empöret Euch!

Schuld und Sühne, Selbstbewusstsein und Inferiorität. Unhinterfragt werden Dinge als normal hingenommen, Traditionen und Ressentiments von Generation zu Generation überliefert. Die Mentalität veränderungsresistenter, pragmatisierter „Mir san mir“-Weltverweigerer korreliert perfekt mit grantelnder Larmoyanz, dass „sich ohnehin nie etwas verändern wird“. Solidarität? Verantwortung? Eigenverantwortung? Nur ja nicht über den Tellerrand hinausblicken, bitte. Ein Sturm im Wasserglas der Erkenntnis könnte die Folge sein. Gleichzeitig ist nicht zu negieren, nicht zu bestreiten, dass für alle Genannten sowie für alle nicht explizit Genannten in gleichem Maße Unschuldvermutung und Unmutsverschuldung, gelten. Sic!

Empöret Euch!

An Orten kollektiver Gemeinsamkeit hat man häufig das Gefühl, einsam zu sein, obwohl man nie allein ist. Und gerade in den letzten Jahren wurde augenscheinlich, welchen Stellenwert Kunst und Kultur hierzulande wirklich haben – im krassen Gegensatz zu den Sonn- und Feiertagsreden von sich sonst so gerne und ausführlich in der Sonne der Kultur aalenden Politikern und Würdenträgern, indem sie die Kulturnation in ihren Lobeshymnen beschwören, bevor es ans Buffet geht. Dieser degoutanten, erbärmlich-bigotten Verlogenheit zum Trotz – als Widerpart, als Stachel im Fleisch der Saturiertheit – gilt es, „Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit“ gemeinsam vor den Vorhang zu holen; Auswege aus den gesellschaftlichen und ökologischen Sackgassen zu finden. Eine gelebte, intendierte Wertschätzung schlägt sich denn in jeder bravourös gemeisterten, selbst oktroyierten Aufgabenstellung nieder. Einem Requiem für den Frieden widersagend. Wachsam und achtsam!

Manuel Liebkind begann sich zu wiederholen. „Österreich ist ein Land, das sich Veränderungen wünscht – aber nur unter der Voraussetzung, dass alles so bleibt, wie es ist und immer schon war. Veränderungsresistenz wird in den Verfassungsrang erhoben. Es gilt die gesetzlich dekretierte Unschuldsvermutung; und real die Unmutsverschuldung!“

Empöret Euch!

REZENSIONEN

Dietmar Grieser

Es muss was Wunderbares sein ...

Das Salzkammergut und seine Künstler

Amalthea Signum 2023, 240 Seiten

ISBN 978-3-99050-257-0

Es ist das Los von Sachbuchautorinnen und Sachbuchautoren, dass an ihnen nur die Stoffe interessieren, die sie bearbeiten, nur die Themen, die sie behandeln. Nach ihrer Sprache, nach Stil und Tonlage, die sie wählen, nach der Art und Weise, wie sie Sätze bauen und aus Sätzen einen Text errichten, wird bei ihnen kaum je gefragt; mit welchen Mitteln sie Spannung erzeugen und Neugierde wecken, was sie aussparen und was sie betonen, wo sie sich zurücknehmen und wo sie forcieren, findet nur wenig Beachtung. Wie sehr es aber gerade auch hier, abseits der sogenannten Belletristik, abseits des autonomen sprachlichen Kunstwerks, auf solche Dinge ankommt, zeigt das Beispiel unseres Ehrenmitglieds Dietmar Grieser.

Schon mit seinem ersten Buch, dem 1973 im Fischer Taschenbuch Verlag erschienenen Bändchen „Vom Schloß Gripsholm zum River Kwai. Literarische Lokaltermine“, einer Sammlung von Reportagen von den Schauplätzen der Weltliteratur, erwarb er sich den Ruf eines tiefen Rechercheurs von einigem Spürsinn, der es versteht, die Ergebnisse seiner Recherchen in lockerer, leichtfüßiger Form, nie aber seicht und auf schnelle Sensation bedacht, vor einem breiten Publikum zu präsentieren. In dem halben Jahrhundert, das seither vergangen ist, hat er mit einer langen Reihe von Büchern seinen Rang als einer der erfolgreichsten, meistgelesenen kulturhistorischen Sachbuchautoren des Landes

gefestigt. Ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner Arbeit ist seiner Wahlheimat Wien gewidmet, den vielen bemerkenswerten Charakteren, die sie in ihren Bann gezogen hat, den vielen, oft kuriosen Geschichten, die sich in dieser Stadt zugetragen haben, den vielen Lebenswegen, die sich aus allen vier Winden in ihr begegnen. Man hat es ihm erst kürzlich gedankt, mit der Verleihung des neu geschaffenen Preises für besondere kulturelle Verdienste um die Stadt Wien.

Nicht nach Wien, nicht ins kreative Milieu der Donaumetropole, sondern in ihre sommerliche Dependance, in das Salzkammergut mit seinen mondänen Sommerfrischen seinen Seen und Bergen, seinen Kurorten und Bauerndörfern, führt uns Grieser in seinem mittlerweile längst vergriffenen Buch „Nachsommertraum“ von 1993, das nun unter dem Titel „Es muss was Wunderbares sein ...“ neu erschienen ist. Der Autor hat die einzelnen Episoden in eine neue Ordnung gebracht (stand in der Originalausgabe Stifters „Bergkristall“-Urerlebnis in Hallstatt an erster Stelle, so bildet nun Gustav Mahlers Flucht vor dem Lärm der Welt in sein Tuskulum Steinbach am Attersee den Auftakt), er hat manches ersatzlos gestrichen (wie etwa die Episoden rund um den Operettenkomponisten Leo Fall und den Dichter Alexander Lernet-Holenia), anderes (wie die Episoden um Viktor Kaplan, den Erfinder der Schiffsschraube, und die Schilderung, wie Felix Salten in der Sommerfrische die entscheidende Inspiration für seinen weltberühmten Tierroman „Bambi“ fand) wieder an passender Stelle ergänzt. Kurzum, kein neues, sondern ein rundum erneuertes Buch ist es, was er hier vorlegt.

Jene, die Grieser bereits kennen und ihn Jahr um Jahr und Buch um Buch auf seinem Weg begleitet haben, werden Vertrautes wiederfinden, jenen hingegen, die 1993 noch nicht auf der Welt oder noch zu jung waren, um schon zur Gemeinde des Autors zu gehören, mag dieses Buch als Einstieg dienen. Und es ist fürwahr kein schlechter Einstieg in das Werk dieses Autors, vereint es doch alle typischen Eigenschaften und Qualitäten seiner Literatur: die Nähe zu den Quellen, das behutsam und gekonnt dosierte Originalzitat, die Fähigkeit, sich in das Damals zu versetzen, ohne dabei das Wissen von heute zu verleugnen, und nicht zu-

letzt: die Kunst zu pointieren, schon mit den ersten, zwei, drei Sätzen mitten ins Geschehen zu führen. Manchmal setzt Grieser ganz klassisch ein, mit der Angabe von Ort und Datum („Wien, 13. Juni 1949“), umreißt die historische Situation mit wenigen Strichen („Die kriegszerstörte Staatsoper ist noch Baustelle ...“) und geht gleich in medias res, zieht uns ohne lange Erklärungen ins Geschehen („Dennoch ist das berühmte Haus am Ring an diesem Frühsommertag Anziehungspunkt Tausender Musikbegeisterter“). Er verwendet das ganze Instrumentarium der Erzählkunst, Zeitraffung und Zeitdehnung, Rückblende und Vorausdeutung, er kennt den allwissenden Erzähler ebenso wie den immanenten, personalen Erzähler, der auf Augenhöhe ist mit den Figuren, mit ihnen räsoniert und ratlos ist, mit ihnen plant und sucht und sinniert: „Berchtesgaden, wo man im Vorjahr die Sommerferien verbracht hat, war schön, aber mit zu viel Ablenkung verbunden. Wie soll man da zum Komponieren kommen?“ Derart unvermittelt beginnt die Mahler-Episode. Wüsste man nicht, dass sie in einem populärhistorischen Sachbuch steht, man würde sie glatt für den Anfang einer Kurzgeschichte halten, einer fiktiven Erzählung rund um reale Figuren vielleicht. Hier, an Stellen wie diesen, offenbart sich Griesers literarische Qualität, seine Begabung als Erzähler und seine Güte als Stilist.

Einen Sinn für attraktive Themen und ergiebige Quellen hat manch einer und hat damit schnellen Erfolg, die Kunst aber, eine Geschichte faktengetreu zu erzählen, ihr dabei ein Gesicht und eine Stimme zu geben, Rhythmus und Atmosphäre, einen musikalischen Verlauf mit Thema und Variation, mit Auftakt und Schlussakkord, macht den entscheidenden Unterschied, und es ist immer wieder ein beglückendes Erlebnis zu sehen, mit welcher Souveränität Dietmar Grieser diese Kunst beherrscht.

Christian Teissl

Gregor Auenhammer und Gerhard Trumler
Die Brunnen Wiens
Eine feuilletonistisch-fotografische Expedition
Verlag Bibliothek der Provinz 2022, 416 Seiten
ISBN 978-399126-153-7

Brunnen dienen in erster Linie der Wasserversorgung, können aber auch Kunstwerke sein. Sie regen offenbar besonders und immer wieder dazu an, verziert zu werden. Davon gibt es in dem Buch „Die Brunnen Wiens“ zahlreiche Beispiele. Verschiedenste Brunnen werden auf großen und kleinen, schwarz-weißen und farbigen Fotos dem Leser präsentiert, aber auch sehr alte Brunnen, die nicht mehr existieren, in alten Stichen. Die Wasserversorgung war für jeden kleinen Ort ein wichtiges Problem, um so mehr für eine Stadt von der Bedeutung Wiens, und das schon zur Römerzeit. Seitdem wurde immer wieder versucht, die Stadt ausreichend und möglichst mit bestem Wasser zu versorgen. Die Brunnen Wiens haben also eine sehr lange Geschichte, mit vielen Mühen und Überlegungen verbunden, welche nicht immer zielführend waren. Wasserfälle einerseits und Krankheiten wie die Cholera andererseits gehören ebenfalls zur Entwicklung der Wiener Wasserversorgung. Wasser wurde schließlich weitergeführt, um das Problem zu lösen, zuerst die albertinische Wasserleitung um 1804, dann die Kaiser-Ferdinands-Wasserleitung. Um 1835 wurde mit ihrem Bau begonnen. Die erste Wiener Wasserleitung folgte 1873 und schließlich die zweite Wiener Wasserleitung um 1910. Seitdem ist die Wasserversorgung Wiens weitgehend gesichert und gesichert. Das Wiener Wasser hat sogar einen besonders guten Ruf als Wiener Hochquellenwasser.

Bis es so weit war, existierten in Wien jedoch ca. 10 000 Hausbrunnen von unterschiedlicher Wasserqualität. Neben der Trinkwasserversorgung war aber auch die Hygiene schon im Mittelalter ein Thema; darauf verweisen die vielen Badestuben, welche sich bis ins 19. Jahrhundert hielten. Das Stubenviertel hat noch seinen Namen davon. Begleitet wurde die reine Wasserversorgung durch Brunnen, die zunehmend

künstlerische Gestaltung fanden. Der älteste original erhaltene öffentliche Brunnen Wiens stammt aus dem Jahr 1552, liegt im Zentrum Wiens, ist leicht zugänglich und leicht zu finden, nämlich im Schweizer Hof der Hofburg. Seine Dekoration ist noch relativ unauffällig und bescheiden. Das sollte sich mit der Zeit ändern: Es entstanden Prachtanlagen wie der Hochstrahlbrunnen, der Neptunbrunnen in Schönbrunn am Fuß der Gloriette oder der Brunnen im Belvederegarten.

Das Buch ist ein Spaziergang durch Wien von Brunnen zu Brunnen, großen und kleinen, von denen man viele schon gesehen hat, ohne sie weiters zu beachten oder Näheres von ihnen zu wissen. Es öffnet die Augen, informiert über zuweilen Erstaunliches, macht neugierig, wirft Fragen auf und stellt vielfältige Zusammenhänge her. Der Text folgt nicht der topografischen Ordnung, sondern folgt der Chronologie, aber immer wieder mit Rückblenden von der Gegenwart in eine Vergangenheit, in der sie verwurzelt sind, durch Baustil und Geschichte. Wasserversorgung, Architektur, Kunst und Politik stellen sich als eng miteinander verbunden heraus. Diesbezügliche Entwicklungslinien werden deutlich und sichtbar gemacht.

Der Kommentar schwankt zwischen ernsthafter Information und leichtfüßigen, zuweilen ans Poetische grenzenden Exkursen. Manche Leser werden es mögen, andere werden sich vielleicht weniger Abschweifungen, Humor und Ironie wünschen.

Bemerkenswert ist auch das Format des Buches, 30 cm hoch und etwas über ein Kilo schwer, was den Transport nicht ganz leicht macht, der Attraktivität, besonders der vielen großformatigen Fotos, jedoch zuträglich ist. An den Textteil ist ein Orts-, ein Personen- und ein Sachregister angeschlossen, mit deren Hilfe der Standort der Brunnen leicht gefunden werden kann, wenn man solches vorhat.

Bernhard Heinrich

Etela Farkasová

Beflügelt

Roman

Anthea Verlag 2024, 292 Seiten

ISBN 978-3-89998-430-9

Eine Frau sucht nach einem Verlust Orte auf, die sie gemeinsam mit dem Verstorbenen gerne besucht hat. Langsam nur enthüllt Etela Farkasová, dass es sich dabei um einen Hund, einen Spaniel, handelte, dessen Tod die ohnehin psychisch labile Protagonistin vollkommen aus der Bahn zu werfen droht, zumal der Hund offenbar von einem Nachbarn vergiftet wurde, sich noch dazu ihre einzige Freundin von ihr abwendet und vollends dem Alkohol verfällt. Die Protagonistin vereinsamt immer mehr, kann auch ihrer Arbeit als Illustratorin kaum noch nachgehen. Schließlich schafft sie es, sich bei einer Psychiaterin Hilfe zu holen.

In Rückblenden und Erinnerungsfetzen entwickelt Farkasová das tragische Leben ihrer Heldin: von der Mutter aus der gewohnten Umgebung in Bratislava gerissen, erst nach Israel, dann in die USA versetzt, der geliebte Vater folgt erst Jahre später. Sie findet ihre Bestimmung in der Kunst, Malerei und Keramik, lernt einen Maler kennen und lieben. Die beiden heiraten, teilen ein Atelier. Es scheint, als hätte sich das Leben der Protagonistin, die namenlos bleibt, zum Positiven gewendet. Das Schicksal schlägt allerdings wieder zu, als sie auf der Suche nach einer Videokassette auf Filme und Fotos stößt, die ihren Mann bei pädophilen Handlungen zeigen. Der Prozess und die anschließende Scheidung sind äußerst belastend. Für einen Neubeginn zieht sie in ihre alte Heimat Bratislava. Nach dem Verlust des Hundes gründet sie, unterstützt von der Psychiaterin, einer Spaniel-Züchterin und der Verkäuferin eines Tierwarengeschäfts, eine neue „Familie“, bestehend aus einem traumatisierten Hund, einem ausgesetzten Kätzchen, einem hässlichen Welpen und zwei Wellensittichen. Auch eine neuerliche Annäherung an die Freundin gelingt.

Das eigentliche Thema Farkasovás ist aber die Weitergabe von Trau-

mata an die nachfolgenden Generationen. Die Protagonistin versteht das Verhalten ihrer Mutter erst, nachdem sie beim Räumen der elterlichen Wohnung Briefe findet, aus denen hervorgeht, dass sie das Ergebnis einer Vergewaltigung im Konzentrationslager ist, ihre Mutter das Kind nicht austragen wollte, der Vater eigentlich der Stiefvater ist, der versprochen hatte, immer für beide da zu sein. Das Gefühl, nicht gewollt zu sein, hatte verheerende Auswirkungen auf das Leben der Protagonistin. Auch die neue Freundin hat an ihrem Schicksal zu tragen, die Tochter eines Nazi-Verbrechers zu sein. Etela Farkasová gelingt es, diese Ereignisse schlüssig und gut nachvollziehbar zu schildern. Sie findet für die Geschichte ein ungewöhnliches, versöhnliches, aber keinesfalls kitschiges Ende.

Die Sprache ist ruhig, unaufgeregt und sehr präzise, ohne falsches Pathos. Besonders am Anfang des Romans hätten Lektorat und Korrekturen etwas sorgfältiger arbeiten können: Die Zeitenfolge kommt mitunter etwas durcheinander. Einige recht sperrige Formulierungen dürften der Übersetzung geschuldet sein.

Wenn man bereit ist, sich mit dem unbequemen Thema auseinanderzusetzen und die geschilderten Ereignisse als Erklärung für die Schicksale vieler Menschen – nicht nur der Kriegs- und Nachkriegsgeneration – zu sehen, lernt man, weniger schnell mit Urteilen zu sein und mehr Empathie zuzulassen.

Sascha Wittmann

Helga Schick Tanz
per Bus und Bahn mit Buch ...
Mitteilungen von Lesereisen
Verlag Liber Libri 2024, 346 Seiten
ISBN 978-3-85481-057-5. 346 Seiten

Der Untertitel wäre noch zu ergänzen mit: Lesereisen zu Schulkindern; und/oder: im Wesentlichen in den Jahren 1982 bis 1985; und/oder: mit wenigen Ausnahmen in die österreichische Provinz im erweiterten Weichbild des Wiener Raums (mit den seltenen Ausnahmen Linz, Graz, Salzburg); und/oder: als Kommunikation mit dem etwa gleichaltrigen Grafiker Peter Stöger, also ebenfalls anfangs der vierzig. Diese zusätzlichen Angaben tragen eine Besprechung des Buchs ebenso wie die eigene und zeitweise ebenso eigenwillige Sprache. Es ist deshalb richtig, die Autorin häufig selbst sprechen zu lassen ...

Meist handelt es sich um Briefe mit festem Datum, allerdings fast ausnahmslos unterwegs während der Fahrten geschrieben, damit nicht unbedingt in einem Stück, sondern je nach Situation auch als Annotationen zwischendurch bei Wartezeiten oder im Zugcoupé am selben Tag von kurzer Notiznatur. Letzteres nimmt in den späteren Monaten eindeutig zu, was mit dem überdeutlich gewordenen Gesprächscharakter zu tun hat ... und damit mit dem Adressaten. Doch dazu später. Jedenfalls gilt in jedem Einzelfall: *Doch wie immer chronologisch. Heißt das nicht zeitverständlich?* (S. 174)

Inhaltlich dreht es sich um Erlebtes während der Reisen mit dem öffentlichen Verkehr, während der oft langen Fußwege, bei der Inspektion der Schulorte und ihrer Umgebung, im Beobachten während der Lesungen. Die zeitlichen Umstände, auf die die Autorin im Vorspann ausdrücklich aufmerksam macht, wie das Fehlen von Handy oder gar Smartphones, die fast unerlässlichen Wechsel von Bahn zu Bus oder von Bus zu Schusters Rappen oft über viele Kilometer hinweg und zusätzlich bei jedem Wind und Wetter, die notwendigen örtlichen Erkundigungen allein über angetroffene Ortsansässige oder gar Telefonzellen

respektive -bücher – *inzwischen ein Stück Zeitgeschichte, tempi passati* (S. 8) – kurz, die nicht nur aus heutiger Sicht einfachen Lebensumstände fördern das genaue Hinschauen ebenso wie die Empfindlichkeit für Stimmungen ebenso wie das (oft rasche) Festhalten von Gedachtem und Gefühltem, *dieses Stück(s) Leben im Monolog der Briefe* (S. 8). Wobei man korrigieren möchte: beileibe kein „einfaches“ Selbstgespräch, sondern vielmehr ein erklärendes Sich-Aussprechen zu einem trotz räumlicher Distanz intim bekannten Gegenüber. Das Gekonnte liegt – trotz der letztlich immer wieder, manchmal bis in die Details vergleichbaren Situationen – in den unterschiedlichen Facetten, deren Wirkung auf Raum und Menschen ganz persönlich und nachvollziehbar verifiziert wird. Etwa: *Überhaupt sind die Orte, von klein bis groß, alle sehr reputierlich und ansprechend* (162), oder *Nur einige Kilometer braucht's weg von Wien, und schon steht die Entfernung im Ausdruck der Gesichter vermerkt* (S. 248), oder *Ich mag die heutigen (7. 12. 1984) Landschaftsfarben, lauter Dekadenz, erdgrau, stumpfgrün, mattschwarz, und alles durch den Nebelfilter* (S. 278/279), oder *Hab auch gemerkt, dass man Alter am Gang erkennt ...* (S. 305) Es wird niemals zu viel, ja niemals genug: *Gedanken sind Ameisen, die Nadel um Nadel heranschleppen, um einen Haufen zu türmen* (140).

Die Beschreibung des Sichtbaren wandelt sich dadurch zum ganzheitlich Gesehenen, ein fundamentales Kriterium für die Schriftstellerei: *In der Natur löst sich so viel vom Druck* (S. 227). Auch heißt es: *Ich lief, wie oft im Traum, in einem Stiegenhaus, Stockwerk um Stockwerk hinab* (S. 251) ... dies gleichsam als Echo der besuchten Schulhäuser. Und im novembrigen Gablitz sieht sie *eine Milchpfefferkatze hinter einer Fensterscheibe. Ein nackter Baum, entblättert bis auf einige Verdorrte, wie ein fruchtbares Gerippe schwarzgrau in der Sonne, vollbehangen ...* (S. 247). Über allem könnte als Motto stehen: *Auch wo fast nichts ist, kann es schön sein* (S. 136), hinter das man als Lesender gerne ein Ausrufezeichen setzte.

Vielleicht erleichtert(e) der Abstand von rund vier Jahrzehnten die Publikation solch vieler nachdenklicher und vertiefter Gedanken – *Grü-*

beln kommt von Grube. In der Grube der Gedanken graben (S. 206) – sowie reichlich offener und unverfälschter Passagen, ja auch intimer Bekenntnisse, Letztere sicherlich auch möglich nach dem 1993 erfolgten Tod des Adressaten.

Diese Beziehung wandelt sich von einem geistigen Austausch ab dem Beginn am 17. Juli 1982 zum „Du“ ab dem 21. Oktober 1983 *mit einem anderen Gefühl, (...) einem gutem, warmen, vertrauten, zutraulicheren (...), denk ich doch jetzt an Dich als Ganzes, nicht nur die Liebe auf den Verstand konzentriert* (73). Dieses Denken an das Gegenüber grundiert alle Briefe: *Für mich und mein Erinnern reicht das Tagebuch, die Briefausführung ist ja für Dich* (S. 139), und erlaubt nicht nur den Mitteilungsdrang, sondern vielfach die Spiegelung von Gedankenverbindungen ... und kann die im Lauf der Monate zunehmenden und eindringlicher werdenden Liebesbeteuerungen nicht hindern.

Genauso freimütig und ehrlich stellt sich die Briefschreiberin selbst vor. Die Begleitmusik ergibt sich aus den alles andere als einfachen Umständen neben dem Broterwerb im kaufmännischen Bereich: das sehr frühe Aufstehen meist freitags und/oder samstags nach oft schlechtem Schlaf, das teilweise alles andere als bequeme Umsteigen auf den öffentlichen Linien Wiens bis hin zu Renneinsätzen, eine gewisse Platzangst: *Das alte Lied, ich bin sehr froh, nicht täglich zwischen den Massen* (S. 293), darum sind die Fahrten auch immer wieder Befreiung: *immer nur enge Mauern, Wohnung, Comptoir, Stadthäuser herum, bedrückt schon; ich merk jetzt, wie gut es tut, ins Weite zu blicken* (S. 327), die einsame, oft langwierige Suche nach wind- oder sonnengeschützten Plätzen zum frugalen Verzehr (fast immer Brot, Käse und Obst), das stete Ausforschen von halbwegs passablen „Örtlichkeiten“ und nicht zuletzt die hohe Geruchsempfindlichkeit, die Anfälligkeit für trockene Luft in stickigen Räumen bei Sauerstoffmangel. Hinzu kommen Tageskondition und die ungute finanzielle Situation mit Reiseausgaben, magerem Honorar und der jeweils bleibenden Hoffnung auf Umsatz durch die Bücher; die Stoßseufzer sind kaum zu vermeiden. So etwa am 30. März 1984: *Sicher dauert's noch 1 Jahr, bis die Auflage verkauft, dann geh ich zu einem Ver-*

lag, berichte, dass ich selber 5000 Bücher verkauft, 100 Schulen besucht, mein eigener Werbechef bin und daher weiß, dass das Buch ankommt ...
(151)

Umso erstaunlicher, dass das Schriftbild – zumindest gemäß dem beigefügten Faksimile – äußerst flüssig, ordentlich (etwa mit fast korrekt linksbündigen Zeilenanfängen) gesetzt und gleichmäßig im Duktus bleibt. Darin wird wohl auch das Bewusstsein einer Schreibenden manifest: Die Sprache verbleibt zwar auf der Basis eines gewissen mundartlichen Tons bis hin zu unvollständigen Sätzen in altertümlicher Perfektform ohne Hilfswort oder Anmerkungen als, aber sie wird durchwirkt von vielen vollmundig-erfrischenden, *beschreibungsgewandten* (S. 26) Adjektivbildungen wie *graphischwinternackte* (Bäume) oder *blauhimmelschön* (S. 89) bzw. *schlafdösendtagträumend* (78) angesichts der *Vissavislinge* (S. 80), ebenso im aufblitzenden Bildungsgut in *anspielungs-gesättigten* Beschreibungen von der *nettländliche(n) Sitte* (S. 75) bis hin zur *Reiser(o)ute* (19). So ergibt sich ein „plastisches“ Bild der alltäglichen Vorkommnisse, bei aller Lebendigkeit durchaus präzise auf die Verständigung bezogen. (Dabei mag die jahrelange Erfahrung der Übersetzung aus dem Dänischen positiv Pate gestanden haben.)

Sich verständlich machen, sich auf die Partnerschaft einstellen, Mitteilungen bündeln: All diese Qualitäten kommen zum Durchbruch bei der Kernaufgabe: dem Vorlesen vor Kindern der ersten Schulklassen, das in seiner Lebendigkeit zum eigentlichen Miterleben aufruft, weil *nicht nur Zuhören, sondern auch Zusehen (...)* Vergnügen bereitet (81), oft direkt greifbar: *Zum Schluss lagen sie am Bauch, die Hände aufgestützt, das zeigt, wie ich weiß, höchstes Wohlbefinden* (S. 257). Der Hit dabei ist offenbar das „Tierarium“ und darin eine Affengeschichte, die (spätestens) das frontale Gegenüber auflöst. *Ja (...), mein Erfolg, es ist überall bei den Lehrern das gleiche Wundern* (S. 77). Eine Art anderes Wundern, das sei erlaubt anzumerken, ergibt sich bei Feststellungen, die trotz des Abstands von rund 40 Jahren aktuell anmuten, wie in den folgenden Stichproben: *Klage des Direktors (...), dass nicht einmal (...) die Kinder flüssig lesen und einen Satzsinn wiedergeben könnten* (S. 175)

bzw. dass sich die Kinder in den Ferien nicht erholen, da sie auf Fernreisen mitmüssen (S. 226).

Das Ende des Briefkontakts reflektiert offensichtlich einen Lebensabschnitt in einem datumsmäßig nachgeschobenen Schreiben. *Ich bin auch innerlich alt geworden in diesen 5 Jahren Lesereisen, es wurde mir bloß durch alle Geschehnisse nicht sofort klar* (S. 316). Denn: *Es ist genug. Irgendwie find ich's jetzt an der Zeit, strapaziös genug war es ja, schön auch, sollte zufrieden und nicht traurig sein* (28. 6. 1985; S. 319). Dabei macht nicht allein der Rückblick das Buch lesenswert. Als Fazit darf gelten: Es ist neben den vielen zuverlässigen Beobachtungen des Kleinen im Alltag nachgerade deren Umsetzung in eine persönlich gehaltene Sprache, die den individuellen Wert des Buchs ausmachen.

Martin Stankowski

Irene Diwiak

Sag Alex, er soll nicht auf mich warten

C. Bertelsmann 2023, 368 Seiten

ISBN 978-3-570-10468-2

Erfindung einer Begegnung

Es ist ein Wagnis, die Geschichte einer gutdokumentierten und historisch ausführlich analysierten, gegen das NS-Regime kämpfenden Widerstandsgruppe in literarischen Stoff zu verwandeln. Die in Graz geborene Irene Diwiak erklärt in ihrem Nachwort, warum sie sich der „Weißen Rose“ angenommen hat. Sie bekennt unter anderem, dass Widerstandsgeschichten Geschichten der Hoffnung sind. Genau diesen Geist vermittelt dieses ausgesprochen genau recherchierte Buch, das sich als Fact-in-Fiction-Komposition verstehen lässt. Wenn auch die Briefe, Tagebucheinträge und weiteren Materialien viele biografischen Schlüsse nahelegen, so ist doch die direkte Rede und die Festlegung verschiedener Befindlichkeiten dieser historischen Protagonisten ganz der kreativen Kraft und literarischen Ausformung der Schriftstellerin

überantwortet. Das kann schiefgehen, zumal gerade die beiden Geschwister Hans und Sophie Scholl rasch zu Ikonen des innerdeutschen Widerstands gegen die Nazis wurden. Doch Diwiak entwirft vitale Charaktere und zeigt ihre Widersprüchlichkeiten plastisch auf. Hans Scholl ist zunächst ein erklärter Sympathisant der Nationalsozialisten und ändert angesichts des Krieges und der wachsenden Repression innerhalb Deutschlands seine Gesinnung. Zumal es insbesondere die so verständlichen wie allgemeinen Themen Heranwachsender sind, die nicht den Widerstandskämpfer Scholl, sondern den jungen Erwachsenen mit seinen erotischen Neigungen und seiner Lust an Ungebundenheit porträtieren. Als Lesender nimmt man genau an diesen feinfühlig geschilderten Entwicklungen Anteil.

Eine europäische Freundschaft

Im Mittelpunkt von Diwiaks Roman steht die Freundschaft von Hans Scholl und Alexander Schmorell. Sie bewegen sich aus verschiedenen Welten aufeinander zu. Der aus Ulm stammende Scholl hat eine starke Neigung zu Philosophie und Religion, während Schmorell seiner alten Heimat Russland nachträumt. Seine Familie musste angesichts der proletarischen Revolution flüchten. Verstärkt ist der Verlust der Herkunft durch den frühen Tod der Mutter Natalija 1918. Gekonnt skizziert die 32-jährige Autorin innere Motive. So heißt es auf Seite 56 zur Psychologisierung Schmorells: „Es ist schon eine gewisse tragische Komik dabei, wenn einer in jeder Frau seine Mutter sucht und dann seine Stiefmutter findet.“ Das ist nicht nur pointiert, sondern zeigt treffsicher den Hang zur Unerfülltheit, den Alexander „Schurik“ Schmorell pflegt. Besonders deutlich wird dies anhand der Schwärmerei für die verheiratete Angelika (Angeli) Probst, der Schwester des ebenfalls zur „Weißen Rose“ zählenden Christoph (Christel) Probst. Das Personal ist umfassend, und dennoch fokussiert die Schriftstellerin auf die beiden Männer Scholl und Schmorell. Wie sie sich eher beiläufig, ja skurril kennenlernen, wie sie einander aufgrund ihrer Verschiedenartigkeit zu faszinieren beginnen. Immer wieder sind es häusliche Zusammenkünfte, etwa in der Münchner Villa der Schmorells. Der

Vater Hugo hat als Arzt Karriere gemacht; das bürgerliche Leben scheint vorgegeben, denn schließlich studiert auch Alexander Medizin.

Widerstand als graduelles Gären

Auch Schmorell ist kein Widerstandsgeist aus ideologischer Überzeugung. Er muss erst zu einem erklärten Gegner der Nazis werden und will doch bis zum Schluss Pazifist bleiben, weil er mehrfach wiederholt, weder einen Deutschen und schon gar nicht einen Russen ermorden zu wollen. Es ist der Einsatz an der russischen Front in der Oblast Smolensk, der Hans und Alexander die Unmenschlichkeit und den Irrsinn dieses Krieges vor Augen führt. Obwohl sie von besonderen Gräueln verschont bleiben, leisten diese Erfahrungen die entscheidenden Prägungen, damit sie ihre Flugblätter noch vehementer und flächendeckender vervielfältigen. Auch formiert sich an der Front die Kerngruppe breiter, es stößt Willi Graf hinzu. Während in Deutschland Sophie Scholl das Unrecht resoluter aufzeigen möchten.

Es sind junge Menschen, die hier zueinanderfinden und wider ihre Absichten eine historische Rolle einnehmen. Gerade die Schlampigkeit und Naivität, mit der die Gruppe ihre Guerilla-Aktivitäten umsetzt, macht sie zu Normalsterblichen. Am ehesten ist noch Sophie Scholl begabt darin, erfolgreich Widerstand zu leisten und dabei die Quellen zu verschleiern. Mehrfach ermahnt sie sowohl ihren Bruder als auch Schmorell, Originale zu vernichten und Spuren zu tilgen. Insbesondere die Jugendhaftigkeit der Revolutionäre erzählt aber am intensivsten vom Aufbegehren gegen Unrecht. Es ist keine ideologisch geeinte oder persönlich reife Gemeinschaft, die sich auflehnt. Es sind Menschen, die sich zu einem politischen Bekenntnis gezwungen sehen. Schwärmerisch wie Hans Scholl, aufbrausend wie Alexander Schmorell oder planvoll vorausschauend wie Sophie Scholl. So unterschiedlich die Charaktere sind, so sehr verbindet sie ihr gemeinsames Ziel.

Menschen, keine Übermenschen

Der Roman befasst sich eben nicht mit dem Ende dieser Menschen, sondern mit ihren Anfängen. Mit dem Erwachen einer politischen Haltung und der Reibung, die junge Menschen suchen. So erscheint das Ent-

stehen der „Weißen Rose“ als etwas Selbstverständliches und Niederschwelliges, geboren in einem Wohnzimmer, umgesetzt mit einfachen Mitteln und nicht getragen von einer komplexen Organisation, sondern von Einzelnen, die den moralischen Kompass fassen möchten.

Den russischen Angriff in der Ukraine am 24. Februar 2022 konnte die Autorin während der Arbeit an ihrem Roman nicht erahnen. Doch die Freundschaft eines Russen mit einem Deutschen wie sie bildmächtig in dem Satz *Sag Alex, er soll nicht auf mich warten* spürbar wird, mahnt einen anderen Umgang miteinander ein. Diese Aufforderung soll im Übrigen Hans Scholl am 18. Februar 1943 Gisela Schertling zugerufen haben, als er beim Verteilen der Flugblätter an der Universität in München festgenommen wurde. Schon vier Tage später werden er, Sophie und Christoph Probst hingerichtet. Später im Jahresverlauf exekutiert das Nazi-Regime mit Alexander Schmorell, Willi Graf und Kurt Huber weitere Mitglieder der „Weißen Rose“ und bringt diesen wie viele weitere Widerstände gegen den faschistischen Wahnsinn zum Verstummen.

Alexander Peer

Peter Paul Wiplinger

Lyrik

1000 ausgewählte Gedichte. 1960 bis 2023

Löcker Verlag 2024, 654 Seiten

ISBN 978-3-99098-186-3

Zeitlos

Er weiß, dass er nicht mehr viel Zeit hat. Er weiß, worauf es im Leben wirklich ankommt. Und er weiß auch, dass literarische Worte womöglich ungehört verhallen. Aber damit wollte er sich nie abfinden: Er beehrte auf, wollte sich den Mund nicht verbieten lassen; mit seinen Texten, hauptsächlich Lyrik, brandmarkte er die Irrungen der Gesellschaft und ihre gewalttätigen Auswüchse, den Krieg, den Totalitarismus, die Ungerechtigkeit. Dieses Aufbegehren trägt einen Namen: Peter Paul Wiplinger.

Er, 1939 als jüngstes von zehn Kindern im oberösterreichischen Haslach geboren, wuchs die ersten Jahre seines Lebens amtlich in den „Donaugauen des Deutschen Reiches“ auf, wurde von einem linientreuen Kindermädchen gepeinigt, das er im Gedicht KINDERERZIEHUNG (S. 574) auf die folgende Weise verewigte:

(...)

du fratz du elender nichtsnutz

du verdammter rotzbengel du

hast du nicht gehört was ich sage
wehleidigkeit kannst du dir sparen

aus dir mache ich auch noch einen
einen solchen wie die anderen sind

dann noch zwei saftige ohrfeigen
als wortlose brennende draufgabe

ich aber schweige die ganze zeit
denke mir und male mir dabei aus

wenn ich einmal groß bin dann
bringe ich dieses naziweib um

Es gelang ihr nicht, ihn zu „einem solchen“ zu machen, doch sie trug dazu bei, dass der Heranwachsende die herrschende Ideologie und die sie ausführenden Menschen als gefährliche Bedrohung erkannte. Als er dann, im Alter von siebzehn, von den Konzentrationslagern und den millionenfachen Morden erfuhr, keimte ob des Entsetzens eine literarische Grundeinstellung: Nicht der kunstvoll geschmiedete Vers sollte im Vordergrund stehen, nicht das intellektuelle Spiel mit der Sprache und nicht hermetisch verkapselte Bedeutungsassoziationen; er wollte ansprechen, was andere ignorierten, sichtbar machen, was andere negierten. Dem im Österreich der Nachkriegsjahre so charakteristischen

Schweigen setzte er sein entschiedenes Wort entgegen. Dazu AN EUCH
AUSGELÖSCHTE (S. 231):

euch alle
jeden von euch

möchte ich zurückholen
aus dem schweigen

ins wort
ins lebendige dasein

dem grauen
den eintritt verwehren

in unser leben
ins nächste jahrhundert

gemeinsam eine mauer bilden
gegen jede art von zerstörung

den haß vielleicht
mit liebe löschen

und kämpfen mit euch
gegen den wahnsinn der welt

Mit „Lyrik. 1000 ausgewählte Gedichte. 1960 bis 2023“ erschien ein ziemlich dickes Buch. Es enthält etwa ein Sechstel von Wiplingers Lyrikwerk, und darunter befinden sich auch Gedichte, die bisher noch in keinem anderen Buch abgedruckt waren. Gekennzeichnet sind diese nicht, aber das spielt auch keine Rolle, denn „Lyrik“ können und sollen wir als abgeschlossenes Werk lesen, als eine zeitlose Anthologie, die uns nicht nur, wie Franz Kafka einmal schrieb, „mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt“, sondern auch den Autor Peter Paul Wiplinger näherbringt.

Dieses Buch enthält politische und gesellschaftskritische Texte, wie sie bereits Dutzende seiner Bände füllen, aber auch sehr persönliche Texte. Dazu zählt etwa eine ganze Reihe von Liebesgedichten, von denen viele bloß die Überschrift LIEBESGEDICHT tragen, also eigentlich gar keinen echten Titel aufweisen. 1989 erschien im Grasl-Verlag der Band „HERZSCHLÄGE“ mit Liebesgedichten; auch darin finden sich keine Titel. Die meisten Liebesgedichte sind kurz, enthalten schlichte, gefühlvolle Bilder und sprechen oftmals die Fragilität der Liebe an.

unserer worte

flügelschlag

unser schweigen

ein schattenreich

unsere berührung

stillstand der zeit

DU (S. 123)

du bist gedanke

letztes bild

du bist ein leuchten

spät und mild

du bist ein abschied

Die beiden obigen Gedichte, das erste ohne eigenen Titel, wurden 1980 geschrieben. Die zeitliche Einordnung ist möglich, weil unter jedem Gedicht ein Datum steht; entweder ein Tagesdatum oder Monat und Jahr – ein Merkmal, das auch die meisten anderen Lyrikbände kennzeichnet.

Ebenso persönlich sind jene Texte, die sich um Familienmitglieder drehen, allen voran die Geschwister, sowie um Freundschaften und Kolleg*innen. ERINNERUNG AN DICH (S. 414) schrieb Wiplinger zum Gedenken an Alois Hergouth, DEIN STERBEN (S. 220) ist eine gefühlvoll-schmerzliche Er-

innerung an die Mutter, bei FÜR MEINE TOTEN BRÜDER (S. 104) spricht der Titel für sich selbst. In BRIEF AN DICH (S. 276) von 1989 ist abermals von einem Grab die Rede, doch ohne profunde Kenntnisse vom persönlichen Umfeld des Autors lassen sich diese Zeilen wohl nicht entschlüsseln; was auf die Leser*innen jedoch überspringt, ist die tief empfundene Emotionalität dieser Zeilen. Überhaupt handeln solche Gedichte in erster Linie vom Sterben, von Trauer und Verlust; Texte über die Lebenden packte Wiplinger indessen in den Prosaband „Schriftstellerbegegnungen“ (2010), der sich fast wie ein Autorenlexikon liest. In DAS BIN ICH (S. 560) finden sich folgende Zeilen:

(...)

ich bin jener
der mozart-musik liebt
ich bin jener
der mit dir seit 40 jahren lebt
ich bin jener
der nicht mehr an gott glaubt

(...)

ich bin jener
der leidenschaftlich gerne lebt
ich bin jener
dem der abschied sehr wehtut
ich bin jener
der sich in der stille wiederfindet

(...)

ich bin jener
der am liebsten einfach nur so dahinleben möchte
ich bin jener
der aber weiß daß das
einmal sein ende haben wird

Manche Begriffe kommen wiederholt vor, begleiten die Verse treu durch die Jahre. Dazu gehören der Abschied, das Ende und natürlich der Tod – verständlicherweise gehäuft im vergangenen Jahrzehnt, doch auch in den frühen Gedichten, aus den Sechziger- und Siebzigerjahren ist bereits die Rede davon. Und dann gibt es das Niemandsland, das nirgendwo präzisiert wird; einerseits ist es wohl in konkreter Bedeutung an der Grenze zur kommunistischen Tschechoslowakei in unmittelbarer Nähe von Wiplingers Geburts- und Kindheitsgemeinde zu verorten, andererseits strahlt dieses Wort ein geradezu mystisches Flair aus. Die REISE INS NIEMANDSLAND (S. 110) trägt den Begriff schon im Titel, doch so manches Liebesgedicht nimmt ebenso darauf Bezug (S. 111):

ich suche dich
im morgenlicht

ich suche dich
bei den schatten

ich suche dich
im abendrot

ich suche dich
nahe am abgrund

ich suche dich
im niemandsland

Je länger wir uns mit den Gedichten in diesem Buch auseinandersetzen, desto deutlicher kommt die „lyrische Seite“ zum Vorschein, wird fühlbar auch dort, wo das Thema sehr ernst oder tragisch ist. Als Stimmungsgedicht in diesem Sinne mag ABEND IN WIEN (S. 295) von 1990 dienen:

matte schatten
an den mauern

ein streifen licht
am fernen horizont
die türme der kirchen
ragen in den himmel
licht in den fenstern
umliegender häuser
der schrei einer amsel
verliert sich im wind

Als zweites Beispiel, bei dem es Leser*innen womöglich den Atem verschlägt, weil die tödliche Krankheit hier eine eminente Rolle spielt, möchte ich EIN SCHÖNER TAG (S. 578) von 2021 zitieren:

Ein wolkenloser Himmel,
strahlende Morgensonne.

*Heute wird ein schöner Tag,
sagst du und lächelst mich an.*

*Ja, sage ich, heute wird
wieder ein herrlicher Tag.*

Und ich lächle zurück
und nehme mir fest vor,
heute nicht an den Krebs
zu denken und nur zu leben.

Die hier verwendete Großschreibung und Zeichensetzung taucht in den späten Gedichten wieder häufiger auf als früher. Vielleicht geht es Wiplinger darum, die Sätze auf diese Weise deutlicher zu strukturieren. Sehr geschickt ist in diesem Text das Enjambement gesetzt, das von der vierten in die fünfte und letzte Strophe überleitet, während die Stro-

phen darüber jeweils mit einem Punkt enden. Diese Technik verfehlt nicht ihre Wirkung.

Während in den jüngsten Publikationen des Autors, wie „Ausklang“ (2021), „Einschnitte“ (2022) oder „Feuerzeichen“ (2023), die Empörung über die jüngsten Kriege, der Zorn auf die Gewissenlosigkeit der Menschen und die Verzweiflung an der Krebserkrankung definitiv im Mittelpunkt stehen, überwiegt für mein Empfinden in der vorliegenden Anthologie das Lyrische, das Persönliche, das positiv Emotionale. Vielleicht ist das eines der persönlichsten Bücher von Peter Paul Wiplinger, das nicht nur das jahrzehntelange gesellschaftspolitische Engagement, sondern auch die durch und durch menschliche Seite des Dichters ins Rampenlicht rückt.

ROM (S. 454)

Das Licht an den Mauern.

Das Leuchten in mir.

„Lyrik“ erschien, wie viele Werke Wiplingers, im Löcker Verlag. Es ist broschiert und mit seinen 24 cm x 15,50 cm wie ein größeres Hardcover dimensioniert. Das Buch enthält Geleitworte von Marianne Gruber, Helmut A. Niederle und Gerhard Ruiss – sie alle sind jahrelange Weggefährten und wichtige Säulen der österreichischen Literaturszene. Ihre Beiträge runden das in mehrerlei Bedeutung gewichtige Buch wunderbar ab. Eine erschöpfende Besprechung dessen ist bei der Fülle von tausend Gedichten gar nicht möglich; und das ist gut so, denn Rezensionen dürfen niemals die Lektüre ersetzen.

Eine versteckte Anspielung auf Franz Kafkas Sentenz vom gefrorenen Meer in uns, dessen Axt das Buch sein muss, eine Ansprache an sich selbst im Angesicht der lebensbedrohlichen Erkrankung und der wiederkehrende Bezug auf das mythische Niemandsland – das ist das letzte und abschließende Gedicht aus dem Jahr 2022 in Peter Paul Wiplingers in mehrfacher Hinsicht zeitloser Lyrikanthologie; ein Gedicht, das sich wie ein wehmütiger Abschied liest. Es heißt HERBSTHERZ (S. 615):

herabfällt
der herbstschnee
ins gefrorene herz

längst schon hast du
alle brücken abgebrochen

was bleibt
ist nur die kalte nacht
und letzte einsamkeit

wirf ab
die goldenen flügel
denn es gibt keine reise

du schließt alle türen zu
und gehst schmerzlos
und lautlos hinaus

ins niemandsland

Klaus Ebner

Hilde und Richard Langthaler
Brutpflege
Mit Graphiken von Richard Langthaler
Edition Roesner 2023, 70 Seiten
ISBN 978-3-9505405-4-3

Hilde Langthaler (1939–2019) schrieb nie einen „großen Roman“, ihre Ausdrucksform war zeit ihres Lebens der kurze Text. In einem Interview

mit Susanne Ayoub für das „Podium Porträt“ zu ihrem 80. Geburtstag, den sie allerdings nicht mehr erleben konnte, sagte sie dazu: „Meist ist es die kurze Form. Ich habe nicht genug Zeit für einen Roman. Ich will ehrlich sein, vielleicht fällt mir auch nichts Langes ein. Natürlich hat es auch mit der Familie und dem Beruf zu tun. Wenn man immer unterbrochen wird, wählt man die kurze Form. Das liegt mir.“

Nun hat fünf Jahre nach Hilde Langthalers Tod ihr Mann Richard zu ihrem 85. Geburtstag das zweite Buch mit Texten aus ihrem Nachlass, ergänzt durch seine Holzschnitte, herausgegeben. Nach „Kerbungen“ erschien jetzt der Band „Brutpflege“, für den er gemeinsam mit Tochter Margarita Texte ausgesucht hat, die der Auseinandersetzung Hilde Langthalers mit ihrer Mutter, ihrem eigenen Leben als Mutter und ihrem Leben in einer bestimmten Zerrissenheit zwischen Mutter-Sein, Beruf, großem sozialem und politischem Engagement und ihrem Schreiben gewidmet sind.

„Hilde Langthaler war eine Suchende, die Suche nach einem Sinn stiftenden Leben trieb sie um ...“, schreibt Christa Nebenführ im Vorwort des Buchs. Und tatsächlich war Hilde Langthaler eine unglaublich umtriebige Frau, immer in Aktion, immer engagiert, was ein kurzer Blick in ihre Biografie deutlich zeigt.

Als Hilde Langthaler 1939 in Graz geboren wurde, war ihr Vater eben erst an Lungenentzündung gestorben. Ihre Mutter, eine Ärztin, musste Hilde und den etwas älteren Bruder allein großziehen. Aufgewachsen auf der Stolzalpe bei Murau, wo die Mutter arbeitete, später in Graz, immer schon sehr sportlich (sie war in ihrer Jugend Turmspringerin), studierte Hilde Langthaler schließlich ihrer Mutter folgend Medizin in Graz, Wien und Hamburg (Tropenmedizin). Obwohl sie schon in ihrer Jugend angefangen hatte zu schreiben, wollte sie einen Sozialberuf – wie ihre Mutter –, denn vom Schreiben leben zu können, das schien ihr undurchführbar zu sein. Ihre literarischen Vorbilder fand sie ebenfalls in der Familie: Ihre Urgroßmutter war Agnes Sapper, um 1900 eine bekannte Jugendbuchautorin, ihr Onkel Theodor Sapper war ein bedeutender Autor in der Nachkriegszeit.

Die junge Ärztin zog es früh ins Ausland, sie arbeitete nach dem Studium zuerst in Algerien am Rande der Wüste, später in Israel in einem Kibbuz. Gemeinsam mit ihrem Mann Richard lebte und arbeitete sie schließlich im Kongo und in Burkina Faso. Ein Leben mit zwei kleinen Kindern in Afrika wollte sie dann aber doch nicht auf Dauer führen, also kehrte die Familie 1975 zurück nach Österreich.

Neben ihrer Arbeit als Ärztin im Sozialbereich lehrte sie Gesundheits-erziehung an der Universität in Graz, studierte einige Zeit an der Filmhochschule – und schrieb. Damit nicht genug, engagierte sie sich in der Friedensbewegung, der Umweltbewegung und der Frauenbewegung, wurde Mitbegründerin des Wiener Frauenverlags – heute Milena-Verlag – und des Ohrbuchverlags Wien. Sie war in verschiedenen Schriftstellervereinigungen aktiv, so etwa viele Jahr lang im Vorstand des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes.

Seit 1970 veröffentlichte Hilde Langthaler, ihr Werk umfasst zahlreiche Bücher mit ihren kurzen Texten und noch mehr Beiträge in Anthologien und Literaturzeitschriften sowie zwei Theaterstücke, die europaweit aufgeführt wurden. Ihr Film-Treatment nach dem Theaterstück „Nur keine Tochter“ wurde von Regisseurin Susanne Zanke unter dem Titel „Mit beiden Beinen fest in den Wolken“ für den ORF umgesetzt, die Hauptrollen spielten Bibiana Zeller und Helly Servi.

In dem Buch „Brutpflege“ sind nun sehr persönliche Texte zu lesen, auch Ausschnitte aus Tagebucheintragungen, die weit in die 50er-Jahre zurückreichen. So etwa „Meine Mutter – sie nimmt mir die Sonne“ aus dem Jahr 1959: „Einen Grund meines Unglücklichseins möchte ich festhalten. Meine Mutter. Ich werde einmal viel zu bereuen haben ...“. Und 1990 schreibt sie: „Im Krieg mit der Mutter / seit meiner frühesten Kindheit hab ich das nicht gewagt / nicht einmal gewagt zu siegen gegen sie / weil sie das nicht aushält / – wo diese Angst herkommt, was da passieren konnte [könnte?]“

Das Älterwerden, der Tod und die Kinder, das sind die Themen, die „Brutpflege“ prägen. Und dennoch findet sich gegen Ende des Buches vor allem Versöhnliches:

„Liebe und Hass wohnen nahe beieinander,
den Ort wo die Gleichmut wohnt,
werde ich in diesem Leben nicht mehr erreichen.
Warum müssen wir uns verletzen,
sonst wäre es einfach zu schön.“

Und ebenfalls über ihre Kinder und an sie gerichtet: „Solange ich lebe, werde ich euch in meinen Träumen sehn.“

Schon zu Hilde Langthalers Lebzeiten hat ihr Mann Richard so manches ihrer Bücher mit seinen Holzschnitten illustriert. In dem jetzt vorliegenden Band „Brutpflege“ nehmen seine Holzschnitte und Fotos von Plastiken einen noch größeren Raum ein und illustrieren die kurzen Texte mit viel Gespür.

Judith Gruber-Rizy

Peter Paul Wiplinger

Wörterwelten

Styropor-Beschriftungen 2019–2022

Löcker Verlag 2023, 108 Seiten

ISBN 978-3-99098-167-2

Dreidimensionales

Es ist ein großformatiges (A4-)Buch, das Peter Paul Wiplinger vorlegt: „Wörterwelten“, die im Untertitel verraten, dass es sich um Styropor-Beschriftungen handelt. Damit setzt der Autor erklärtermaßen seine Schachteltexte, Beschriftungen von Schachteln, fort, die zuvor schon in drei Bänden ebenfalls bei Löcker erschienen sind.

Im ersten Augenblick mögen Leser*innen fragen, was Styropor-Beschriftungen denn sein sollen. Das Titelbild zeigt es, obwohl erst im Vorwort ganz klar wird, worum es sich handelt: Wiplinger suchte sich in diesem gewiss eigenwilligen Projekt Styroporteile aus, wie sie in diver-

sen Verpackungen, insbesondere von Elektrogeräten, zu finden sind oder zumindest bis vor kurzem zu finden waren (denn die Industrie steigt inzwischen aus Umweltschutzgründen vielerorts auf Füllmaterial aus Karton um). Mit einem Filzstift wurden diese Styroporsteile, die ungleiche Ausformungen haben, vom Autor beschriftet.

Es sind lyrische Texte, Aufzeichnungen, Anmerkungen, Notizen. Die Entstehung verläuft spontan und assoziativ, aber vor allem: konzentriert. Die nun abgeschlossene Sammlung von mehr als einhundert Styropor-Objekten wurde von Wiplingers Ehefrau Annemarie Susanne Nowak fotografiert und auf den Hochglanzseiten dieses Buches dargestellt. Wo die dreidimensionalen Gegenstände auf mehreren Seiten beschrieben sind, finden sich gleich mehrere Bilder unter demselben Titel. Und dass alle fotografierten Objekte mittels Retuscheprogramm freigestellt und auf einen schwarzen Hintergrund platziert wurden, unterstreicht definitiv ihre suggestive Wirkung.

Die Spontaneität des kreativen Prozesses führte zu recht unterschiedlichen Texten, und doch erkennen Leser*innen jene Themen wieder, die Peter Paul Wiplinger sein ganzes Leben begleitet haben: die Liebe, die Erinnerung an die Nazidiktatur und der Kampf gegen das ewiggestrige Geschrei so mancher, die Familie und das nahe Ende. Da diese Styropor-Beschriftungen in den Jahren 2019 bis 2022 entstanden sind, tauchen verständlicherweise viele Gedanken rund um Wiplingers Krebserkrankung auf. Diese kommen mitunter so lapidar finster und prägnant daher wie die folgenden Zeilen:

Deine Haut ist so weiss.
Der Himmel ist so blau.
Der Sarg ist schwarz. (S. 87)

Peter Paul Wiplinger hat sich nie ein Blatt vor den Mund genommen und spricht die Dinge offen an, doch diese Zeilen entwickeln in ihrer geradezu lyrischen Unscheinbarkeit eine Wucht, die ihresgleichen sucht. Formal ähneln sie dem japanischen Senryū. Viele Beschriftungen wären gar

nicht so einfach zu transkribieren. Deshalb wurde sinnvollerweise bei den meisten gleich darauf verzichtet. Warum? Die Styropor-Objekte haben völlig unterschiedliche Formen; es gibt Auslassungen, vorstehende Teile, Noppen, kleine Fenster, Einbuchtungen oder Mulden, manchmal Rundungen, öfter jedoch Rechtecke und Quadrate – die Positionierung der Textteile auf und in diesen Elementen trägt zum Gesamteindruck bei. Viele Objekte verfügen über eine gute Standfläche, manche sollte man wohl eher an die Wand hängen.

„Kernaussagen“ sind oft in der Mitte eines Objekts angeordnet. So etwa beim Folgenden:

GOTT

sieht alles!

Nur in Auschwitz

und in den anderen

Vernichtungslagern

war er völlig blind! (S. 41)

Um diesen „Kerntext“ laufen weitere Sätze, die sich um diesen Gedanken im wahrsten Sinne des Wortes drehen. Mich erinnert diese Anordnung passenderweise an den Talmud, in dem rund um den Bibeltext die Kommentare der Schriftgelehrten angeordnet wurden und noch weiter außen die Kommentare zu den Kommentaren.

Der Titel „Wörterwelten“ ist nicht von ungefähr gewählt, denn Wiplinger thematisiert häufig das Wort, den Satz und die Sprache allgemein, er spricht im Vorwort sogar von einer Erforschung der Buchstaben. Beim „Verpackungsabfallsprodukt“, das ein solches Styroporteil ja ist, redet er von „Sprachmüll“ und „Wörterabfall“, aber auch von der „Wiederverwertung“ (S. 48), die in diesem Zusammenhang doppelt zu verstehen ist. Das „Schriftbild“ (S. 47) wird geschickt angeordnet, und das führt zu einer vielleicht überraschenden Ästhetik der Objekte. Da manche Teile ziemlich groß sind, etwa die Absicherung einer Waschmaschine, und der Autor ganz offensichtlich eine Menge Zeit für die

Gestaltung aufbrachte, sind Leser*innen bei solchen Objekten eine ganze Weile mit der Lektüre beschäftigt. Schließlich wollen wir die Texte, die uns da entgentreten, unter einen Hut bringen oder sie zumindest rund um diesen Hut gleich intertextueller Satelliten hübsch anordnen.

Inhaltlich freilich lässt vieles den Atem anhalten. Putins unsägliche „Spezialoperation“, mit der wir uns seit mehr als zwei Jahren konfrontiert sehen, hat auch in diesem Buch seine Spuren hinterlassen. In der Mitte dieses Objektes steht:

Raketen
Panzer
geschützte
Drohung
mit den
Atombomben
gegen den Feind
den „Westen“
VÖLKERMORD
MASSAKER
Auslöschung (S. 30)

Wiplinger prangert vieles an, was seit langem völlig schief läuft in dieser Welt. Die Mörder und Diktatoren werden sich dadurch nicht aus ihrer Ruhe bringen lassen, doch halte ich es für wichtig, dass die Literatur zu den Verbrechen, die an der Menschheit begangen werden, nicht schweigt. Und Peter Paul Wiplinger schweigt nicht; weder in seinen Gedichten noch in den Schachteltexten, noch auf den hundert Objekten aus Wegwerfstyropor.

Die kritischen und mitunter dunklen Gedanken, in denen sich wohl auch lebenslange Enttäuschungen zeigen, werden wiederum durchbrochen durch solch schöne poetische Zeilen:

Tanzen
im Saal
1MAL
wie oft
Horizont
vertikal
horizontal
alles banal
alles egal
Smaragd
seidengrün
dein Kleid (S. 86)

Treffend sagt Wiplinger an einer anderen Stelle: „Ich habe mein Herz in Styropor gut verpackt“ (S. 82). Im Übrigen weisen alle Fotos ein Entstehungsdatum auf, so, wie es der Autor auch mit seinen Lyrikbänden hält. Gut, dass Peter Paul Wiplinger auch angesichts bitterer Erinnerungen und einer aktuell geradezu unerträglichen geopolitischen Lage weder „sprachlos“ noch „wortlos“ ist (S. 99).

Die Originalobjekte wurden in den Bestand des oberösterreichischen Adalbert-Stifter-Institutes übernommen. Für meinen Teil halte ich die „Wörterwelten“ für Wiplingers ungewöhnlichstes Buch, und es ist erfreulich, weil nicht selbstverständlich, dass der fünfundachtzigjährige Autor die mehrjährige Arbeit vollenden konnte.

Klaus Ebner

Dario Calimani

Der Jude auf der Kippe

Essay. Aus dem Italienischen von Hans Raimund

Löcker Verlag 2023, 170 Seiten

ISBN 978-3-99098-172-6

Erinnerungen mit Zukunftscharakter

Dario Calimani wurde 1946, also kurz nach Ende des Weltkrieges, in Venedig in eine jüdische Familie geboren. Er studierte englische Sprache und Literatur und wurde ordentlicher Professor für englische Literatur. Gleichzeitig war er, ebenso wie sein Vater, viele Jahre in der jüdischen Gemeinde von Venedig tätig. Sein Buch „Der Jude auf der Kippe“, das nun in der deutschen Übersetzung von Hans Raimund bei Löcker erschienen ist, ist eine Art Erinnerungseessay, der vor allem die Stationen der eigenen Erfahrungen in der Nachkriegszeit durchleuchtet und zu zeigen versucht, was es heißt, in einer Welt nach der Schoah Jude zu sein.

Die italienischen Faschisten setzten die jüdische Bevölkerung zwar von Beginn an unter Druck, wie etwa in den Romanen eines Giorgio Bassani nachzulesen ist, doch die lebensbedrohende und vernichtende Verfolgung setzte erst mit dem Pakt zwischen Mussolini und Hitler ein. Auch aus der Familie von Dario Calimani wurden viele von den Faschisten und Nazis ermordet. Er selbst bezeichnet sich nicht als Kind, sondern als Enkel der Schoah.

Was bedeutet das? Er wuchs in einem Familienumfeld auf, dessen zahlreiche Mitglieder auf bestialische Weise ermordet wurden, das jene, welche die Konzentrationslager erfahren mussten, verstummen ließ und nur selten zu kurzen „Ausbrüchen“ führte, in denen es aus Erwachsenen plötzlich hervorbrach: das maßlose Leid, jahrelang verschwiegen und ignoriert, das die Menschen allerdings für immer zutiefst verletzt und beschädigt hat.

Calimani erzählt aus der Position des Erlebenden; des Kindes, das nur in winzigen Portionen erfährt, was eigentlich passiert ist, und das bereits in der Schule mit seinem Jüdischsein konfrontiert wird, in der

Regel in sehr unangenehmer und menschenverachtender Weise, ohne dass die Zusammenhänge noch greifbar gewesen wären.

Sticheleien, dümmliche Anspielungen und arrogante, mehr oder weniger versteckte Vorwürfe hörten niemals auf, und Calimani musste oftmals die Erfahrung machen, dass er auf den „Juden“ reduziert wird – völlig ungeachtet seiner Leistungen auf literaturwissenschaftlichem Gebiet, aber auch ungeachtet der Tatsache, dass er als Italiener bestenfalls eine gewisse emotionale Bindung zum Staat Israel hat. Denn die Gesellschaft, musste er leidvoll erkennen, macht für etwaige Verfehlungen Israels bequemerweise alle Juden verantwortlich, ganz egal, wo sie leben und welche Weltanschauung sie haben.

Ein deutscher Wissenschaftler, den Calimani als „ganz und gar nicht antisemitisch“ bezeichnet, stellte im Rahmen einer Konferenz die Forderung auf, die Schoah und eine Verantwortung Deutschlands und Österreichs sollten mehr oder weniger in der Abstellkammer der Geschichte verschwinden. Er bezeichnete in diesem Zusammenhang die heutigen Deutschen als Opfer und „die Juden“ als Täter. Diese unerhörte Verdrehung der Tatsachen empörte Dario Calimani zu Recht, und sie zwang ihn, diesen Gedanken genau zu analysieren. Er kam zu einem aus meiner Sicht guten Schluss: Er wolle den Nazitätern niemals verzeihen, aber den Nachkommen der Täter und Mitläufer diese Verbrechen auch niemals zum Vorwurf machen; und vor allem dürfe die Erinnerung niemals getilgt werden! Es ist wichtig, dass wir diese unsere Geschichte kennen; nicht mit Schuldgefühlen, sondern mit Einsicht, Verständnis und dem Bewusstsein, dass sich Ähnliches durchaus wiederholen könnte, insbesondere dann, wenn wir von den historischen Ereignissen nichts mehr wissen.

Hans Raimund sorgte für eine exzellente Übersetzung, und dafür gebührt ihm großer Dank. Der Erinnerungssessay „Der Jude auf der Kippe“ von Dario Calimani ist ein eindringliches und lehrreiches Buch. Vor allem aber ist es ein wichtiges Buch.

Klaus Ebner

Gerhard Blaboll

69 Stunden ins Paradies

edition lex liszt 2023, 347 Seiten

ISBN 978-3-99016-255-2

Der Roman erzählt entlang der Hauptfigur von einem Aufbruch und einer Reise, von Erwartungen, ihren Korrekturen durch die Realität, und von Veränderungen sicher geglaubter Sichtweisen.

Jeremias Freimuth, Außendienstmitarbeiter einer Firma, ein erfahrener Berufsreisender, vor allem vertraut mit afrikanischen Ländern, findet sich durch die ungewollte vorzeitige Beendigung seiner Arbeitsbeziehung in einer, wenn auch wirtschaftlich nicht bedrohlichen, aber unangenehmen Situation wieder, der er entkommen will.

Seine Frau Hannah, Mitarbeiterin des Außenministeriums, die in unterschiedlichen Regionen Europas eingesetzt wird, mit der er trotz ihrer Fernbeziehung einen beständigen und regen Austausch lebt, rät ihm, Afrika einmal für einen Urlaub zu bereisen.

Während Hannah ihrem beruflichen Ruf nach Spanien folgt, fängt für Jere, so sein Kurzname, nun eine Reise an, die bereits mit einem ungeplanten, verlängerten Aufenthalt in Lissabon beginnt, bei dem einige der Mitreisenden für das weitere Reiseabenteuer auf dem Weg nach Senegal mitbestimmend werden.

Was folgt, ist zugleich ein kontinuierliches Aufbrechen unserer klischeehaften Vorstellungen über Afrika und ein kontinuierliches Zerbröckeln von Jeres bisherigem Afrikawissen. Nach und nach verschieben sich die Gewichtungen dessen, was als wesentlich verstanden wird, und immer wieder erfahren die vorbestimmten Blickwinkel des Urlaubers und zugleich beruflichen Routiniers auf Reisen in den vielen Begegnungen Korrekturen. Wesentlich dazu trägt Douada bei, ein Junge aus der Bidonville¹ von Pikine, der Jere durch Übersetzung aus einer schwierigen Situation hilft, und Manuel, ein ehemaliger Geschichtslehrer aus Dakar, der im Alter aushilfsweise Taxi fährt. Beide ermöglichen Jere in immer wieder überraschenden Wendungen, die diesen Roman auch

ausmachen, einen Zugang zu einem bisher wenig bekannten Afrika und in der Folge auch zu einem veränderten Verhältnis zu seiner aktuellen Lebenssituation. Welche Rolle bei all dem Haile Bekele, der Freund aus Addis Abeba, spielt, das finden Sie selbst heraus.

Während sich Jere zu Beginn seiner Reise beim Warten auf den Anschlussflug durch eine gesprächige Mitreisende vom Lesen abhalten lässt, ließ ich mich beim Lesen nicht unterbrechen, verspürte kein Bedürfnis, einmal in die Geschichte eingetaucht, den Textfluss wieder zu verlassen. Was sicher auch mit dem Humor zu tun hat, der dem Text eingewoben ist.

Der Roman liest sich für mich in den eröffnenden Kapiteln wie ein Drehbuch, die einzelnen Szenen durch Schnitt getrennt, und erst aus der Montage dieser Episoden entspinnen sich die Fäden zwischen den Teilen. Diesem formalen Prinzip folgt der Roman bis zum Schluss, die Schnitte zeigen durch die kontinuierlich intensiver gesponnenen Fäden im Laufe der Zeit immer deutlicher ihren verbindenden Charakter.

Der Text wechselt von Anfang an zwischen Intensität und Leichtfüßigkeit, wird oft erfrischend wie Bissap¹, zergeht da und dort wie Pastéis de Belém¹ auf der Zunge während der Lektüre.

In der Beschreibung der Orte verbinden sich Liebe zum Detail und die Kenntnis des Autors über die Hintergründe und Lebensrealitäten vor Ort. Ausflüge in die Geschichte der jeweiligen Orte der Handlung kommen nicht zu kurz, ein Anliegen des Autors, das auch aus seinen bisherigen Publikationen ersichtlich ist, die diesem Romandebüt vorausgegangen sind. Zusätzlich hat Gerhard Blabolls genaue Kenntnis der aktuellen Situation in verschiedenen afrikanischen Ländern zur Folge, dass wir zum Beispiel auch genauer erfahren, warum in Westafrika, einer Anbauregion für Kakao, keine einheimischen Schokoladen zu finden sind. Erstaunliche Blickwinkel tun sich auf.

Trotz der Intensität der in manchen Momenten nachdenklich stimmenden Themen zieht die Lebendigkeit der Figuren, die im Verlauf dieser Reise auf unerwartete Hindernisse, aber auch unerwartete Erkenntnisse stoßen, die Lesenden beständig weiter, bis zum Ende hin.

Allen empfohlen, die sich nach paradiesischen Destinationen sehnen. Und auch allen, die bereits alles über Afrika wissen (zu wissen glauben?).

Bruno Pisek

Johanna Dürnecker

Feuerfalter

Erzählungen

Literaturedition Niederösterreich 2024, 144 Seiten

ISBN 978-3-902717-74-0

Johanna Dürnecker schreibt Prosa, aber in Gedichten. Gedichte lassen die Gedanken des Lesers locker wandern und fließen. Der Text kommt manchmal in kanonischer Syntax, manchmal in Brocken, die ohne Hauptwort oder Verb zünden. Alles, was mit einem Punkt endet, ist eine Mitteilung oder die Übertragung eines Gefühls, die Gefangennahme in einer Stimmung.

Das Anliegen der Erzählungen sind die Beziehungen zwischen zwei, drei Menschen. Die Stärke des einen oder des anderen. Die Figuren dürfen in ihren Gefühlen leben. Oft sind ihre Gedanken keinem Ziel und keiner Ordnung unterworfen. Der Verstand kann keine Ziele vorgeben; die müssen anderswo herkommen, anderswo gesucht werden. Die Ziele brechen ein, sie kommen aus dem autonomen Gebiet der Seele, des Körpers. Sie kommen aus Gebieten außerhalb des Verstandes. Für den Verstand sind sie transzendent. „Eine Frau mit überüppigem Körper arbeitet tüchtig, ordentlich. Aber im Haus ist sie eine Sache. Dann, in einer unbeabsichtigten Situation kommt ihr Nacken nahe, ganz nah. Das war die Zündung, und ein herrliches Leben folgte.“

Oder: „Jakob Goldammer treibt seine Kühe in den Stall. Er kennt jeden ihrer Namen. Er liebt die Einsamkeit, jahrelang. Die ledige Wirtin vom Tavernenwirt? Niemals!“ Das wäre Zerstörung der Ordnung. Aber der Mann, diese Figur, darf träumen, sich einmal in der Welt und einmal au-

Berhalb fühlen, ohne Orientierung schweben. Dürnecker lässt den Mond zu dem Einsamen sprechen, er darf auch fühlen, wie die Sonne jubelt.

Die Geschichten sind dicht. Man sollte pro Tag nur eines dieser kurzen Dramen lesen. Sie ziehen einen in Zustände des Gefühls, die die eigene Orientierung verlieren lassen. Die Erzählungen können im Niemandsland ihren Anfang nehmen. Ein Mann findet sich in einer utopischen Welt, die – war es eine Katastrophe? – entvölkert, ist. Tagelang wandert er, ohne einen Lebendigen zu sehen. „Durch Leichen und Skelette und Häresien, durch den Schlamm des Jahrhunderts.“ Er geht und geht und hungert. Er verkommt. Eine Frau findet ihn. Er lebt noch. Sie ekelt sich vor ihm. Sie füttert ihn. Langsam kommt er zu Kräften. Er weiß, er sollte gehen. Er findet einen Aquamarin und schenkt ihn ihr. Wie er heiße, fragt sie ihn. Er habe keinen Namen, früher sei er Paul gewesen.

„Rupert“, sagt er. „Ja, sag Rupert zu mir, das passt. Ich möchte noch einmal beim Namen gerufen werden, wenn auch nur zum Abschied.“

Später spricht sie zum Hund: „Komm, wir packen den Rucksack!“

Dürnecker ist konträr zu Kant, unserem verehrten Denker. Sie denkt nicht in Gesetzen, sondern in Kategorien von Zuneigung, Hass, Wärme, Kälte. Die Aufklärung basierte zum einen auf dem Aufblühen der Naturwissenschaften. Dadurch kamen Vernunft und Verstand in den Vordergrund. Zum anderen wollte das anwachsende Bürgertum und das Handwerk nicht mehr unterhalb von Adel und Kirche zu einer Kategorie zweiter Ordnung gehören: „Gleichheit!“ hieß das Motto. 52 Jahre alt war Kant, als Thomas Jefferson formulierte: „All men are created equal.“ Im gleichen Sinne erklärte Kant, es gebe aus Gründen der Vernunft ein für alle Menschen gleichermaßen geltendes Sittengesetz: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Das Sittengesetz sei unabhängig von menschlichen Konventionen, überzeitlich.

Wie anders Johanna Dürnecker! Die Quelle ihrer Personen, für ihr Fühlen, Träumen, Denken und Handeln entspringt der Person selbst und ist in jeder Person anders, ein allgemeines Gesetz ist nicht aufstellbar. Die geschriebenen Gesetze, sofern sie in Dürneckers Texten über-

haupt erscheinen, sind erstrittene Kompromisse.

„Er liegt stumm neben ihr und sie sitzt stumm neben ihm, was sollte sie auch sagen? Er hätte es so wenig gehört und ernst genommen wie sonst auch. – Es ist neun Uhr und die Leichenbestatter kommen nicht vor zwölf Uhr.

Wie wird der Park aussehen, nach ihm, ohne ihn? Wird seine Welt zerfallen? Mit ihm in die Gruft gehen und etwas ganz anderes kommen? Er hätte es nie geduldet. Nicht erlaubt. Nicht ertragen. Er hätte es verboten. Sein Wille geschehe.

Niemals zurück. Niemals an dieses andere Ufer, von dem sie beide kommen. – Mit tausend stählernen Augen glotzen die Blocks über den Fluss. Wohnung 5. Stock, 60 Quadratmeter. Es riecht nach Szegediner Krautfleisch. Jeden Tag: Hallo, Hallöchen! – Drüben, am anderen Ufer, gehen abends die Lichter an: da und dort aus großen Fenstern und aus Kandelabern in den Gärten. Er ging über den Planeten wie über ein Fußballfeld. Die Firma floriert. Wird es möglich sein, die Folie seines Willens abzuziehen? Man musste ihm bedingungslos glauben.

Juan, ich habe deine Ruhe mitgenommen übers Wasser bis hierher, ans andere Ende. Wäre deine Glut nicht mit mir gegangen, ich hätte nicht überlebt. Nein, komm nicht her, du würdest erfrieren. Und die Feuerfalter, erinnere dich an die Feuerfalter, irgendwo im Hinterland. Es war, als tanzten wir mit *ihnen*.“

Walther Menhardt

Elisabeth Escher

Der letzte Akt vom Puppenspiel

Roman

Eifeler Literaturverlag 2023, 210 Seiten

ISBN 978-3-96123-078-5

Der Einstieg erfolgt ganz direkt: Die Ich-Erzählerin Frau Hildegard berichtet in knappen Aussagen über den Stand der Dinge: Sie skizziert ihre Welt, die Welt einer rüstigen 94-Jährigen, zum Anlass des (jeweils zweiwöchigen) Besuchs des Sohns höchst lebensnah, *nüchtern und kühl* (S. 146), somit selbstbewusst und kritisch zugleich. Diese Art der zu drei Viertel trockenen, zu einem Viertel doch Sentiment-gebundenen Kommentierung wiederholt sich noch ein paar Mal im Lauf der Erzählung. Meist allerdings treten, auktorial behandelt, die anderen Beteiligten mit ihren Wehwehchen und Überlegungen in mehr oder weniger langen Abschnitten abwechselnd auf die Bühne: Sohn Wieland allein oder mit Gattin Sophie in Wien, die 24-Stunden-Pflegerin Anyana aus Rumänien mit dementsprechend charaktervollem Deutsch, die späte, ziemlich jüngere und nun doch betagte Freundin Rosi. Mit der Zeit spielt die Enkelin Jenni als (beidseits) einzige emotional gebundene Person eine wesentliche Rolle, zu der schließlich noch Helene hinzutritt – über sie zu sprechen, würde den entscheidenden Überraschungseffekt des Buchs vorwegnehmen. Gleich bleibt stets der Bezugsrahmen: ein altes Haus im westlichen Salzburg, Erwerb des zwischenzeitlich verstorbenen aber nach wie vor als Referenz wirkenden Gatten Viktor Glas, seines Zeichens Landesrat.

In der somit im Anspruch durchaus großbürgerlichen Atmosphäre erscheint das Leben gut eingestellt und nimmt seinen gleichmäßigen Gang in den täglichen, mehr oder minder harmlosen Verrichtungen als gleichsam anhaltende Gegenwart, der die *Fadesse* (S. 15) nicht abgeht. Doch innerhalb der glatten Oberfläche, getragen vom *absolute(n) Unwillen, sich auch nur Zentimeter aus der Komfortzone heraus zu bewegen* (S. 139), zeigen sich Risse, die unterschwellige Störungen, Verschiebungen bis hin zu Magmaflüssen andeuten. Ein äußeres wesentliches Zei-

chen setzt ein im Obergeschoß stets verschlossenes Zimmer, in dem eine ganze Sammlung an Puppen aufbewahrt wird, für welche die doch ansonsten steif-adrett und kontrolliert wirkende Dame des Hauses einst wunderschöne Kleider nähte – bei dem Buchtitel naheliegend ein Pièce de Résistance mit zunehmender Bedeutung für das zuerst holpriger werdende, dann durchaus turbulente Züge annehmende Geschehen. Die scheinbar beruhigte Familienkonstellation erwies sich nämlich bislang als ein komplexes Nebeneinander, das sich indes im gewohnten Weichbild noch recht passabel managen ließ. Bis dann ein uneheliches Kind Hildes aus der ersten Nachkriegszeit, bis dato verschwiegen, auftaucht und die honorig-stabilen Kulissen auflockert und dreht. Der sich daraus ergebende letzte (rund 50 Seiten starke) Akt ändert trotz allem an der gediegenen Konstellation nichts und verläuft in seinen unterschiedlichen Rückwirkungen doch ziemlich dramatisch.

Frau Eschers schriftstellerisches Konzept liegt darin, sich ganz auf die Perspektive der handelnden Personen zu konzentrieren und in ihnen die Entwicklungen zu zeigen, besser noch: zu verifizieren. Das Gewicht ist dabei gleichmäßig verteilt, eigentliche Nebenfiguren gibt es nicht, weil alle am Handlungsstrang Beteiligten ihren „gerechten“ Anteil haben. So fehlen in dem Kaleidoskop die herausragenden Sympathieträger, das Interesse wendet sich je nach Szene den jeweils Agierenden zu, um in der nächsten das Augenmerk auf einen Teil der anderen zu lenken. In dieser Mischung aus Außenansicht und Selbstgesprächen liegt die dialogische Kunst des Theaters begründet, die, ohne dass der Faden verlorengehe, die rasche Szenenfolge einer Drehbühne erlaubt, welche in diesem Fall nur zum Teil von den Dialogen als vielmehr stark von der wechselnden „Belichtung“ lebt. Das Besondere erscheint mir denn auch in dem Gemenge aus dem individuellen Tätigwerden der Personen und dem gleichzeitigen Blick des Lesenden auf eine gesamtheitlich verstandene Szenerie zu liegen. Oder in den Worten Frau Hildes, die für ein Motto des Ganzen gelten könnten: *Es gibt noch so viel zu tun, ich sagte es bereits, und dafür ist das Jenseits ein ungeeigneter Ort* (79). Und dies ist bis zu einer Lösung des Problems so konsequent durchgehalten, dass

es die Freude der lesend Betrachtenden stets aufs Neue nährt, indem bei aller Realistik ein schwebender Zustand verbleibt. Der Schlussap-
plaus dient deshalb ganz der nur vermeintlich mühelosen Leistung der
Schriftstellerin.

Martin Stankowski

Mechthild Podzeit-Lütjen
darhöhung. elmsfeuer
wir zwischen du und ich
edition lex liszt 2022, 230 Seiten
ISBN 978-3-99016-230-9

*Einmal muss schluss sein mit utopien / Denn / Die erfahrung des man-
gels ist der tiefere / Grund grund für alle anfänge in der literatur / Um
eine gegenwirklichkeit zu schaffen*, heißt es in Podzeit-Lütjens Gedicht
Glaubensbesoffene putzigkeit oder BLAU (46). In diesem Lyrikband führt
die Erfahrung des Mangels zur Fülle der Literatur. Auf 225 Seiten wird
ein breites Themenspektrum behandelt. *Zähne und Dinge* bilden den
Anfang: *Da formen die Zähne ein Wort immer / Gemeinsam mit Zunge
und Atem* (19).

Im Zentrum stehen fortan menschliche Bindungen, das Du, das Ich
und der große ambivalente Raum dazwischen, der zwischen Zuspruch
und Abweisung changiert, emotionaler Nähe und schwer zu überbrü-
ckender Distanz. Manche Gedichte erzeugen große Nähe, wie etwa das
eingangs genannte *Glaubensbesoffene putzigkeit oder BLAU*, und das
Gedicht *Ein Teil tanzt, ein Teil stirbt oder Tiawen (Fragen an den Him-
mel) mit Al-Amal (Hoffnung)*, das eindrücklich und zart von Schnee-
flocken und dem verstorbenen Vater erzählt (S. 144). Andere Gedichte
wiederum, wie *wolfgang* (S. 35), verschließen sich beim Lesen, bleiben
unnahbarer, fern. Auch der Glaube spielt, wie der Titel des Bands bereits
verrät, hier eine bedeutende Rolle, drängt sich in den Gedichten aller-
dings nicht auf.

Formal sind die Gedichte von Varianz geprägt, ein weiteres charakteristisches Merkmal bilden die verwendeten Zitate von literarischen Größen wie Hölderlin, Celan oder Christa Wolf, die immer wieder in die Lyrik eingewoben sind, aber nicht wie Fremdkörper wirken, sondern sich nahtlos einfügen.

Begleitet werden die Gedichte von stimmungsvollen Bildern von Werner Lütjen, dem Vater der Autorin. Auch ein Stickbild der Mutter, Ruth Lütjen, bereichert den Band.

Bei einem Elmsfeuer besteht unmittelbare Blitzgefahr. Der Tod hält sich beständig im Hintergrund auf, aber auch die Liebe lauert, kann zu Verletzungen führen. Dazu kommt in diesem Band der Topos vom Leiden als Grundlage der Kunst oder Literatur zur Sprache, der Glaube, dass Kreativität aus Mangel entsteht. Dieser Glaube mag manchen überholt und überzogen erscheinen, und doch enthält er noch heute für viele Künstler*innen einen wahren Kern. Rilkes Satz „Ein Kunstwerk ist gut, wenn es aus Notwendigkeit entstand“ hat nicht an Kraft verloren. Notwendigkeit – und Können, sollte hier ergänzt werden. Beides ist in diesem Gedichtband gegeben.

Angelika Stallhofer

Walther Menhardt

Am ersten Tag des Endes

Roman

Bibliothek der Provinz 2023, 316 Seiten

ISBN 978-3-99126-149-0

Schon in den ersten Zeilen des Romanes kündigt sich das Schicksal bedrohlich an, und die Zerstörung einer wohlgeordneten, kultivierten, durch Anstand und Bildung geprägten „Welt von gestern“ nimmt unabwendbar ihren Lauf. In feiner, sensibler Beschreibung führt uns der Autor in eine Familie ein, die sich allabendlich im Esszimmer der alten Villa versammelt, wo „grand-mère“ in liebevoller Strenge alte Ideale hü-

tet. Auch wenn diese nicht mehr zeitgemäß sind, so bestimmen sie doch die Atmosphäre des Hauses und der Familie bis in die Persönlichkeiten der nächsten Generationen.

Eine Firma war erfolgreich aufgebaut und zu einer harmonischen, gut funktionierenden, engagierten Gemeinschaft von Arbeitern und Angestellten entwickelt worden. Alles läuft gut für Gumbrigg, den Besitzer, bis zu jenem Tag, der der erste des Endes ist. Neid, Hass, Betrug brechen in das System ein. Freundschaft wird zu Feindschaft.

Die Handlung wird sachlich und doch zu Herzen gehend erzählt, dem Wesen Gumbriggs entsprechend, der ein zurückhaltender Mensch ist, der seine Tiefen nicht preisgibt. Präzise wie die Sprache sind auch die Psychogramme sämtlicher Personen. Der Spannungsbogen reicht bis in die letzten Zeilen des Romans, und das Ende ist trotz all des Verlustes, des Zusammenbruchs einer schönen, geliebten Welt kein trostloses, verzweifertes. Denn die „Menschen mit alten Gefühlen“ werden sich nach und nach „in neuen Zeiten“ zurechtfinden.

Elisabeth Schawerda

Franz Forster

Saga der Unbekannten

Königshausen & Neumann 2022, 365 Seiten

ISBN 978-3-8260-7491-2

Es ist immer ein Wagnis die eigene Familiengeschichte aufzuschreiben, in Romanform zu gießen, wenn man weder adeliger noch berühmter Abstammung ist. Franz Forster hat es gewagt, das Leben seiner Vorfahren und ein Stück weit sein eigenes detailreich niedergeschrieben und sein sozusagen Romandebüt mit achtzig treffend *Saga der Unbekannten* genannt. Die vielen Unbekannten sind bekanntlich die, auf deren Rücken die große Geschichte geschrieben wird. Und nimmt sich einer Zeit, die Lebenswege und Schicksale seiner eigenen Leute akribisch zu recherchieren, dann bekommen diese plötzlich mehr Bedeutung, als man

ihnen jemals zugemessen hätte, dann entfaltet sich vor dem geistigen Augen der Leserin, des Lesers ein Historienpanorama unerwarteten Ausmaßes.

365 Seiten in relativ kleiner Schrift, die verlangen von der Leserschaft auch Geduld und Lesezeit – schnell mal quer durch ist unmöglich. Es gibt da nicht nur *einen* Faden zu verlieren, sondern *viele* Fäden sorgsam im Auge zu behalten, um nicht im Detailreichtum jeglichen Überblick abhandenkommen zu lassen. Es ist empfehlenswert, sich für die Lektüre einen festen Zeitrahmen zu geben, denn ergibt sich eine Lesepause, muss man, so man mit einem durchschnittlichen Gedächtnis ausgestattet ist, wieder von vorne beginnen. Die vielen Onkel, Tanten, Cousinen, Cousins, primär und angeheiratet, die Geschwister, die Nachbarn, die Namen ... man sollte sich eine Pinwand und Post-its zulegen, eine Wanderkarte des Yspertales, einen Wienplan und eine Burgenlandkarte, so man das Geschehen geografisch einsortieren möchte. Feriendomizil oder Kurhotel wären die idealen Leseorte. Von all den Personen sei Stefan Duić genannt, der aus dem Unbekannten und den Unbekannten herausapert, der so etwas wie historische Relevanz bekommt.

Der Autor, der viele Jahre als Germanist in Norwegen verbracht hat, weiß mit Sprache und Sprachvarianten, mit dem Dialekt umzugehen, hat für die Leserschaft am Ende des Buches ein Wortverzeichnis von Dialektwörtern und nicht mehr gebräuchlichen Wörtern angefügt. Dem Lesevergnügen steht also nichts im Wege.

So sei noch vom Buchrücken zitiert: „Beginnend mit dem alten Österreich, auch aus einer längst versunkenen Dorfwelt, in einem Wien früherer Jahrzehnte, durch die Wechselfälle und Entwicklungen des vorigen Jahrhunderts bis in die Ungewissheit der Zukunft [...] Eine Fülle markanter Charaktere, familiärer Konstellationen, überraschender Begebenheiten, tragischer Schicksale, fortgesetzter Hoffnungen machen dieses Buch zu einem faszinierenden Leseerlebnis.“

In Romanform verschriftlicht, werden aus Unbekannten Zeitzeugen und der Leserschaft Vertraute.

Doris Kloimstein

Klaus Ebner

Podium Porträt 127

Mit einem Vorwort von Hannah Mühlparzer

Podium 2024, 64 Seiten

ISBN 978-3-902886-82-8

Wann immer einer der kleinen, handlichen Bände der Reihe Podium Porträt im Format 10,5 × 14,5 cm erscheint, die am Cover nur Namen und Signatur der Verfasserin oder des Verfassers tragen, doch keinen Titel, so weiß man, dass wieder eine Kollegin oder ein Kollege einen runden Geburtstag begeht. Nicht anders ist es im Falle von Klaus Ebner, der am 8. August 2024 seinen Sechziger feiert und auf eine weite literarische Wegstrecke zurückblicken kann. Die meisten Kilometer dieser Wegstrecke waren der Prosa gewidmet; als Prosaisten kennt man ihn in erster Linie, als Verfasser von Erzählungen und Essays, als Lyriker hingegen ist er hierzulande wenig bekannt. Ganz anders liegen die Dinge in Katalonien: Dort hat Klaus Ebner mit seinen zweisprachigen Lyrikveröffentlichungen „Vermells“ (2009) und „Blaus. Bläuen“ (2014) einiges Aufsehen erregt und sogar einen großen, katalanischen Lyrikpreis erhalten: den Premi de Poesia Parc Taulí.

Er ist gewiss nicht der einzige zweisprachige Lyriker hierzulande, doch der einzige, den ich kenne, dessen Zweisprachigkeit nicht familiär bedingt ist, sondern die Folge einer bewussten Entscheidung: Schon in seiner Kindheit und Jugend an fremden Sprachen interessiert, insbesondere an den romanischen, studierte er Romanistik, Germanistik und Translationswissenschaft und befasste sich früh mit Problemen des literarischen Übersetzens. In seiner Lyrik ist Klaus Ebner sein eigener Nachdichter, wobei der Prozess des Nachdichtens in seinem Fall keine Einbahnstraße ist, sondern in beide Richtungen geschieht. Indem er „in manchen seiner Lyrikbände die deutsche und katalanische Textfassung mehr oder weniger simultan anfertigt, stellt er herkömmliche Kriterien wie ‚Original‘ und ‚Übersetzung‘ infrage. (...) Der übersetzende Blick des Autors veranlasst ihn vereinzelt, Änderungen am vermeintlichen ‚Ori-

ginal' vorzunehmen: die Genesis eines Ebnerschen Gedichts schreibt sich rückwärts“, wie Hannah Mühlparzer in ihrem aufschlussreichen Vorwort bemerkt.

Das vorliegende Bändchen nun enthält Texte aus allen bisher veröffentlichten Lyriksammlungen Klaus Ebners, ergänzt um verstreute Gedichte aus über 40 Jahren. Da finden sich Dreizeiler, die in ihrer Konzentriertheit und Pointiertheit an Haiku gemahnen, wie das vom alten Spiegel, von dem es heißt: „alter Spiegel / ich beneide dich / um die Geschichten, die du sahst“; daneben stehen in breitem Rhythmus dahinfließende Verse, in denen Ebner sich überraschend als Romantiker entpuppt, wie etwa jenem von der alten Weide, deren Anblick Erinnerungen weckt an den Beginn einer Liebe, oder jenem vom Mond, von dem es heißt, „seine Haut ist so verletzlich / wie die meine“; dann wieder Gedichte, in denen ganz andere Töne angeschlagen und ganz andere Signale gesetzt werden, in denen von „Blackout“ und „Check“ die Rede ist, von „Modulen“ und „Korrekturen“ und in denen der IT-Fachmann, der Ebner im Brotberuf seit vielen Jahrzehnten ist, sich erahnen lässt.

Alle diese Spielarten und Facetten verbindet eines, nämlich Ebners geradezu körperliche Beziehung zu den Worten: „ich atme Worte / die schon vor der Sprache / der sie angehören / existierten / ich öffne meine Hände / um sie zärtlich zu berühren / es ist der Duft der verrinnenden Zeit / die ich dem Leben entlehne“. Das, was hier zum Ausdruck kommt, ist, so scheint mir, keine Pose und keine bloße Attitüde. Worte sind hier nicht nur etwas Zweidimensionales, eine Schrift an der Wand, Lettern auf dem Papier, ein Palimpsest, eine Abfolge von Lauten, Lautbildern und Silben, Vokalen und Konsonanten, sie sind Figuren im Raum, dreidimensional und von Gewicht, einem Gewicht freilich, das man nicht mit den üblichen Maßeinheiten beziffern kann. Für einen Dichter wie Klaus Ebner sind sie nie nur Nachklang der Ereignisse und Abbild einer Welt, vielmehr stiften sie Wirklichkeit: „mot a mot / produeixes històries“ heißt es in dem bisher nur auf Katalanisch veröffentlichten Gedichtzyklus „Vestigis“; zu Deutsch heißt das: „Wort für Wort / erzeugt du Geschichten“. Die Nuance ist hier entscheidend: Geschichten werden

nicht erzählt, sondern erzeugt. Wie aus allen Texten Ebners, seinen Erzählungen, Essays und Reisenotizen, spricht auch aus seinen Gedichten, hier vielleicht in besonderer Eindringlichkeit, ein tieferes Wissen darum.

Christian Teissl

Axel Karner

Popanz

Wieser Verlag 2024, 52 Seiten

ISBN 978-3-99029-642-4

„Ich bin nur einer von den Epigonen, / die in dem alten Haus der Sprache wohnen“, sagt Karl Kraus in einem seiner bekanntesten Gedichte. Axel Karner könnte so etwas nicht von sich behaupten, denn weder ist er Epigone, sei es einer Richtung oder eines richtunggebenden Meisters, noch ist die Sprache für ihn bewohnbar. Das Haus der Sprache – in dem Kosmos, den sein jüngster Gedichtband aufspannt, ist es längst eingestürzt. Mauerreste stehen herum, Schutthaufen türmen sich dazwischen auf, und der Dichter begibt sich in den Ruinen auf die Suche nach Spuren und Überresten menschlichen Lebens. Was er findet, sind Gesprächsfetzen, Scherben von Worten, zerbrochene Spruchweisheiten, Sprachschutt unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Güte. Manchem Wort fehlt eine Silbe, manche stehende Phrase ist in Schräglage geraten, Hochtrabendes ist auf dieser Sprachhalde mit Vulgärem untrennbar vermischt; aus dem Englischen hat es diesen oder jenen Brocken hereingeweht, aus verschiedenen heimischen Dialekten sind noch einzelne Wendungen stehen geblieben. So begegnet man hier unter einem Kirschbaum, der „einen beschwingten kropf“ trägt, „des sterbers birn“, während „einige fürbeter / bei den armenspeisungen sitzen“ und ein „seilschnalzer“ „illuminert heimwärts / ins bezahlte sauerkrautloch“ trällert.

Kaum, dass man sich angesichts solcher Sprachklänge in heimatlichen Gefilden wähnt, steht man auch schon vor befremdlichen, albraumhaf-

ten Gestalten, wie einem Innereienwirt, einem „mit beißender sehnsucht / baumelden vater“, einem „hoffnungshundsherrl“ und noch manch anderer armen Seele, die in einem verfallenden Körper gefangen ist. Eine nach der anderen, Gedicht für Gedicht, treten sie auf, vom Arschloch bis zum Zivilfahnder alphabetisch geordnet. Da ist ein Engelmacher und ein Fahnenträger, ein Glockenzieher und ein Henker, eine Köchin und ein Kapitalist, da sind Lügner und Leugner, ein Querulant und ein Scherenschleifer, ein Schneckensammler und ein Totengräber, ein Schriftsteller und – ihm nahe verwandt – ein Watschenmann. Allerdings erscheinen alle diese Figuren weder im Porträt noch im Selbstporträt, sie haben weder Stimme noch Gesicht, weder ein erkennbares Schicksal noch eine nacherzählbare Biografie, sie sind ganz aus Sprache gemacht, Torsi einer unbewohnbar gewordenen Welt.

Bei Axel Karner rundet sich nichts zum Bild, seine Rede ist, wie Simon Konttas in seinem erhellenden Begleitwort schreibt, „rigoros, ohne Kompromiss, schmerzhaft unmusikalisch“. Der Autor kommt uns nicht einen Millimeter entgegen, und auch dort, wo wir in seinen Titeln vertraute Milieus und zum Klischee erstarrte Figuren vermuten, begegnet uns bei näherem Hinsehen nichts als eine bis in ihren innersten Grund verstörte, verwundete und zertrümmerte Sprache.

Von dem Schriftsteller, der in dieser Galerie von Torsi auftritt, heißt es, er würde „s wortblümlein säen / und s blöde nacherzähl“. Axel Karner macht in seinem neuen Band, in konsequenter Fortschreibung seiner bisherigen, das genaue Gegenteil: Er verweigert sich aller blöden, normierten, konformistischen Nacherzählung von Welt, sät keine Wortblümlein aus, sondern legt uns eine Spur, die aus den tausend Zuschreibungen und Zumutungen dieses Welttheaters mit seinen Larven und Lemuren hinaus und hinter die Kulissen führt, ins Leere, wo es keine Rollen mehr gibt und keine Antwort.

Christian Teissl

Theodor Kramer

Wir lagen in Wolhynien im Morast ...

Und weitere Gedichte zum Ersten Weltkrieg.

Herausgegeben von Karl Müller und Peter Roessler

Verlag der Theodor-Kramer-Gesellschaft 2023, 204 Seiten

ISBN 978-3-903522-09-1

Ein Buch gegen den Krieg, nicht irgendeines freilich, sondern eines, das von einem der bedeutendsten österreichischen Lyriker des letzten Jahrhunderts stammt: von Theodor Kramer.

Er war erst achtzehn Jahre alt, da kam er als Einjährig-Freiwilliger an die Front des Ersten Weltkriegs. Im Juni 1916 wurde er in der Schlacht von Olyko lebensgefährlich verwundet, kam zur Genesung ins Hinterland und wurde so weit wieder hergestellt, dass er wenige Monate später in einem Kriegsgefangenenlager in den Waldkarpaten Dienst tun musste, bis er buchstäblich mit dem letzten Aufgebot, im September 1918, erneut an die Front versetzt wurde, diesmal nicht nach Osten, sondern nach Süden, nach Italien. Dort erlebte er die Kapitulation, schlug sich zusammen mit einem Kriegskameraden zu Fuß über den Plöckenpass nach Kärnten durch und gelangte schließlich mit heiler Haut nach Hause.

Der Krieg war zu Ende, das Reich des Doppeladlers zerfallen, eine Welt lag in Trümmern, eine neue kündigte sich in Umrissen an, zumal in Wien, wo man gerade die Republik ausgerufen hatte und wo nun unter sozialdemokratischer Ägide ein bedeutendes soziales Aufbauwerk begann. Kramer sympathisierte mit der Sozialdemokratie, schloss sich ihr an, ein Dichter der Partei jedoch wurde er nie, sondern bewahrte sich seine Eigenständigkeit. Sein Ort war und blieb die Peripherie; jener Bereich, wo die Stadt in das Land übergeht, die Ränder der Dörfer, der Märkte, der „Flecken“, wie er sie nennt, die Ränder aber auch der Gesellschaft, wo prekäre Existenzen ihr Asyl finden, wo das Unglück zuhause ist, aber auch das kurze, flüchtige, mit rauschhafter Hingabe genossene Glück und wo man all jene antrifft, die ohne Stimme sind und die nie-

mand fragt nach ihrem Verbleib, ihren Freuden und Sehnsüchten, ihren Leiden und ihrer Zuversicht.

Kramer gab ihnen eine Stimme in seinen Gedichten, wie dies kein Zweiter vermochte in der österreichischen Literatur, fand damit eine große Leserschaft, ehe die braune Diktatur ihm, dem Sohn eines jüdischen Landarztes aus dem Weinviertel, den Boden unter den Füßen entzog, ihn vertrieb und verfemte. In achtzehn Jahren im englischen Exil schrieb er weiter, unbeirrt, ohne Unterlass, schrieb gegen den Verlust seiner Heimat an, bis er schließlich, 1957, als gebrochener, kranker Mann, nach Österreich heimkehren konnte, um hier festzustellen: „Erst in der Heimat bin ich ewig fremd“.

Eine Sonderstellung in seinem Werk nehmen seine hiermit erstmals wieder separat vorliegenden Kriegsgedichte ein, der Gedichtband „Wir lagen in Wolhynien im Morast“, der erstmals 1931 bei Zsolnay erschien und auf breites Echo stieß, begeisterte Zustimmung auslöste, aber auch entschiedene Ablehnung. Bruno Kreisky, bei Erscheinen des Buches 20 Jahre alt, erinnerte sich später: „Kramers Gedichte waren manchen nicht kämpferisch genug gegen den Krieg gerichtet. Heute über diese Zeit nachdenkend, muß ich sagen, daß gerade in der Nüchternheit ihre Wirksamkeit lag.“ Und Otto Koenig, später, 1945, unter den Gründungsmitgliedern unseres Verbandes, schrieb damals in einer Rezension für die „Arbeiterzeitung“: „Sie schreien nicht auf, diese Verse, sie klagen nicht und sie deklamieren schon gar nicht, sie ziehen einfach in ungeziertem Gleichschritt vorüber. Was Kramer erlebt hat, hat wohl jeder Kriegsteilnehmer erlebt, aber Kramers jede Erregung verhaltenden versmäßigen Berichte tragen in ihrer harten Schmucklosigkeit das große Staunen mit sich und in den Leser, daß all dieser grausame Unsinn, diese ekelhafte Furchtbarkeit, dieser häßliche Spuk von Menschen erlebt und überlebt werden konnte.“

In dem schmalen, streng komponierten Band, der, wenngleich in einem Zeitraum von mehreren Jahren entstanden, wie aus einem Guss ist, lässt Kramer die Stationen, die er als Soldat im Krieg durchlaufen hat, Revue passieren, meidet dabei aber die Ich-Form konsequent. Was der

Titel verspricht, lösen die Texte ein; das Ich verschwindet im Wir, geht in ihm völlig auf; gemeinsam gelangt man „im Viehwaggon, vermacht mit starken Stangen“, an die Front, nach Wolhynien (das heute in der Ukraine liegt und erneut Kriegsgebiet ist), gemeinsam marschiert man unter sengender Sonne durch „zerstörtes Land“, gemeinsam erleidet man die Enge der Schützengräben, gemeinsam liegt man im Dreck, im „schweißgetränkten Staub“, im Drahtverhau, gemeinsam erzittert man beim „Grunzen der Granaten“, gemeinsam atmet man auf, wenn die Gefahr vorüber ist und der langersehnte erste Rasttag anbricht, gemeinsam erleidet man Hunger und Durst, unsagbare Trägheit und Müdigkeit, gemeinsam döst man auf den Pritschen der Baracken, gemeinsam vermisst man, wenn sie ausbleibt, die Post von Zuhause, gemeinsam führt man Befehle aus, deren Sinn man nicht versteht.

Diese Gemeinschaft, eine Schicksalsgemeinschaft, wird von Kramer in keinem Vers und mit keiner Silbe verklärt oder gar idealisiert und doch als Voraussetzung dafür erkannt, überhaupt Worte zu finden für das im Krieg Erlebte, Gesehene, Erlittene, Begangene. Nur in der Wir-Form lässt sich darüber sprechen, und noch Jahre später versichert man einander der gemeinsamen Erfahrungen, die man mit sich ein Leben lang herumträgt und von denen man gezeichnet ist wie jener Verschütete in einem der wohl eindrucksvollsten Gedichte des Bandes, der sein Trauma nicht verwinden kann, für den der Krieg nie aufgehört hat, der Jahre später noch in seinem Garten einen Graben aushebt, um darin in Deckung zu gehen:

Das kleine Rascheln der verdorrten Ranken,
der Erde Rauschen einzig war um ihn;
und hallend stieß er manchmal an die Planken
des Walls und weinte leise vor sich hin.

Abschließend noch ein Wort zu dieser Neuausgabe: 80 Seiten Text – die Gedichte des Wolhynien-Bandes, ergänzt um weitere Gedichte des Autors, die den Ersten Weltkrieg zum Thema haben, darunter einige, die

in der großen, dreibändigen Werkausgabe von Erwin Chvojka fehlen und hier erstmals aus dem Nachlass veröffentlicht werden – stehen über 100 Seiten Apparat gegenüber. Das mag auf den ersten Blick wie ein Missverhältnis wirken, wie ein Übergewicht des Kommentars gegenüber dem Werk, erweist sich aber bei näherem Hinsehen als sinnvoll und schlüssig. Denn es ist ein Apparat, der sich nicht in philologischem Kleinkram erschöpft, sondern wesentliche Hintergrund- und Zusatzinformationen bietet, etwa den vollen Wortlaut aller wichtigen zeitgenössischen Rezensionen, die Publikationsgeschichte der einzelnen Gedichte, ein Glossar – bei Kramer, der in seiner Lyrik gerne mit anschaulichen Ausdrücken aus der Umgangssprache und mit Wörtern aus verschiedenen Jargons hantiert, besonders nützlich – und einen umfangreichen, einfühlsamen und kenntnisreichen Essay von Peter Roessler, dem derzeitigen Vorsitzenden der Theodor-Kramer-Gesellschaft, eine Tour d’horizon über das Buch hinaus und zu ihm zurück, die sich bescheiden „Nachwort“ nennt. Es bleibt zu hoffen, dass auch weitere der vom Dichter selbst veröffentlichten Lyriksammlungen, etwa „Die Gaunerzinke“ von 1929 oder „Verbannt aus Österreich“ von 1943, in naher Zukunft ähnliche editorische Sorgfalt erfahren.

Christian Teißl

Ingrid Maria Lang

German Fräulein

Roman

Buchschmiede 2023, 214 Seiten

ISBN 978-3-99152-431-1

Was wissen wir wirklich von unseren Eltern? Ahnen wir etwas von ihren geheimen Sehnsüchten, ihren unverwirklichten Träumen, den Hoffnungen, die sie einmal hegten, den Irrungen und Wirrungen ihrer Jugend, dem ungelebten Leben, das sie vielleicht mit sich herumtragen bis zu ihrem Tod, und den Geheimnissen, die sie vor uns bewahren? „Mir

wurde klar, wie wenig wir in Wahrheit über unsere Eltern wissen, wie vage und unbestimmt sie ihre Biografie beschreiben, fast wie Heiligengeschichten – alles nur Legende und Anekdote, bis wir uns die Mühe machen, tiefer zu graben“, sagt der schottische Autor William Boyd. Dieses Zitat hat Ingrid Maria Lang nicht von ungefähr ihrem neuen Roman vorangestellt, mit dem sie sich nun nach mehr als zehnjähriger Publikationspause zurückgemeldet hat. Denn die Mühe, tiefer zu graben, kennzeichnet auch ihre Erzählkunst, tiefer zu graben in der Geschichte des letzten Jahrhunderts, der Geschichte des Alltags zumal mit all ihren Brüchen und Widersprüchen, ihren Verwerfungen und Verheerungen, ihren Sackgassen und Auswegen.

Wer aber tiefer gräbt, kommt darauf, dass kaum etwas so ist, wie es scheint: dass zwei Menschen, die einst für Außenstehende „ein schönes Paar“ abgaben – wie Karla und Hermann, die beiden Protagonisten dieses Buches –, miteinander selten glücklich waren und schließlich nur aus Gewohnheit und aus Erschöpfung zusammenblieben; dass etwas, das nach außen wie eine Familie aussieht, sich in der Innenansicht als Zweck- und Notgemeinschaft offenbart, in der sich nur wenig zwischenmenschliche Wärme entfaltet, dass eine vermeintlich sichere Existenz keine Sicherheit bietet, sondern voller Abgründe ist, dass auch hinter der aufrechten Fassade eines Menschen wie Hermann, der nach seiner Rückkehr aus Krieg und Kriegsgefangenschaft die Laufbahn eines Gendarmen ergreift, da er sich nur in der Uniform stark und selbstsicher fühlt, ein zutiefst gebrochener Charakter steckt, und dass auch ein so unfreier und fremdbestimmter Mensch wie Karla keineswegs vergessen hat, wie die Freiheit schmeckt, was es heißt, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Karla macht diese Erfahrung im Sommer 1945, dem ersten Sommer im Frieden und dem letzten in ihrer Heimat, dem Sudetenland: In diesem Sommer – ihr Mann Hermann gilt noch als vermisst – begegnet sie dem amerikanischen Besatzungssoldaten Private Sergeant Howard Tracy. Sie beginnt mit ihm Hals über Kopf eine Liebesbeziehung, wird sein „German Fräulein“ und erfährt mit ihm, was sie in ihrer Ehe mit Hermann nie erfahren hat: Momente der Unbeschwertheit und der

innigen Zweisamkeit. „Wärme durchströmt sie, wenn er ihr entgegenkommt ...“

Ein Stück Papier besiegelt schließlich das Ende ihrer Beziehung; darauf steht, in fetten Lettern: Soldier Transfer. Howard verschwindet auf Nimmerwiedersehen, und sie findet sich schon bald in einem anderen Leben wieder: Als Angehörige der deutschsprachigen Bevölkerung wird auch sie, zusammen mit ihren Eltern und Geschwistern, aus ihrer Heimat vertrieben; zum Zeitpunkt der Ausweisung ist sie im vierten Monat schwanger. Hermann, ihr verschollen geglaubter Ehemann, steht eines Tages wieder vor der Tür, findet an ihrer Seite eine Tochter, Antonia, die nur auf dem Papier die seine ist, will sich zunächst im Groll von ihr abwenden und mit ihr für immer brechen, besinnt sich aber, auf Zureden seines Bruders, eines Besseren: „Du bist verheiratet, hast ein Kind, Du kannst schon morgen aufs Amt gehen und erhältst eine Wohnungszuteilung.“ Pragmatismus siegt über alle Gefühle, man beginnt von vorn, man versucht zu vergessen, wenn es sein muss, mithilfe von Alkohol, man rauft sich zusammen, man sorgt sich umeinander, nicht ohne sich zugleich misstrauisch zu beäugen und zu belauern. Das Kind, das Hermann für seinen leiblichen Vater hält, verbindet die beiden und trennt sie zugleich, was aber vor allem zwischen ihnen steht, ist der Krieg, den Karla im Hinterland, Hermann an der Front erlebt hat: „Wovon hatte sie schon Ahnung?“, fragt er sich einmal. „Hatte sie jemals darüber nachgedacht, was er da draußen in diesem kältestarrenden Land getan hatte? Allein oder mit anderen Männern? Er hatte zahllose Menschen getötet, Menschen, die sie Feinde nannten, hatte sie beschlichen, belauert, von hinten überfallen; es war Krieg, er war dafür dekoriert worden.“ Diese Verrohung und Brutalisierung wird Hermann nie verarbeiten können, Karla wiederum wird an seiner Seite früh altern, ein Leben leben, das nicht ihres ist, in Wohnungen, in denen sie sich nicht zuhause fühlt, an Orten, die ihr die verlorene Heimat nicht ersetzen können. Doch gerade in den dunkelsten Momenten, an den Tiefpunkten, die sie gemeinsam erreichen – Hermann verliert, heillos überschuldet, seinen Posten als Gendarm, muss ins Gefängnis, strauchelt immer wieder im Beruf, um

mühsam wieder aufzustehen – erweist sie sich als die stärkere, gefestigtere Persönlichkeit von beiden; sie gibt dem Mutlosen Mut, dem Haltlosen Halt, geht dabei bis an den Rand ihrer Kräfte – und darüber hinaus.

Was Ingrid Maria Lang uns in ihrem Roman mit großer sinnhafter Prägnanz vor Augen führt, das sind durch Krieg und Nachkrieg zu tiefst beschädigte Leben. Ihre Entscheidung, die Geschichte, die mehrere Jahrzehnte umfasst, weder aus der Vogelschau zu erzählen noch aus der Perspektive einer einzigen Figur, sondern alternierend einmal aus Karlas und einmal aus Hermanns Perspektive, bis schließlich am Ende nur noch die Perspektive der Tochter Antonia übrig bleibt, kommt dem Buch sehr zugute, verleiht ihm epische Breite, menschliche Tiefe und – was das Wichtigste ist – lässt es gerecht sein gegenüber seinen Figuren. Gerechtigkeit walten zu lassen mit den Mitteln der Literatur – Ingrid Maria Langs Roman ist ein schönes Beispiel dafür.

Christian Teißl

Enrico Morovich

Alltägliche Wunder

Erzählungen

Hrsg. und ins Deutsche übertragen von Hans Raimund

Löcker Verlag 2024, 126 Seiten

ISBN: 978-3-99098-192-4

Enrico Morovich: ein Autor, den man hierzulande auch dreißig Jahre nach seinem Tod noch nicht kennt, der in seiner Heimat Italien aber zeitlebens eine fixe Größe auf der Terza pagina der Tageszeitungen war, jener Seite also, die der Literatur abseits aller Aktualität gewidmet ist: der kleinen Prosa, dem Feuilleton, dem Gedicht.

Wie Ödön von Horvath stammt Morovich aus der vielsprachigen Welt Istriens; wie Horvath kam er in Sussak zur Welt, einem Vorort von Fiume, das heute Rijeka heißt, damals, 1906, aber zu Österreich-Ungarn gehörte, genauer gesagt: zum Königreich Ungarn; der literarische Weg,

den Morovich einschlug, war allerdings ein völlig anderer: Er führte ihn schon in jungen Jahren zur phantastischen Prosa, zu einer Form der Erzählung jenseits aller Psychologie und zu einem Bild von der Welt, in dem Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits keine getrennten Sphären sind, sondern nahtlos ineinander übergehen. Die Figuren, die Morovich auftreten lässt, haben immer vertraute Namen, heißen Antonio und Timoteo, Gianna und Carolina, tun aber viele befremdliche Dinge, und dies mit der größten Selbstverständlichkeit, als wäre es gar nicht der Rede wert. Sie treten stets unvermittelt in Erscheinung, um ebenso unvermittelt wieder in der Anonymität zu verschwinden. Was sie denken und fühlen, bleibt weitgehend ausgespart, ihr Innenleben wird genauso wenig durchleuchtet wie das Innenleben von Sagen- und Märchenfiguren; sie sind keine Charaktere im engeren Sinne des Wortes, sondern einfach nur Figuren, mehr umrissen als gezeichnet, Bewohner dieses oder jenes Dorfes, dieser oder jeder Stadt irgendwo im Süden, nahe dem Meer – wo genau, tut nichts zur Sache –, Angehörige dieses oder jenes Standes oder Berufs, Bauern und Bettler, Zirkusartisten und Kleinbürger, Landarbeiter und Jagdwächter, Banditen und Honoratioren. Ob arm oder reich, hellhörig oder mit Blindheit geschlagen, arglos oder berechnend, unschuldig oder mit Schuld beladen, allesamt sind sie hineingeboren in eine Welt voller Wunder.

„Alltägliche Wunder“ (im italienischen Original: „Miracoli quotidiani“) heißt denn auch die Sammlung von Kurz- und Kürzestgeschichten, die ihren Autor bei seinen Landsleuten bekannt gemacht haben. Der österreichische Lyriker und Essayist Hans Raimund, der sich schon seit seinem Aufenthalt in Duino in den 1980er-Jahren mit dem Werk von Morovich befasst und mit ihm auch persönlich in Verbindung stand, hat nun eine repräsentative Auswahl dieser kleinen, pointierten Kabinettstücke erzählender Prosa zusammengestellt und übersetzt.

Zwei Motive vor allem sind es, die sich durch die Sammlung ziehen, in immer neuen Variationen: Engel und Tod. Beide treten sie nicht als überirdische Mächte in Erscheinung, sondern mischen sich unter die Menschen, manchmal als gute Helfer, manchmal aber auch als hilflose Zaun-

gäste des Geschehens. Der Tod wird einmal ertappt wie ein Einbrecher und angehalten, doch etwas leiser zu sein; ein andermal trifft er auf eine Gruppe von Mähern und verliert beim Anblick ihres Tagwerks jede Lust, selbst Ernte zu halten. Ein am Flügel verletzter Engel stürzt in den Garten eines Bauern, findet Aufnahme und Pflege – und weckt die unselige Neugier und den Neid der Nachbarn. Ein anderer Engel springt kurzerhand für eine verstorbene Artistin ein und vollendet ihre Figur – den Balanceakt auf dem Ball –, ehe er in der Kuppel des Zirkuszeltts verschwindet.

Das alles wird knapp und schnörkellos erzählt, auf drei, vier Seiten. Selten, dass eine Geschichte länger ist, oft findet Morovich mit geringem Umfang sein Auslangen. Er spekuliert nicht, er kommentiert nicht, er hält einfach fest, was sich in dieser Welt der alltäglichen Wunder ereignet. Die „stilistische Klarheit, Einfachheit, Direktheit und die daraus oft sich ergebende jähe Poesie“ ist es auch, die Hans Raimund, wie er in seinem Nachwort zu dieser handlichen und schön gestalteten Ausgabe bemerkt, von Anfang an als überaus erfrischend an Morovich empfunden hat – und als „unbedingt einer Übersetzung und Vorstellung wert“. Man muss Hans Raimund dankbar sein, dass er den „Miracoli quotidiani“ eine deutsche Fassung gegeben und uns nun mit einem großen Meister der kleinen Form bekanntgemacht hat.

Christian Teissl

Angelika Stallhofer

Stille Kometen

Gedichte

edition ch 2022, 74 Seiten

ISBN 978-3-901015-76-2

Assoziationskapriolen

Angelika Stallhofer wurde 1983 in Villach geboren, studierte in Wien und Hamburg und ist Absolventin des Instituts für Narrative Kunst Niederösterreich. Sie schreibt Prosa und Lyrik, gewann einen Ö1-Literatur-

wettbewerb und erhielt mehrere Stipendien. Nach dem bei Kremayr & Scheriau erschienenen Roman *Adrian oder: Die unzählbaren Dinge* ist der Lyrikband *Stille Kometen* die zweite Buchpublikation. Die Autorin lebt heute in Wien.

Ein schmales, etwa A5-formatiges Bändchen, durchaus im für Gedichtbände üblichen Umfang: Das ist *Stille Kometen*, ein Buch, geschmackvoll gestaltet und mit Illustrationen von Andrea Zámboři versehen, das kurze, vor allem aber kurzzeilige Gedichte vereint, die in fünf Abschnitte organisiert sind. Diese tragen die folgenden Titel: Brennen, Wasserstellen, Surren, Schlingen, Schwebebahn.

Die Abschnittstitel bewirken etwas in den Leser*innen; diese vielleicht ungewöhnlichen Worte vermitteln eine ganz eigene Grundstimmung, die sozusagen das „Setting“ der folgenden Gedichte festzurrt. Gleich der Anfang, mit dem Titel *Alles* (S. 8), gibt deutlich das Ambiente wieder und verrät subtil, worauf es in diesen Texten vielfach ankommt:

Ich bin allein
aber die Steine sind da
zusammen
sind wir still

Die Stille, das Einhalten, die Einsamkeit, und doch eine Gemeinsamkeit (mit den Steinen). Die zweite Strophe vermittelt ein überraschendes Bild, bezieht die eigentlich leblosen Steine in die menschlich empfundene Stille mit ein.

Ungewöhnliche Sprachbilder, Assoziationen und Wortspiele sind die Essenz von Stallhofers Lyrik. Eindrucksvoll und schwermütig fand ich das vierzeilige *Umlaufbahn* (S. 10):

Der Tod ist
ein Trabant
und wir
sein Planet

Die äußere Struktur der Gedichte ist recht einheitlich: Ein Titel, ein paar interpunktionslose Zeilen, die allesamt sehr kurz sind und zumeist aus zwei Wörtern oder sogar nur aus einem einzigen bestehen. Jeder Gedichttext beginnt mit einem Großbuchstaben, doch dann läuft der Text wie ein einziger Satz durch. Wenig verwunderlich, dass fast jeder Vers in ein Enjambement mündet.

Ein witziges Wortspiel zeigt das Kürzestgedicht *Was ich werden wollte* (S. 23):

Groß und liniert
(nicht klein und kariert)

Die Texte frappieren durch ihren Wortwitz und laden doch zum Innehalten und Nachdenken ein. So manches, das auf den ersten Blick skurril wirkt, verbirgt einen vielschichtigen Kern, der nicht nur Assoziationsketten preisgibt, sondern, weiterführend, solche in Gang setzt, damit sie in den Köpfen der Lesenden sich weiterentwickeln. Mitunter kommt sogar eine kleine Lebensweisheit zum Vorschein, etwa in *Paradoxon* (S. 37):

Zum Luftholen
musst du
abtauchen

Angelika Stallhofer lotet Lebenswelten aus und macht dies sehr geschickt, weil unaufdringlich und nahezu beiläufig. Dass die Sprache hierbei von zentraler Bedeutung ist, liegt auf der Hand. Nur so ist es möglich, poetische Aussagen dermaßen auf ihre Essenz zu reduzieren, dass in Einzelfällen nur ein oder zwei Zeilen übrig bleiben, die trotzdem, sofern man geneigt ist, genau hinzusehen, ein ganzes Universum bereithalten. Den Riesenkomplex des keineswegs zimperlichen Umgangs der Menschen miteinander verweben die paar Zeilen von *Und vice versa* (S. 60) zu einem scheinbar harmlosen, aber in Wirklichkeit gewaltigen Knäuel:

Einer hat
das Salz
der andere
die Wunde

Stille Kometen ist ein stimmungsvoller, wortgewandter Lyrikband, und es bleibt zu hoffen, dass die Autorin diesem noch weitere folgen lässt.

Klaus Ebner

Maria Lehner
Krumme Eiche bis Unteres Feld
Erzählbrücken
Wieser Verlag 2023, 200 Seiten
ISBN 978-3-99029-575-5

Eine Erzählbrücke – was mag das sein? Ich hatte dieses Wort noch nie gehört, bis ich es auf dem Cover dieses Buches fand, mit dem Maria Doppelreiter nach einer langen Reihe wissenschaftlicher Publikationen, Sammel- und Tagungsbänden zumal, unter ihrem Nom de Plume Maria Lehner im Frühjahr 2023 ihren belletristischen Erstling vorgelegt hat. Das Buch enthält knapp zwei Dutzend kurzer Prosaarbeiten; manches davon ist im Protokollstil verfasst, manches anekdotenhaft verknüpft und pointiert, manches hat den leichten Schritt und Schwung eines Großstadt-Feuilletons, wieder anderes die Anmutung einer Kalendergeschichte, die in nüchtern objektivem Ton von unerhörten Dingen berichtet: von seltsamen Charakteren und tragischen Schicksalen, von all den gewöhnlichen und außergewöhnlichen Schrecken, die sich am helllichten Tage ereignen.

Dazwischen eingestreut finden sich ein Dramolett („Systemische Therapie“), fiktive Reportagen, moderne Märchen und Großstadtlegenden. Sie alle verbindet eines: der Schauplatz Wien und ihre Neigung, in

der realen Wiener Topografie anzusetzen und im Handumdrehen – hast-du-nicht-gesehen – in eine andere, imaginäre Landschaft, ja mehr noch: eine andere Dimension überzuwechseln, in ein Paralleluniversum, eine Welt hinter dem Spiegel. Das Wien, in das uns Maria Lehner führt, ist genau jenes Wien, in dem – wohl nicht zufällig – die Malerei des Phantastische Realismus entstand, Bilder wie das berühmte Gemälde „Die Arche des Odysseus“ von Rudolf Hausner, das durch seine vexierbildhafte Optik verschiedene Zeiten und Räume übereinanderlegt und ineinander verschränkt: Da kreisen Sonnen und Monde rund um ein im Leeren schwebendes steinernes Schiff; Odysseus trägt eine Matrosenmütze, hat eine Glaskugel in der Hand, die ihm seine Vergangenheit zeigt, und blickt uns fragend an; hinter ihm taucht über den Irrgärten Wiens die Kuppel der Karlskirche auf, und in weiter Ferne erscheint am Horizont ein Ozeandampfer. Genau die Atmosphäre, die dieses berühmte Gemälde aus der Nachkriegszeit vermittelt – hyperrealistisch im Detail, alptraumhaft bizarr und surreal im Ganzen –, atmen auch die allermeisten der vorliegenden Texte Maria Lehnerts, die sich – wie sich bei fortschreitender Lektüre zeigt – mit vollem Recht „Erzählbrücken“ nennen, helfen sie uns doch übersetzen vom Immer-schon-Gedachten ins Undenkbare, vom Immer-schon-Geahnten ins Ungeahnte, von der messbaren Zeit der Uhren und Terminkalender auf jenen Planeten Senzaconfini, an dem die Utopie einer Welt ohne Grenzen die gegebene Wirklichkeit ist, wo Exzentriker aller Länder und Epochen einander begegnen, um sich selbst und der Welt für immer abhandenzukommen, und wo kein Begriff definiert wird („Alles kann ein Zitronenfalter sein. Oder ein Betonmischer. Oder ein Renaissanceportal“). Auf diesen Erzählbrücken kann alles geschehen: An allen Ecken und Enden tauchen Mischwesen auf; in einem steckengebliebenen Fahrstuhl erzählen Drachen oder jedenfalls Leute, die aufgrund gewisser äußerer Merkmale für Drachen gehalten werden können, einander aus ihrem Leben, unterdessen führt der Gasthausphilosoph Nechwatal an einem hitzeflirrenden Hochsommertag im Gasthaus Nordpol die Kunst des Trink-Denkens vor, verwandelt sich eine Fleischhauerstochter wie weiland Daphne in einen Baum. Die Art

und Weise, wie Maria Lehner Letzteres schildert, nein nicht schildert, sondern rapportiert, als wäre es x-beliebiger Wiener Hinterhofratsch, als wäre weiter nichts dabei, zeigt, wie sehr sie im Erzählen aus mündlichen Traditionen schöpft, von den gesprochenen Worten ausgeht und sich von Redewendungen leiten lässt:

„Und dann sei es ziemlich rapide gegangen: die Unbeweglichkeit (wie angewurzelt) und oftmaliges Hinfallen (wie ein Holzklotz); die Haut sei hart und schuppig wie Borke geworden; das Haar sei ausgefallen und stattdessen seien durch die Kopfhaut kleine grüne Pickel gestoßen. Das Mädchen habe nur mehr liegen wollen. Möglichst viel Sonne und Luft habe sie sich gewünscht. Solang sie noch reden konnte. Schließlich aber sei sie taub und blind geworden. Ihre Finger, auch die Fingernägel, hätten sich in erschreckender Weise verändert; sie seien lang und spitz geworden wie Äste und hätten nach dem Licht getastet. Und viel Wasser habe sie gebraucht.

Das ‚Irgendwas‘ (‚Mädchen‘ konnte man den Pflock jetzt nicht mehr nennen) sei immer länger geworden und die zusammengewachsenen Beine hätten unten (bei den Fußsohlen und vor allem bei den Zehennägeln) Tentakel bekommen, die dem Boden zustrebten. Der erfahrene Arzt soll daraufhin gedrängt haben: ‚Sofort einpflanzen, sie wurzelt schon!‘“

Nach dieser starken Probe darf man gespannt sein, wohin Maria Lehner ihr Weg als Erzählerin, als Prosaautorin noch führen wird, in welche Räume und in welche Zeiten. Zu hoffen bleibt, dass es sie nicht auf den Planeten Senzaconfini verschlägt und sie uns noch lange nicht abhandenkommt.

Christian Teissl



BIOGRAFISCHE NOTIZEN

Gregor Auenhammer, geb. 1966 in Wien, von sich selbst beauftragt mit der Erkundung des Abseitigen, Außergewöhnlichen. Zuletzt: „Neue Sachlichkeit. Werke aus der Oesterreichischen Nationalbank“ bei Schütz Fine Art.

Denial Bahtijaragic, geb. 1983 in Jugoslawien, seit 1992 in Österreich. Studium der Philosophie und intensive Beschäftigung mit der Literatur. Demnächst: „Wermutkraut“ beim Castrum Verlag.

Gerhard Blaboll, geb. 1958 in Wien, seit 2006 freiberuflicher Schriftsteller. Berufsbegleitende Matura sowie nebenberufliche Studien Jus, Betriebswirtschaft, Geschichte. 2012 wurde er vom Wiener Bürgermeister Dr. Häupl zum Wiener Stadtpoeten ernannt. Demnächst: „Wenn sich zwei streiten, freuen sich viele Dritte“ bei Ferdinand Berger & Söhne.

Renata Buczolich, geb. 1960 in der Slowakei, lebt in Wien und schreibt seit ihrer Jugend Poesie. Mehrfache Preisträgerin bei Gedichtwettbewerben. Publikationen in Anthologien und Literaturzeitschriften. Schreibt auf Deutsch und Slowakisch.

Peter Campa, geb. 1954 in Wien, widmet sich seit der Pubertät der Literatur (Lyrik, Erzählungen). 1995 erschien die Wien-Biografie „Auf der Reise“. Verwoben mit seiner Heimatstadt zeichnet Campa Genre- und Landschaftsbilder, wobei er sich eines klassischen Erzählstils bedient. Zuletzt: „Die fetten Jahre sind vorbei“ bei Sisyphus.

Barbara Deißberger, geb. 1970 in Niederösterreich. Studium der Vergleichende Literaturwissenschaft und Französisch in Wien, Promotion in Germanistik. Von Deutsch- und Französisch- bis hin zu Literaturkursen dreht sich bei ihr alles um Sprache. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Zuletzt: „Eine Geschichte in Weiß“ beim Bucher Verlag.

Johannes Diethart, geb. 1942 in Knittelfeld, studierte klassische Philologie und Byzantinistik. Von 1980–2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek mit zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Verheiratet mit der Lyrikerin Brigitte Wiedl. Zuletzt: „Die Idylle ist ein Mörderstück“ beim Österreichischen Literaturforum.

Maria Dippelreiter, siehe Maria Lehner.

Martin Dragosits, geb. 1965 in Wien, wo er lebt. Schreibt vorwiegend Lyrik und visuelle Texte. Vier Gedichtbände. Zahlreiche Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, Online-Magazinen und Anthologien. Mitglied der GAV, des Literaturkreis Podium und des ÖSV. www.dragosits.at

Klaus Ebner, geb. in Wien, lebt in Schwechat. Studium der Romanistik und Germanistik. Autor von erzählender Prosa und Essays sowie von Lyrik in Deutsch und Katalanisch. Zuletzt: „Fünfzig“ bei Edition fabrik.transit.

Etela Farkašová, geb. 1943 in der Ostslowakei, ist slowakische Schriftstellerin und Philosophin. Sie wurde in mehr als 10 Sprachen übersetzt. Zuletzt auf Deutsch: „b e f l ü g e l t“ bei Anthea Verlag.

Franz Forster, geb. 1940 in Wien, studierte Germanistik und Theaterwissenschaft. Universitäts- und Verlagslektor. Zahlreiche Veröffentlichungen. Bereitet eine umfangreiche Sammlung „Lebensverläufe. Erzählende Gedichte“ vor. Zuletzt: „Saga der Unbekannten“ bei Königshausen u. Neumann.

Sidonia Gall, geb. in Kirchfidisch/Bgl. Seit 1970 Veröffentlichung literarischer Texte. 2009–2017 Präsidentin des ÖSV. Zuletzt: „Aus den Kulissen“ bei der edition lex liszt 12.

Christl Greller, geb. in Wien, schreibt Lyrik und Prosa. Für ihre Arbeiten erhielt sie eine Reihe z. T. internationaler Preise. Zuletzt: „berichte von der innenfront“ bei der edition lex liszt 12. www.greller.at

Judith Gruber-Rizy, geb. 1952 in Gmunden/OÖ; Studium der Germanistik und Theaterwissenschaften. 1971–1990 als Journalistin bei Zeitungen und Zeitungen in Wien tätig, seit 1991 literarische Veröffentlichungen. Zuletzt erschienen: „Die schreckliche Stadt K.“ bei der Edition Art & Science.

Markus Grundtner, geb. 1985 in Wien, früher Arbeitsrechtler auf kleiner Kanzleibühne, nun Jurist an der Wiener Staatsoper, aber immer Autor. Studienabschlüsse Theater-, Film- und Medienwissenschaft sowie Rechtswissenschaften. Veröffentlichungen von Kurzprosa in Literaturzeitschriften und Anthologien. Demnächst: „Der Fall der Fantasie“ bei der edition keiper. www.markus-grundtner.at

Bernhard Heinrich, geb. in Wien, Studium an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien, war lange Zeit als Orchestermusiker tätig. Anschließend Bibliothekar bei den Büchereien Wien. Schreibt Lyrik, Essays und Kurzprosa.

C. H. Huber, geb. 1945 in Innsbruck. 1 Roman, 6 Lyrik- und 3 Kurzprosaabände, zahlreiche Beiträge in Anthologien und Zeitschriften. Mitglied namhafter Autor*innen-Vereinigungen. Kuratorin des „Brenner-Archiv“ der Uni Innsbruck. Fotografiert Wartehäuschen. Zuletzt: „unkraut. undsoweiter“ bei der Tiroler Autorinnen u. Autoren Koop. www.ceha.me

Brigitta Huemer, geb. in Gmunden, lebt in Nötsch/K. Logotherapeutin, Existenzanalytikerin, schreibt Lyrik, Essay, lyrische Prosa. Publikationen in Anthologien und Literaturzeitschriften. Zuletzt: „von fernen lippen“ im wolf verlag.

Renate Katzer, geb. in Vorarlberg, lebt in Salzburg. Schreibt Lyrik und Kurzprosa. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften. Zahlreiche Lesungen.

Reinhard Kleindl, geb. 1980 in Graz, veröffentlicht seit vielen Jahren Kurzgeschichten, Romane und Artikel in Tageszeitungen und Magazinen. Seine Romane gehören dem Spannungsgenre an, haben teils Naturwissenschaftsbezug und Science-Fiction-Elemente. Zuletzt: „Chaoscode“ bei Lübbe.

Astrid Kohlmeier, geb. 1983 in Graz, Autorin und Regisseurin, schreibt Theater- und Erzähltexte, Lyrik und Hörspiele. 2012 erhielt sie das Österreichische Staatsstipendium für Literatur. Kohlmeiers Theatertexte und Bearbeitungen von Prosatexten werden an Bühnen in Österreich, Deutschland, Luxemburg und in der Schweiz aufgeführt. Demnächst: „Dir zugeneigt“ im wolf verlag.

Rudolf Kraus, geb. 1961 in Wiener Neustadt/NÖ, lebt heute als Schriftsteller und Bibliothekar in Wien. Regelmäßige Beiträge in Anthologien, Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk und Fernsehen. Zuletzt: „schuldgefühle allerorts“ beim Verlagshaus Hernalz. www.rudolfkraus.at

Reinhard Lechner, geb. 1986 in der Steiermark, lebt und arbeitet in Wien als freischaffender Autor (Lyrik, Prosa, Rezensionen, Übersetzungen aus dem Französischen). Er ist Mitredakteur der Grazer Literaturzeitschrift *Lichtungen*. Zuletzt: Jean Perrons „L'extase simple de respirer / Die einfache Ekstase des Atmens“ bei Klingenberg (übers. aus dem Französischen).

Maria Lehner, geb. 1954 in Graz, war im beruflichen Alltag strenger Sprachnorm verpflichtet. Die Autorenschaft von Essays (als Maria Dippelreiter) stellt das Gegengewicht zum Fabulieren dar. Erfahrungen als Lektorin und Jurorin ergänzen die schriftstellerische Tätigkeit. Sie ist Mitglied im PEN-Club, im ÖSV, bei der IG Autorinnen und Autoren und der Gruppe 48. Zuletzt: „Krumme Eiche bis Unteres Feld“ bei Wieser.

Ida Leibetseder, geb. 1998 in Ottensheim an der Donau/OÖ. Studium der Rechtswissenschaften und Psychologie an der Universität Wien, schreibt Lyrik und Prosa. Demnächst: „Die MenschIn“ bei der Bibliothek der Provinz.

Norbert Leitgeb, geb. in Klagenfurt, emeritierter Univ.-Prof. der TU Graz, Wissenschaftler, Schriftsteller und Gitarrist, schreibt unterhaltsamkritische Essays, humorvolle Lyrik und Kurzgeschichten, Gedichtbände, Kurzgeschichten und Jugendbücher. Zuletzt: „Sahnegläubchen“ im Eigenverlag.

Matthias Mander, geb. 1933 in Graz, lebt in NÖ. Erlangte große Bekanntheit mit seinem Roman „Der Kasuar“ von 1979, dem etliche weitere Romane folgten. Trat in den letzten Jahren v. a. als Dramatiker hervor (mehrere Uraufführungen an der Freien Bühne Wieden).

Anton Mantler, geb. 1947 in Großriedenthal/NÖ, Studien der Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte. Seit dem Ruhestand freiberufliche schriftstellerische Tätigkeit. Zahlreiche Lesungen und Veröffentlichungen. Zuletzt: „Versuchte Nähe“ bei der Edition Klopffzeichen.

Wolfgang Mayer König, geb. 1946 in Wien, ist Autor von Lyrik, Prosa und Essays, Universitätsprofessor und Herausgeber. Zuletzt: „Komm Schöpfergeist“ bei Johannes Schmid.

Walther Menhardt, geb. in Wien, wurde Physiker, in der Hoffnung die Welt zu verstehen. Berufliche Tätigkeiten in Österreich, den USA, Deutschland, den Niederlanden und Hongkong. Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften. Zuletzt: „Am ersten Tag des Endes“ bei der Bibliothek der Provinz.

Helmuth A. Niederle, geb. 1949 in Wien, lebt ebenda, in Streifing/NÖ und St. Urban-Simonhöhe/Kärnten als Autor, Übersetzer und Herausgeber. Seit 2011 Präsident des Österreichischen PEN-Clubs. Zahlreiche Buchpublikationen. Zuletzt: „Das Lopen Buch“ beim Löcker Verlag.

Martina Onyegbula, geb. in Wien, schreibt Lyrik und Prosa. Die Herausgabe ihres Collage-Lyrikzyklus „Die Monde der Hoffnung begrünen“ ist in Vorbereitung. Zuletzt: „Verdichtungen in moosgrün und herzbhutrot“ bei der edition libica Simone Stefanie Klein. Auf www.martinaonyegbula.at erscheint monatlich ein Gedicht.

Ilse Pauls, geb. in Wien, verheiratet, vier Kinder. Widmet sich neben ihrem literarischen Schaffen auch der Aquarell- und Acrylmalerei. Zuletzt: „Lebensbilder“ beim Wolfgang Hager Verlag.

Alexander Peer, geb. 1971 in Salzburg, Studien in Germanistik, Philosophie und Publizistik. Peer lebt heute als freier Autor in Wien. Zahlreiche Beiträge zu Literatur, Philosophie und Architektur. Zuletzt: „111 Orte im Pinzgau, die man gesehen haben muss“ bei Emons. www.peerfact.at

Bruno Pisek, geb. 1962 in Klagenfurt, ist Autor und Komponist. Er schreibt mehrsprachige Poesie, verfasst Radioarbeiten und hält szenische Lesungen. Zuletzt: „Geerbte Töne“ im Ö1-Kunstradio.

Brigitte Pixner, geb. und wohnhaft in Wien, Juristin, hat zwei Kinder. Sie ist Vorstandsmitglied des ÖSV und schreibt Lyrik, Erzählungen, SF. Zuletzt: „Das Pulsarnetz“ bei Ferdinand Berger & Söhne.

Bettina Planyavsky, geb. 1979, ist im niederösterreichischen Böheimkirchen aufgewachsen. Sie ist als Grafikdesignerin, Illustratorin und Verlegerin tätig. Zuletzt: „Die Himbeerpunktmaus“ im PunktMaus Verlag.

Karl Plepelits, geb. 1940 in Wien, aufgewachsen in Melk. Studien der Klassischen Philologie, Alten Geschichte und Anglistik. Veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Artikel auf dem Gebiet der Latinistik, Gräzistik und Byzantinistik und widmet sich seit Jahrzehnten auch dem aktiven Literaturschaffen. Schreibt Kurzprosa und Romane.

Mechthild Podzeit-Lütjen, geb. in Bremen, lebt in Wien und im Burgenland. Studium der Deutschen Philologie. Schreibt Lyrik, Prosa, Novellen und Haikus. Zuletzt: „darhöhung. elmsfeuer“ bei der edition lex liszt 12.

Heideloire Raab, geb. 1946 in Tragwein. Ihr Stil gilt der Bestrebung dem Geheimnis der Schönheit der Sprache nachzuspüren und diese auf das Wesentliche zu reduzieren; daher Senryu und Haiku als bevorzugte Formen. Mitglied des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes, der Österreichischen und der Deutschen Haiku-Gesellschaft. Zuletzt: „behutsam zärtlich“ im Eigenverlag.

Franziska Raimund, geb. 1944 in Bad Hall/OÖ, studierte Germanistik und Romanistik an der Universität Wien. Gemeinsam mit ihrem Mann, dem Dichter und Übersetzer Hans Raimund, begründete sie eine Reihe von erstmaligen Übersetzungen englischer, französischer und italienischer Lyrik ins Deutsche. Zuletzt: „Chiaroscuro“ bei der edition lex liszt 12.

Meinhard Rauchensteiner, geb. 1970 in Wien, Schriftsteller, Filmemacher, Ministerialrat. Studium der Philosophie, leitet heute die Abteilung für Wissenschaft, Kunst und Kultur in der Österreichischen Präsidentschaftskanzlei. Zuletzt: „Diverse Tode“ bei Czernin.

Elisabeth Schawerda, geb. 1940 in Bad Vöslau/NÖ. Mitarbeit bei verschiedenen Kulturzeitschriften. Schreibt schwerpunktmäßig Essays und Lyrik. Zuletzt: „Winterquaderno 2021/22“ beim Korrektur Verlag.

Alois Schörghuber, geb. 1956 in Amstetten/NÖ, ist seit 1997 Redakteur bei Radio Ö1. Gestaltet zahlreiche Reportagen, Features, Beiträge und Glossen. Zuletzt: „Betreten nur für Unbefugte“ bei der Literaturedition Niederösterreich.

Petra Sela, geb. 1947 in Wien, schreibt Prosa und Lyrik mit Schwerpunkt Haiku. Gründete 2010 die Österreichische Haiku Gesellschaft. Erhielt 1999 den Theodor-Körner-Förderpreis und 2003 das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst. Zuletzt: „Gestan, vuagestan und heit“ beim Verlagshaus Hernals.

Angelika Stallhofer, geb. 1983 in Villach, lebt und schreibt in Wien. Studium der Publizistik und Absolventin des Instituts für Narrative Kunst Niederösterreich. Erhielt mehrere Stipendien und Preise. Zuletzt: „Stille Kometen“ bei der edition ch.

Werner Stangl, geb. 1947 in Wien, lebt in Linz. Zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen im Bereich der Psychologie. Literarische Veröffentlichungen von Lyrik, Kurzprosa, Essays und Theaterstücken in Zeitschriften und Anthologien.

Martin Stankowski, geb. 1950, gelernter Kunstwissenschaftler. Arbeit u. a. in der Kulturberatung in Österreich, Deutschland und der Schweiz, wo er heute lebt. Parallel zu zahlreichen populärwissenschaftlichen Publikationen literarische Arbeiten seit einigen Jahrzehnten, nach Gedichten namentlich Kurzgeschichten, Novellen und Romane. Zuletzt: „Stella und Claude“ bei tredition.

Kurt F. Svatek, geb. 1949. Seine Veröffentlichungen sind vielfältig, wurden in die unterschiedlichsten Sprachen übersetzt und brachten ihm eine stattliche Anzahl von Auszeichnungen ein. Er ist Vizepräsident der Plattform Bibliotheksinitiativen Wien und des Verbandes katholischer Schriftstellerinnen und Schriftsteller Österreichs. Zuletzt: „Wie möglich ist das Unmögliche“ bei TRIGA.

Gerald Szyszkowitz, geb. 1938, lebt in Maria Enzersdorf. Er war als Dramaturg und Regisseur an verschiedenen Theatern, dann 25 Jahre als Fernsehspielchef des ORF tätig. In dieser Zeit veröffentlichte er über 20 Romane und über 50 Theaterstücke. Zuletzt: „Wie man wird, was man sein möchte“ bei der Buchschmiede.

Claudia Taller, Psychologin, Schriftstellerin, Radiomacherin. Schreibt Romane, Lyrik, Beiträge in Anthologien und Literaturzeitschriften. Zuletzt: „Der Tod geht mit ...“ beim Schriftenstand Verlag.

Christian Teissl, geb. 1979, lebt pendelnd zwischen Graz, Wien und der Südsteiermark. Autor und literarischer Archäologe. Etliche Bücher, Beiträge und Editionen. Vorsitzender des Österreichischen Schriftstellerinnenverbandes.

Peter Veran, geb. in Leoben, ist das literarische Pseudonym von Werner Anzenberger. Der promovierte Jurist und Historiker hat mit seiner literarischen Groteske „Plädoyer eines Märtyrers“ (Promedia) einen veritablen Erfolg im deutschen Sprachraum erzielt. Demnächst: „János und Hans“ bei Promedia.

Johannes Wais, geb. 1978 in Wien, studierte katholische Theologie, Religionspädagogik und Kunstgeschichte. Im Hauptberuf Lehrer an einem Wiener Gymnasium, ist er auch Autor von Sachpublikationen, Lyrik und Kurzprosa. Zuletzt: „Geistesgewärtig“ im Echter-Verlag“.

Christina Walker, geb. 1971 in Bregenz, studierte Germanistik, Theaterwissenschaft und Kulturmanagement in Wien. Nach langjähriger Tätigkeit für Theater, Film und Museen in Wien und Berlin lebt sie heute in Augsburg. Ihre Texte wurden mehrfach ausgezeichnet. Zuletzt: „Kleine Schule des Fliegens“ bei Braumüller.

Peter Paul Wiplinger, geb. 1939 in Haslach/OÖ, ist Schriftsteller und künstlerischer Fotograf. Studium der Theaterwissenschaft, Germanistik und Philosophie. Zahlreiche Fotoausstellungen, Beiträge in Zeitungen, Zeitschriften, Anthologien und Rundfunksendungen im In- und Ausland. Seine Gedichte wurden in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Zuletzt: „Lyrik. 1000 ausgewählte Gedichte 1960 bis 2023“ beim Löcker Verlag. www.wiplinger.eu

Sascha Wittmann, geb. und wohnhaft in Wien. Studium der Theaterwissenschaft und einer Fächerkombination aus Germanistik, Publizistik und Politikwissenschaft. Zuletzt: „Alles Alltag“ beim Septime Verlag.

LITERARISCHES ÖSTERREICH 2023 / 02: Zwischen Tür und Angel

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

© 2024

EIGENTÜMER, HERAUSGEBER UND VERLEGER:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: office@oesv.or.at

Web: www.oesv.or.at

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Christian Teissl

REDAKTION dieser Ausgabe:

Ewald Baringer, Armin Baumgartner, Bernhard Heinrich, Mara Scherzer,

Ines Scholz, Constantin Schwab, Martin Stankowski, Christian Teissl

Korrektorat: Armin Baumgartner

Satz und Layout: Anita Schöberl, Joe Haschek

Druck: Druckerei Janetschek, www.janetschek.at

Gefördert von der Stadt Wien Kultur

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH 

WIEN
KULTUR 